

21 957

BRASILIEN

Tag und Nacht

von W. K. v. NOHARA

club 38670

DE



Wasser aus dem Amazonas

W. K. v. NOHARA

BRASILIEN TAG UND NACHT

-35

ROWOHLT

BERLIN

dit. pod
Brazylia



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168571

*Schutzumschlag und Einband von Herbert Bayer
Photos vom Verfasser und Helmut Horn, Hamburg*



21.957

1.—5. Tausend

Copyright 1938 by Rowohlt Verlag GmbH · Berlin W 50

Gedruckt in der Leipziger Verlagsdruckerei AG. vorm. Fischer & Kürsten

Druck der Abbildungen: Fr. Richter, GmbH., Buch- und Kunstdruckerei, Leipzig

NH-69471 N-4920982/TMK

ERSTER THEIL
IN DEN RACHEN EINES ERDTEILS

Aus einem Trupp von Seringeiros, Gummijägern, die teils betrunken, teils mit den Anzeichen eines schweren Katers zum Kai marschierten, hörte ich jemand rufen: „Senhor, tzt, Senhor, wollen Sie den homem sehen, dem Nick Carter die Braut gestohlen hat, haha?“ Und alle Kerle lachten brausend mit: Hahaha!

Ich brauchte drei scharfe Tzt, tzt, tzt, bis ich merkte, daß die Frage mir galt; ich ging auf dem schmalen baufälligen Bürgersteig neben dem Trupp her. „Nick Carter?“ sagte ich, „aber Nick Carter ist doch ein Detektiv aus dem Roman.“

„Sim, Senhor, und doch hat er dem jungen Mann da, dem Joao die Braut gestohlen.“ — Ich folgte der Richtung, die der pelzartig behaarte Zeigefinger wies und sah einen jungen Menschen, der mich aus großen dunklen Augen anblitzte; er hatte den Blick, das Auge, das die Urwaldmenschen — die echten Urwaldmenschen — mit den Nachttieren und Nachtvögeln gemein haben. — „Ihnen hat er die Braut gestohlen?“ fragte ich lachend. — Er antwortete nicht, er schien nicht betrunken, nicht verkatert wie die andern, schritt mit einer besondern Entschiedenheit, einer Art Wut aus; doch, er hatte getrunken, getrunken hatte er schon, aber der Fusel zeigte keine Wirkung bei ihm, so war das.

Eine Antwort kriegte ich nicht, aber unsre Blicke sogen sich ineinander; „einen schönen Kopf hat er“, dachte ich, „mit Zügen der Verkommenheit allerdings. Doch, vielleicht hat sie das Schicksal in die Gesichtshaut geätzt“.

„Wohin geht es, Cavalheiros?“ fragte ich.

„Amazonas“, öffnete der junge Mensch nun den Mund.

„Wohin am Amazonas?“

„Deus, der Amazonas ist groß, so groß.“ Er machte eine Geste, so groß wie ich noch keine gesehen habe; es war die umfassendste Gebärde von der Welt.

„Ein feines Gesicht hat er“, sagte ich bei mir, „ich werde es nicht vergessen. Wenn ich ihm wieder begegne — —“ Und er hat mein Gesicht, wie ich einige Jahre später feststellte, auch nicht vergessen.

Die Leute ließen sich, am Kai angelangt, von einem überfütterten, unmäßig schwitzenden Werber in einen grotesken Heckrad-

dampfer verladen, der mehr aus Wurmfraß als aus Holz zu bestehen schien, eine Glocke bimbimnte, dann fuhren sie ab, in den Urwald, an die mörderische Arbeit des Gummisammelns für irgendeinen reichen Patron, der sie gleich Sklaven halten lassen würde, bis sie fieberkrank, verzuckend in den Humus sanken oder so viel zusammenverdient hatten, daß sie sich davon einen kolossalen Sechstageraushang kaufen konnten, in Santarem wieder, weil das am nächsten lag, mit Speisen, die man nach der Karte wählte, mit grellgekleideten Frauen und einem fieberischen Spiel im Kasino, wenn das Geld nicht schnell genug zur Neige ging.

Seither — seit ich gewissermaßen das Opfer des nonexistenten Nick Carter zum Schiff begleitete — ist der Gummihandel am Amazonas verfallen, und die Seringeiros verdienen nicht einmal mehr so viel. Was meinen Joao betrifft, der mir aufgefallen war, so mag er inzwischen mehr verloren haben als nur die Braut. Santarem, das rauschende, tobende, fiebernde ist eine sterbende Stadt geworden; alle Städte am Strom haben gelitten, Belem do Para hat ein Drittel seiner Bevölkerung eingebüßt — ah, der Rachen dieses Erdteils, in den ich wieder fahre, scheint verdrossen, verärgert zu gähnen.

„Südamerika, 20 Minuten Aufenthalt!“

Nachdem am Tag vorher die Äquatortaufe gestiegen — eine dieser neumodischen Taufen, denen die Liebe und die Derbheit fehlt und die aus „gesellschaftlichen“ Rücksichten irgendwo, meinethalb drei ganze Grad oder zwanzig Fahrstunden vom tatsächlichen Äquator abgehalten werden — nachdem also dieser etwas abgestandene Klamauk längst verhallt ist, nähert sich das Schiff in allem Ernst dem Amazonas.

11 Uhr vormittags; das Meer hat schon vor Stunden die Farbe vom Tiefblau in ein Hellgrün gewechselt, das zusehends gelb wird, Gelb des Lehms, der aus den Urwäldern eines halben Kontinents schwemmt. Das Schiff stößt im Augenblick, da es den Äquator passiert, einen bellenden Sirentonon aus; die Kapelle auf Deck

bläst drei Tuschs, die merkwürdig hohl und verflattert klingen, gewissermaßen ausgefranst. Das Sonnenlicht wird grün vom Wasser zurückgeworfen, das geheime schäumende Strudel zeigt, und die Menschen gehen mit grünen Gesichtern umher wie wandelnde Leichname. Keine fliegenden Fische flattern mehr auf mit ihrem silbernen Schwirren; es kommt das Reich der Piranhas, jener berühmten Unterwassermörder, Verwandten der Forelle, die in fünf Minuten ein lebendes Kalb bis aufs Skelett kahl fressen sollen.

12 Uhr. Links voraus wird Land sichtbar, das erste Südamerika: im scharfen Glas erkennt man blendend gelbe Sandstreifen, die ein dürres, kaum grünes Gestrüpp einfaßt, dahinter — eine Ahnung nur — der Urwald. Auf einer kleinen Höhe warnt ein Leuchtturm.

13 Uhr. Voraus kämpft ein kleiner Segler mit den Wellen des Atlantik, die dem Erdteil in den weitgeöffneten Rachen schlagen. Wie er näherkommt, erkennt man das große P am Segel: Es ist der Pilota, der Amazonaslotse, der in einem Ruderboot längsseits des Dampfers aus dem Norden kommt, ein kleiner pockenarbigiger Kreole, still, durchaus unseemännisch. Im Boot, das furchtbar hin und her geworfen wird, sitzen ein Neger, ein Indianer, ein Kreole und ein Vierter von undefinierbarer Mischung; der große Schmelztiegel der Rassen schickt seine Vorboten; wir haben Brasilien in der Nußschale.

14 Uhr. Fremde große schwarzweiße Vögel umkreisen im merkwürdig energischen Segelflug das Schiff. Es sind die Fregattvögel, die unsre Jugendträume durchzuckten. Ihre Schatten fallen wie schwarze Flecken auf das Deck. — Immer mehr lehmgelbe und braune Streifen mischen sich in das Gelbgrün des Wassers. Dunkel unter der Oberfläche bemerkt man Sandbänke, zwischen denen der Lotse das Schiff hindurchlenkt. Links gleitet das Ufer vorüber mit einem vereinzelt Segler von fremder Form; Inseln, Baken, Bänke. Wir sind im Rio Para, dem östlichsten Arm des Amazonasdeltas, und steuern auf Belem do Para.

16 Uhr. Jetzt, in der fünften Stunde der Flußfahrt, ist zur Rechten immer noch kein Land zu sehen; die unerforschte riesige Deltainsel Marajo bleibt unsichtbar; der Flußarm ist hier 50 km

breit. Die Menschen sitzen im Vorschiff, die Gläser unentwegt am Auge, jeder ein kleiner Kolumbus.

17 Uhr. Das Wasser hat sich nun endgültig für eine Farbe entschlossen, es dürfte, im Jargon der Konfektionshäuser, „Lindenblüten mit écru Spitzen“ sein. Das rechte Ufer ist immer noch nicht zu sehen. „Wir sind versehentlich d'reckt in den Stillen Ozean geraten“, mutmaßt eine junge Berlinerin.

18 Uhr. Punkt sechs geht die Sonne unter in einem unglaublichen brandroten Brodem, der den halben Horizont ausfüllt; die Welt wird eine Farbenorgie. Herden von Liebhaberphotographen rennen wie irrsinnig auf Deck umher und wehklagen: Warum gibt es noch keine brauchbare Farbenphotographie! — Einer sieht in einem Jahr sämtliche illustrierten Zeitschriften farbig. — Leichter Tropenkoller.

In der Bar kippt einer das achte Bier, und auch darauf fällt ein Strahl von der sterbenden Sonne, und das Helle sieht aus wie flüssiges Gold. 35 Grad, alles schwitzt Bäche. Ein blonder bleicher Steward sagt ernsthaft: „Gießen Sie es sich doch direkt ins Hemde; das geht schneller; wozu erst transpirieren!“

Rostrote Segel am linken Ufer, das bis auf einen Kilometer herangekommen ist. Plötzlich ist die Sonne weg, als hätte sie ein Taschenspieler in die Tasche gesteckt. Unvermittelt wird es dunkel.

Nacht. Keiner denkt daran, zu Bett zu gehen, obwohl alle die Nacht vorher wegen des Äquatorballs nur drei Stunden geschlafen haben; am linken Ufer weisen Blinkfeuer den Weg; ein rechtes Ufer gibt es anscheinend immer noch nicht. In der Halle liegen bereits die Aufnahmen von der gestrigen Äquortaufe aus. Der Bordphotograph hat die ganze Nacht gearbeitet — mit eisgekühltem Wasser, denn sonst hätte sich die lichtempfindliche Schicht vom Film gelöst und wäre selbständig schwimmen gegangen. „Dafür“, erklärt der junge Mann, „hat das Hemde mit meinem holden Jünglingskörper eine unlösbare Einheit gebildet.“

Allen, die auf Deck spazierengehen, sieht man es an, daß bei ihnen ähnliche interne Verhältnisse vorliegen, besonders hinten. Endlich um 7.30 Uhr tauchen auch rechts Blinklichter auf; wir

sind also doch auf einem Fluß mit zwei Ufern. Die eigentliche Flußfahrt hat begonnen — neun Stunden nach der Einfahrt in die Mündung.

8.30 Uhr passieren wir die spärlich beleuchtete Ortschaft Rivadas. Auf der Schiffsleiter liegt im grellen Licht der Bogenlampe ein verbeulter Papierzylinder vom Äquatorball. Um 10 Uhr hält der Dampfer vor Belem do Para — rechts drei Lichter, links ein Sternennebel, eine Stadt von heute nur 180 000 Einwohnern. — Post aus der Heimat wird verteilt, die Briefe nicht schwerer als drei Gramm, mit Flugzeugen über den Ozean gejagt. Eine halbe Stunde später geht die Fahrt weiter.

Nach einer Nacht voll seltsamen Landgerüchen und viel Whisky-Soda pflücken wir strahlende Schmetterlinge mit edlen langen Flügeln von der Decke des Promenadendecks, wo sie sich über Nacht zur Ruhe niedergelassen haben. Auch eine Art Mistkäfer wird eifrig geerntet. Drunten in Rio de Janeiro zerhacken sie die Schmetterlingsflügel und kleben daraus Mosaikbilder: Die Bucht von Rio bei Sonnenuntergang, die Christusfigur vom Corcovado und ähnliches. Die Mistkäfer hingegen faßt man in Ringe und schenkt sie der Braut.

Schildkröten, rund und groß wie Rauchtische, schwimmen vorüber und tauchen.

Es ist gar nicht wahr, daß der Amazonas einem See gleicht (Phantasievolle sagen gar: einer See); die Ufer kommen vielfach auf Steinwurfweite ans Schiff heran, und man sieht nackte Menschen im Schatten von Schilfhütten faulenzten, die meist nur ein Dach und keine Wände haben. Der Urwald, in dem alles ertrinkt, ist ihnen Wand. Hoffnungslose Rodungsversuche bleichen in erschütternder Halbheit: Nicht mehr Urwald und noch lange nicht Kulturboden. Zwischen zerfallenden Baumleichen blinkt das Sumpfwasser; die Menschen sitzen mit angezogenen Beinen im Schatten neuen Urwalds, der wieder kräftig sprießt.

Lokaldampfer und Segler mit giftgrünen Segeln gleiten vorüber, unterwegs zu den Städten mit Markt. — In Einschnitten im grünen Einerlei sollen Siedlungen liegen; man sieht nur die größten,

welche die Landkarte als „Städte, Sitze des Municipios“ oder Kreises verzeichnet, also Muana, Curralinho, Breves.

Zwischen der Insel Murucuru und dem unerforschten Rieseneiland Marajo, das die Größe der Schweiz hat, drängt sich der Fluß in einem Sund von hundert Metern Breite. Rechts eine Fazenda, auf der Holz und Zucker gewonnen werden; die grasgrüne brasilianische Fahne geht an der Stange hoch und wird zum Gruß gedippt. Sonst keinerlei Gruß, kein Winken, keine Neugierde; die Fazendeiros verlassen nicht die Arbeit, die Indianer nicht die Hütten, die Paddler nicht den Kurs, den ihre Canoas, mit tellerrunden Paddeln bewegt, ziehen.

Der Rundfunk meldet aus dem 7000 km entfernten Europa, daß ein 115 Jahre alter Serbe sich von seiner Frau geschieden hat, daß der Großangriff der Nationalisten auf Madrid begonnen, und daß der Nichteinmischungsausschuß wieder tagt. (Das ist ein Wort von 25 Buchstaben, die der Funker in seinem engen Raum schweißtriend nach der Morseübermittlung niederschreiben muß.)

40 Grad im Schatten; es ist so heiß, daß der Eisklumpen im Whisky-Soda umsonst stirbt; das Getränk bleibt lau.

Mit Todesverachtung spielt die Kapelle an Deck, wobei einem besonders der Kontrabassist leid tun kann. Ich finde, daß Kontrabassisten und die Trommler in den Militärkapellen doppeltes Gehalt beziehen müßten. Von allen Schwerarbeitern tun die mir „am leidsten“. Im Schwimmbassin planschen die jungen Leute im original Amazonaswasser und blicken gespannt nach den mörderischen Piranhas aus, welche die Pumpe etwa hochgesaugt haben könnte. Die Jugend von heute wird eben maßlos verwöhnt. — Der ärztliche Ratgeber für die Tropen empfiehlt gegen Ohrgeschwüre beim Baden Wattebäusche im Gehörgang mit Vaseline. Wenn es nach den Ärzten ginge, müßte man sich in den Tropen ganz in Zellophan packen. Viel mehr haben die Damen an Bord ohnedies nicht an. — Als Vorgericht servieren die Stewards mittags Beefsteak Tartar; das kommt den verquerten Luxusgelüsten des weißen Mannes entgegen: Im Urwald und bei 40 Grad rohes, rotes, blutiges Fleisch! In diesen Breiten ist Beefsteak Tartar das Verbotenste vom Verbotenen; es gibt Leute, die machen von Südchina

aus jedes Jahr eine Reise in die deutsche Heimat, eigens um Tartar-beefsteak zu essen; es gibt Leute, die essen es in Singapore — und sterben daran. Der Paratyphus hat zwar nicht seinen Namen von Para; aber immerhin.

Aus der Schiffsküche mit ihren Gefrieranlagen ist das Gericht natürlich vollkommen ungefährlich. Nicht nur die Jugend, auch die Bejahrten, Bebauchten, Beglätzten werden maßlos verwöhnt. Beefsteak Tartar auf dem Amazonas — das ist wie Zigarettentrauchen in einer Pulverfabrik; es braucht nichts zu passieren, aber es kitzelt.

Verfilztes Wasserhyazinthenkraut schwimmt in ganzen Inseln stromabwärts, in Gestalten, die an Flußpferde, Schweine, Alligatoren gemahnen; überhaupt begegnet man Inseln in allen Entwicklungsstadien: Hyazinthenbänke, noch nomadisierend, aber schon verschlammend; festgeschwemmtes Rohr; Sandbänke, die bei Flut unter Wasser schwimmen wie nackte Rücken; sumpfige Kuchen, leicht mit Flora überpudert, und üppige Brocken insularen Urwalds, eine Welt wie an den ersten Tagen der Schöpfung. — Die Stämme der Urwaldbäume sind ausnahmslos dünn, skrofulös; sie haben es eilig, in die Höhe zu kommen, an Luft und Sonne, ehe sie von schnelleren oder älteren Jahrgängen oder von hurtig nachkletternen Lianen und Schmarotzern erwürgt werden. Oben entfalten sie breite unverschämte Blattkronen und ersticken schweigend die langsameren oder jüngeren Nachbarn. Das Spiel hat etwas Heimtückisches, Ungesundes, es ist wie bei den Menschen krankhaft aufstrebender Städte, man denkt etwa an die Inflation und deren Blüten, die auch auf eilfertigen dünnen Stämmen protzige Blattkronen jonglierten.

Üppig rot blühen die Schmarotzerpflanzen; es ist ebenfalls wie bei den Menschen; häufig sind die schmarotzenden Lianen armdick, die gastfreien Baumstämme viel dünner. Nur auf wenige Meter ist der Wald mit dem Blick zu durchdringen; vor dieser nicht endenwollenden wollüstigen Chlorophyllorgie schwingen Kormorane dahin, flattern irisierende Falter; man verliert jeden Zeitbegriff, jedes Maß; über einen Indianer, der plötzlich nackt am Ufer steht, erschrickt man; seine Kleinheit zeigt, welchem über-

dimensionierten Riesengrünkohl man sich gegenüberbefindet. Die Hütten, die sich vor den regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen auf Pfähle flüchteten, muten wie winzige Körbe für Insekten an.

Das Schiff hält, die Maschinen stellen ihr nervöses europäisches Vibrieren ein, und miteins hört und riecht man das Land, die Geräusche senken sich wie ein schwerer Schleier über das Schiff: Zikaden sägen, Ochsenfrösche bullern, und der Schmiedevogel hämmert zum Verrücktwerden auf seinem imaginären Amboß aus Kruppstahl.

Das Schiff läßt die Sirene auflosen, und aus dem Walde rauscht es Antwort; er gibt das Echo ausgefranst, gesiebt durch die tausend dünnen bleichen Stämme, die sich gegenseitig ersticken.

Dann wieder das emsige Orchester des Urwalds. Die Sonne sinkt erschreckend rasch und blutig, und nun schweigen selbst die Reisenden aus Berlin. — Die Dämmerung, welche die ganze Welt in eine einzige große Melancholie schlägt — Sterben der Sonne einmal in vierundzwanzig Stunden, und immer sterben wir ein wenig mit — überwältigt auf eine dem Stadtmenschen ungewohnte Weise. — In solchen Augenblicken ist der Rauchsalon mit bridge spielenden Europäern ein sicherer Hafen; man entgeht selbst der gefährlichsten Stimmung, und läßt sie einen nicht gleich los, so setzt man sich neben Engländer.

Es ist heute möglich, in Hamburg oder Liverpool ein Schiff zu besteigen, um den Fuß auf festen Boden erst wieder mitten im Urwald des Amazonas zu setzen. Es ist ein Leben, das uns durch den Mangel an Übergängen zur Ebenmäßigkeit erziehen möchte.

In ein Dunkel, das undurchdringlich schien und durch das der Riesendampfer aus dem Norden wie ein überdimensionierter Käfig mit Leuchtkäfern fuhr, brüllte miteins der Lautsprecher:

„Durch das Entgegenkommen des brasilianischen Zollkommissars, der sich an Bord befindet, bietet sich die Möglichkeit zu einem nächtlichen Landausflug. In zwanzig Minuten ankert das Schiff, und Sie, meine Damen und Herren, werden sich in den Urwald begeben.“



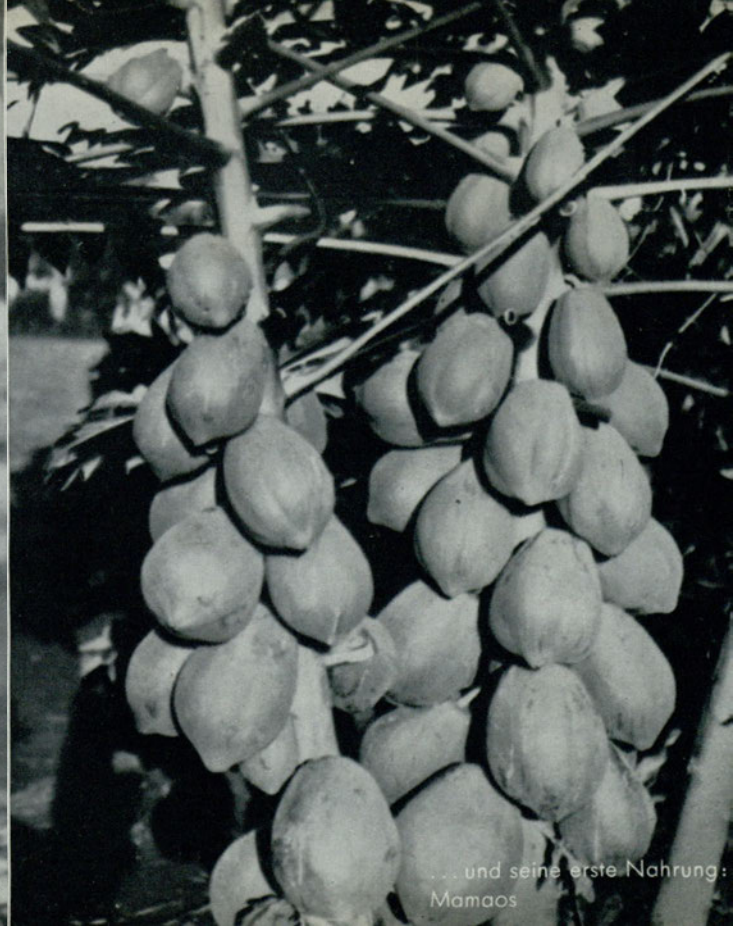
Die Küche des Amazonas-Siedlers



Bei senkrechter Sonne —
Wäsche horizontal



Der Kolonist



... und seine erste Nahrung:
Mamaos

Das Landungsmanöver klappte vorzüglich, die Ausbootung dergleichen: Siebenhundert Menschen ergossen sich mit einemmal in die Sumpfwildnis der Insel Marajo, die im Innern noch von keinem weißen Fuß betreten wurde. — Die Indianer erlebten einen Schreck in der Abendstunde.

Palmblatthütten standen zunächst dem Landeplatz, Petroleumlämpchen schwelten, und es roch erregend nach dem Holzrauch der Feuer, auf denen die Eingeborenen das Abendbrot bereiteten. Wer viel reiste, der kennt diesen Geruch — von Holzrauch, brutzelndem Fett und scharfen Gewürzen — und verfällt immer wieder seinem unerklärlichen Zauber. Ich kannte ihn von den Siedlungen im undurchdringlichen Wald um Santarem, von Indiens staubigen Ebenen, in deren Dörfern sie abends den Currie bereiten, und empfinde ihn so stark, so stimmungsträchtig, daß er mir bei einer Inderschau im Berliner Zoo — fünfzig Schritt von einem der belebtesten Bahnhöfe der Welt — den ganzen weltfernen, versunkenen, friedlichen Zauber indischer Dörfer suggerierte. — Einigermaßen betäubt folgte ich dem Pfad, der sich durch kniehohe, von Glühwürmern funkelndes Gras wand und sich bald verlor.

In das Lärmen der Schmiedevögel, Ochsenfrösche und Zikaden und während der Fuß abwechselnd in Sumpf und auf vermorschendes Holz trat, drang leise und eindringlich ein anderer Ton, hier exotischer denn jene Laute; man lauschte erschrocken: Es war das Pausenzeichen des Deutschlandsenders!

„Üb' immer Treu und Redlichkeit ...“

In einer Hütte drehte ein Gelbbrauner verloren an einem Empfangsgerät und floh erschrocken, als wir unvermittelt aus der Nacht auftauchten. — Die Menge der Reisenden verzog sich, manche kehrten verwirrt zum Schiff zurück, und von hier an — ich kann mir nicht helfen — ist der Text von Karl May. — Bis an die schlanken Hüften im Gebüsch versinkend, der drohenden Schlangen, Skorpionen und anderen Gefahren nicht achtend, drang ich ebenso forsch wie allein in die Wildnis. Irgendein Gott, der auch für verlorene Journalisten sorgt, gab mir ein, einen alten Mulatten, der im warmen Dunkel seiner Hütte abwechselnd in eine Holzkohlenglut blies und an der Zigarette zog, nach dem weiteren Weg zu

fragen. Ich wußte nicht, was Weg auf Portugiesisch heißt, kannte aber von Lissabon her Rua — die Straße. Ich fragte also nach der Rua, worauf er behaglich in sich hinein lachte. Ein Mann von Humor.

Den Amazonas speist ein unendliches System von Creeks oder kleinen sumpfigen Wasserläufen, die den Urwald anzapfen. Das Wasser ist seicht, man könnte hindurchwaten, wenn nicht der Schlammboden wäre, der unbedingt tödlich ist oder gar die ganze Garderobe ruiniert. Amazonasschlamm geht nicht ab; ich habe heute noch — wie Hoteletiketts auf dem Renommierkoffer — handgroße Schlammflecken auf den Flanellhosen.

Den ersten Creek kreuzte ich auf einer Brücke von drei dünnen Baumstämmen, den zweiten auf einer von zwei, den dritten — im Sitz — auf einer einzigen elastischen Ranke jener nach einer reizenden Berliner Filmschauspielerin benannten, im Urwald unvermeidlichen Liane. — Der vierte Creek kannte keine Brücke mehr; ich folgte seinem Ufer, traf auf einen Nebencreek, der den Hauptcreek speiste, folgte diesem, und war verloren. Ochsenfrösche und Schmiedevögel bullerten mich an, wobei mir schien, jene säßen in den Kronen der Bäume, diese bis an den Hals im Wasser des Creeks. Wir befanden uns südlich vom Äquator — 1 bis 2 Grad — wo alles verkehrt ist; man mußte auf vieles gefaßt sein.

Den Nebencreek mußte ich kreuzen, wenn ich weiter oder auch nur zurückkommen wollte. Er war mit kräftigen Sumpfpflanzen bewachsen, die armdick einen Meter und mehr in die Höhe wuchsen, mit großen fleischigen Blättern; ihnen vertraute ich mich an und hielt mich an den Stengeln. Sie brachen jedoch unter meinem Griff, und ich saß bis über die Waden im Schlamm.

Dieser Amazonasschlamm ist anders als anderer Schlamm. — Anderer Schlamm warnt; er ist schon in seiner obersten Schicht weich und nachgiebig; Amazonasschlamm aber ist wie Gallert, wie Sülze; er hat zunächst viel Widerstandskraft und trägt. Miteins aber gibt er tückisch seine Elastizität auf und zerbricht — ja, zerbricht, das ist der richtige Ausdruck — mit einem triumphierenden Schnalzlaut.

Die Inseln des Amazonasdeltas sind wirkliche Inseln, die einzigen

wirklichen in der Welt vielleicht: Sie sind nicht allein rings von Wasser umflossen, sie schwimmen auch auf dem Schlamm unter ihnen, dessen halberstarrte Kruste sie sind. Die Creeks sind die Stellen, an denen die Erhärtung noch nicht stattgefunden hat; der Kuchen ist dort noch klitschig.

Wenn diese Inseln mehr Einwohner hätten und alle sich auf eine Seite stellten, würden sie auf dieser Seite einsinken wie Boote, die man ungleich belädt. Lenhardt, einer der wenigen bei 40 Grad erträglichen Mitreisenden, den ich bei Brücke 3 zurückgelassen hatte, weil er nicht weiter hinein wollte, hatte mir noch eine Weile nachgerufen, und ich hatte ihm mit törichten Scherzen geantwortet. Sein letztes Rufen hörte ich kaum noch, und nun war ich es, der rief, aber keine Antwort erhielt. — Als ich bis zum Schritt im Morast saß, erwischte ich die Rippe eines riesigen, flach auf dem Schlamm liegenden Bananenblatts. Ich zog mich daran hoch, das Blatt war vier oder fünf Meter lang und trug mich nicht allein, sondern diente mir als Brücke über den Creek.

So ist der Amazonasschlamm, ein paar Blätter, die man darüber legt, halten einen Menschen. — Ich setzte mich hin, um mir klar zu werden, aus welchem Grunde Expeditionen am Amazonas — meine z. B. — selten von Erfolg gekrönt sind. — Zum ersten darf es, das leuchtet ein, keineswegs eine Landexpedition sein; wer energisch und (zu Anfang) gesund genug ist, daß er sich durch Dickicht und Lianen nicht aufhalten läßt, den halten die Creeks auf, die das Land alle dreißig oder vierzig Meter ädern. Eine Landexpedition in diesem Gebiet — das ist wie eine Wanderung auf einem Perserteppich, bei der man das Gelübde abgelegt hat, nur die roten Stellen zu benutzen; bald besteht der Teppich nur aus blauen Flecken, darin das Rot wie Inseln von Tartarbeefsteak schwimmt. — Nur eine Bootsexpedition kann mit einiger Aussicht auf Erfolg starten, und auch das nur unter Beobachtung gewisser Maßregeln.

Es gibt, sagte ich mir, während das Naß des Amazonas langsam durch meinen Hosenboden zog, zwei Arten von Expeditionen: die eine ist das wandelnde Warenhaus auf achtzehn Lastwagen, wie es von Sven Hedin, Frobenius, von den Roosevelts, vom Franzosen

Citroen bevorzugt wird; die andre ist die Einmann-Expedition in der Art von Filchner, Hellfritz, Bernatzik. Beide Techniken würden in Brasilien nur wenig Erfolg haben oder gar mit einer Katastrophe enden; vielmehr empfiehlt sich auch auf diesem Gebiet der goldene Mittelweg. Wenn ich es mir reiflich überlege — die Einsamkeit des Urwalds, in dem ich mich verirrt hatte, ließ mir ja Muße dazu — so würde ich, falls ich den Auftrag erhielte, einen Teil des Amazonasgebiets zu erforschen, folgenden Modus wählen:

In Belem, Santarem oder Manaus würde ich mir ein flachgehendes Dampfboot mit Holzheizung kaufen oder bauen lassen; die Holzheizung ist von großer Wichtigkeit, denn selbstverständlich ist an den Nebenläufen des Stroms kein Betriebsstoff zu erhalten, dagegen madeira — Holz — so viel man will. Die Maschine wäre also — mit einem halben Erdteil voll Holz und Wasser rundum — ein selbsterhaltender Betrieb.

Das Boot dürfte keinen Propeller haben, sondern Heckradantrieb; die Vorzüge dieser Antriebsweise liegen auf der Hand. — Auf dem Strom würde das Boot durch die fahrplanmäßigen Schiffe geschleppt werden, auf den Nebenströmen mit eigener Kraft fahren. Für die Vorstöße über die cachoeiras — Stromschnellen — hinaus würde es zwei oder drei Kanus, möglicherweise Faltboote, mit Holzmotorenantrieb bei sich führen. Ich glaube, daß mit der Schaffung eines brauchbaren Holzvergasungsmotors, der nicht wesentlich mehr Raum beansprucht als ein Benzinmotor, der psychologisch richtige Augenblick für die restlose Erforschung des Amazonasgebiets gekommen wäre.

Ich würde darauf bestehen, daß alle Teilnehmer der Expedition — nicht weniger als drei, nicht mehr als fünf, darunter, wenn irgendmöglich eine Frau — vor Antritt der Reise Injektionen gegen alle nur möglichen Tropenkrankheiten bekommen, dazu in „Chinintaining“ gehen und sich als bereit und fähig erweisen, „vom Lande zu leben“, d. h. auf jede Konserve zu verzichten und sich vom Fisch, Wild und Wildgemüse zu nähren, die der Amazonas bietet. — Eine Expedition muß, soll sie vollen Erfolg haben, fähig sein, durch das Forschungsgebiet zu reisen, bis alle Teilnehmer vor Altersschwäche

gestorben sind oder sich gegenseitig in die langen Bärte treten; ich halte fünf Mann für zuviel, rechne aber damit, daß zwei davon im Verlaufe des Unternehmens umkommen.

So weit war ich in meinen Überlegungen gediehen, als ich unter den Bäumen eine matte Funzel blinken sah, die sich tanzend näherte: Der Mulatte, den ich nach dem Weg gefragt hatte, war, besorgt darüber, daß ich nicht wiederkehrte, rasch in Gestalt einer Einmann-Hilfsexpedition aufgebrochen und suchte mich mit einer Petroleumfackel.

Er brachte mich binnen fünf Minuten auf den rechten Weg zurück, wo ich mit einem sehr aufrichtigen „muito obrigado“ von ihm schied. Das war mehr als Dankeschön; ich war, wie es wörtlich lautet, „sehr verpflichtet“.

Am andern Morgen, ganz in der Frühe, knallte es im Kabinengang; eine erzürnte junge Dame ohrfeigte den Kammersteward, dem es unter unmenschlichen Anstrengungen gelungen war, den Amazonasschlamm von den weißen Flanellhosen zu entfernen, in denen sie den Landausflug gemacht hatte. — „Wohl wahnsinnig geworden! Die schönste Erinnerung an die Reise!“ hallte es.

Eine Andre sah man mit Hilfe des Stewards die weißen Leinwandschuhe säubern; der eine hatte schon wieder menschliche Formen erlangt, der andre war ein Lehmklumpen.

„Jetzt verstehe ich auch“, seufzte sie vor sich hin, indem sie reichlich ein Viertelpfund Schlämmkreide auf die Bürste lud, „jetzt verstehe ich auch, warum noch kein weißer Fuß das Innere der Insel Marajo betreten hat! — Meine Füße heute morgen hätten Sie sehen sollen, ehe ich den Sprung ins Schwimmbassin tat — —“

Der Kapitän, den ich später auf der Brücke sprach, und der den im Programm nicht vorgesehenen Landausflug auf die eigene Kappe genommen hatte, meinte: „Ich bin heilfroh, daß die Sache vorüber ist und der Seitensprung in die Wildnis ohne ernsteren Unfall abgegangen ist. Stellen Sie sich vor, ein Schlangenbiß wäre vorgekommen oder ein Sturz in den Sumpf — —“

„Also — ein Unfall hat sich doch ereignet?“

„Ja, eine Dame, die an Bord blieb, weil ihr der Landausflug zu

gewagt erschien, hat sich beim Aufstehen vom Abendbrot den Arm gebrochen.“

Der Urwald hatte sein Opfer.

Paraiten oder Parasiten?

Der Urwald verlangt seine Opfer; falls man sie ihm verweigert, ist er fähig, ganze Städte zu verschlingen, in sich aufzunehmen und zu verdschungeln: Dyspepsie kennt er nicht. Angkor in Kambojscha ist ein solches Stadtskelett; vor Jahrhunderten war es die Hauptstadt eines mächtigen Reiches; heute zerbröckeln seine unvergleichlichen Ruinen unter den gewalttätigen Umarmungen der Schlingbäume, und die Affen spielen im Mond mit seinen grotesken Schatten; Belem do Para — „ah Belem!“ weinte ein lebhafter Italiener, den ich überm Essen in einer kleinen Kneipe kennenlernte, „Belem wird Stück um Stück vom gierigen Wald verschlungen — verschlungen, ecco!“ Und er, der gerade dabei war, einen Teller Spaghetti con sugo zu sich zu nehmen, schien mir darüber ein gutes Urteil haben zu müssen.

Wir nennen die Stadt, von der wir alle schon einmal gehört oder einen kurzen Kulturfilm gesehen haben, Para; die Einwohner selbst, die man ja auch anhören muß, bestehen darauf, daß ihre Stadt Belem mit dem nasalen portugiesischen M genannt wird, und daß vielmehr die Provinz, in der Belem liegt, Para heißt, mit der Betonung auf dem Schluß-A. — „Ist doch klar warum“, meinte Hillern, der zweite und letzte Mitreisende, der bei 40 Grad erträglich schien, „sehen Sie, wenn die Stadt Para hieße, so wären die Leute darin Parasiten, das wollen sie vermeiden und reden sich daher auf Belemniten aus.“

„Auf jeder Reise begegnet man der Familie Lauer“, entgegnete ich, „die eine ist Frau B. Lauer, die bespitzelt die Mitreisenden und klatscht, der andre ist Herr K. Lauer, und das sind Sie. — Ich für meinen Teil sage Belem do Para, denn das ist richtig und zudem vollmundig. Fremde Städte können gar nicht vollmundig genug tönen.“

Bereits 1616 gegründet, gleicht die Stadt von einst 300 000 Einwohnern seit dem Verfall der Gummiausfuhr einem absterbenden Körper; Gras wuchert üppig zwischen den Pflastersteinen, die Kais und die Bürgersteige bröckeln ab, der Verputz an den farbenfrohen Palacios der Reichen wird nicht mehr erneuert, man merkt, daß manches, was Marmor schien, nur marmoriert war; und in den Hauptvierteln begegnet man Häusern, deren Dach einfiel, und aus deren Zimmerfußböden bereits triumphal der Urwald wuchert, höher als die kahlen Mauern schon.

Rings von undurchdringlichem Urwald umgeben ist Belem — die Jugend rudert wochenends hinein in solch einen, möglicherweise noch nie von Weißen befahrenen Urwald-Creek und picknickt. Halbwüchsige Mischlinge mit Boa Constrictors um Hals und Schultern spazieren durch die Straßen, in denen Auto hupt und Trambahn kreischt, und sie dringen mit ihrem gruseligen Schmuck gar in den Speisesaal der Hotels, wo die Ausländer, die in Schiff und Flugzeug kamen, sitzen und speisen; und das ist — eben weil die Speisen auf den Tellern undefinierbar „typisch“ sind — eine etwas unappetitliche Angelegenheit.

Der Schlangenmischling — ein Symptom dafür, daß der Urwald langsam wieder Besitz von dieser Stadt ergreift — ist gewissermaßen ein wandelnder Ableger des erstaunlichen Markts von Belem, der jeden Morgen, sobald die Sonne aufgeht, zwischen Stadt und Strom abgehalten wird. — Bereits in der Nacht kommen die vielen Segler — wie Traumboote — den Amazonas herab, beladen mit dem, was die jungfräuliche Natur, mit etwas Nachhilfe, gebiert, und in den frühen Morgenstunden ist ein einziges Entladen, Feilschen und Verkaufen. — Schildkröten, zu dreien mit den Beinen aneinandergebunden, werden für die Suppe oder zum Filete de tartaruga empfohlen; das Fleisch von Rieseneidechsen ist hingegen im Pfund zu haben; Schlangen, Affen, Papageien, Kolibris und Riesenspinnen, die man als Ungeziefervertilger im Hause hält, ersteht man lebend; nichts Erschütternderes kann man sich denken als einen Korb, in den man junge Affen frisch vom Baum sperrte, als wären es Suppenhühner — und es hat doch ein jeder ein Menschenantlitz, fähig des Ausdrucks der Melancholie und der Ent-

sagung. Wogegen die Hühner — in Gottes Namen — die Suppenterrine geradezu ins Gesicht geschrieben tragen. — Solch einen Affen fängt man mit charakteristischer Großzügigkeit, indem man ihn unter wüstem Gebrüll auf einen Baum am Strom jagt und diesen so fällt, daß er mitsamt dem Tier ins Wasser stürzt. Als Schwimmer ist der Affe dem Menschen unterlegen, und so macht der Fang keine Mühe, außer daß es dem schwimmenden Jäger ein paar Bisse in die Finger einträgt. Rund dreißig Pfennig kostet solch ein allerliebstes Affentier direkt vom Lieferanten. Den Baum läßt man liegen; man „aast“ mit Holz begreiflicherweise bei 742 Edelholzarten, die das Land aufweist!

Dort wo der Markt durchdringend nach Raubtierhaus riecht, hält man junge Jaguare feil; es besteht da ein kausaler Zusammenhang. Die Rolle junger Jaguare im brasilianischen Haushalt (in der brasilianischen Küche?) ist mir nie recht klar geworden; nehmen wir an, sie wären lediglich für den Auslandskonsum bestimmt. — Der Matrose eines Regierungsdampfers auf dem Strom hat irgendwo — unmittelbar vom Deck und ohne sich viel zu strecken — ein junges Tier vom Ufer gepflückt und behauptet, daß es ein Faultier sei. Es ist rosig, ganz dünn behaart, hat eine spitze Schnauze und ist so scheu, daß es nicht einmal auszureißen wagt. Es hat sich zudem im Dämmer unter üppigen Wipfeln des Lichts dermaßen entwöhnt, daß es die Vorderpfoten zum Bedecken der Augen braucht. Es hat etwas erschütternd Hilfloses und man wundert sich, wie seine Art die paar hunderttausend Jahre Lebenskampf im Urwald überstand. — Zoologiebeflissene Freunde, denen ich sein Bild zeigte, sagen, daß es ein Zwergameisenbär sei. Es sei.

Ein Mann nimmt Taschenkrebse aus, die nicht größer sind als eine Kinderhand; während ich zusehe, nimmt er eine ganze Stadtbevölkerung, ein ganzes Volk aus; mit seinen Händen, an denen Blut, Schleim und Hirn klebt, kann er bei fleißiger Arbeit im Laufe eines Morgens das Geschick einer ganzen Taschenkrebsnation entscheiden. Camaroes, Krabben von der Größe eines Fingers, verzucken in runden flachen Körben.

Bananen häufen sich zu Mauern, über die man nicht hinwegblicken kann; Abacaxy, eine holzige, nicht sehr aromatische Ananas,

wird von Hand zu Hand geworfen; Melonen fliegen durch die Luft gleich Granaten, Maultiere biegen sich unter der Last der Doppelkiepen voll Mamaos — oder Mamoos — einer Art Baumkürbis. Mangos fallen von den Alleebäumen; kaum die Straßensjungen bücken sich danach; mit der Brotfrucht spielen sie Fußball.

Aus einem Palmblattkorb schüttet man tintenblaue Assahybeeren in einen anderen; ein halbnackter Indioknabe, schön, als wäre er von einem ägyptischen Fries gestiegen, trägt ein Bündel mirabellenfarbener Taperebafrüchte vorüber. — Ein fliegender Barmann schabt Eis — richtiges Kristalleis — in Becher und gießt grüne, lila und blaue Fruchtsäfte drauf. Anderswo ruft eine kesse Mullatin geeiste Kokosmilch in der Schale aus.

Hinterm Schilderhäuschen seiner Kaserne, statt davor, steht der Posten in lehmgelber Gabardine — auf der Chaussee war's ihm zu heiß; es sieht aber aus, als wollte er mit dem Generalmajor, der drüben naht, Verstecken spielen.

Schwarze Köchinnen prüfen fachmännisch die Güte des Palmmarks, der in Baumstrünken von anderthalb Metern Höhe verkauft wird; als Salat oder Gemüse ist er schmackhaft; Beelitzer Spargel schmeckt jedoch besser. — Dreißig Apfelsinen kosten vierzehn Pfennig; das Apfelsinenessen macht gar keinen Spaß mehr. Ein Herr, der mir eine Weile mit den Augen, dann auch mit den Beinen gefolgt ist, stellt sich als Lehrer einer Mittelschule vor; ich dürfe um's Himmels willen nicht verfehlen, auch den Fleischmarkt zu besuchen.

Dieser befindet sich in der ständigen Markthalle, einem zweistöckigen, luftigen, mustergültigen Bau. Der Vergleich mit dem Orient, der sich aufdrängt, fällt sehr zu dessen Ungunsten aus: dort — ob in Nordafrika, Arabien oder Indien — Fliegen, Fliegen, Fliegen in solchen Mengen, daß man unter ihren schwarzen Schwärmen das Fleisch nicht sieht; Fliegen an den Mündern, den Augen des Viehs, der Menschen, Fliegen im Munde, was weiß ich; und hier: die völlige Abwesenheit jeglichen Ungeziefers.

In der ganzen großen Markthalle von Belem, wo das schöne blutige Fleisch auf blanken Marmorplatten liegt, sah ich nicht eine einzige Fliege; nicht allein die streng durchgeführte Sauberkeit ist

hierfür verantwortlich, sondern die noch strikter durchgeführte Vorschrift, daß alles Fleisch, das nach acht Uhr morgens nicht verkauft ist, entweder vernichtet oder dem zoologischen Garten der Stadt überwiesen werden muß. Als eine Folge dieser weisen Maßnahme weist die Markthalle nur tote Fauna, der Zoo dagegen eine bemerkenswerte Sammlung von Tieren des Amazonasgebiets auf, dessen Unterhalt so wenig kostet wie der Erwerb.

„Sie kaufen sich kein Tartarugafilet für den Mittag, Senhor?“ fragte ich meinen Führer, den sein vorbildlicher Markt ebenso mit Stolz füllte wie er mich mit Bewunderung füllte.

„Tartarugafilet? — Aber, mein Herr, das ist ein Essen für die kleinen Leute; wir aus den gebildeten Kreisen bevorzugen eine andere Küche.“ — Und er erstand ein bräunliches Brett bacalhao, von diesem widerlichen halb verwesteten Stockfisch der Islandküste, für den immerhin Casanova geschwärmt hat. — Wir setzten uns nachher in ein Kaffeehaus an der Praça da Independencia — nebenan spielten halbwüchsige Mischlinge mit viel Feuer Billard — und unterhielten uns.

„Ist unser Markt nicht großartig, überwältigend, verwirrend?“ fragte er mit berechtigtem Stolz, „das Fleisch von allen Urwaldtieren, die Früchte der Palmen, die Säfte — —“

„Ich finde die Ware, die man dort verkauft, nicht so verwirrend als die Käufer selbst, Senhor; diese fand ich im wahrsten Sinne bestürzend. Ich habe heute zum erstenmal eine blonde Negerin gesehen — ein verwirrendes Phänomen. Zweifellos ist es übertrieben, bei ihr von einer Negerin zu sprechen, und die Dame selbst würde es sicher sehr ungern hören; ich nehme an, sie war eine Mulattin — Terzeronin oder Quadronin, — aber Sie wissen besser als ich, daß gerade bei diesen — nach der Mendelschen Reihe, wie? — das schwarze Blut oft überraschend zum Durchbruch kommt. Der Erscheinung nach war sie eine Negerin, die welliges, zweifellos ein wenig nachgeholfenes, blondes Haar trug. — Wissen Sie, daß mir in diesem wilden Völkergemisch von Mulatten, Mestizen, Zambos, Chinos, Malaiensprossen ein Indianer mit den hellblauen Augen eines Normannen oder Angelsachsen als die am wenigsten auffallende Erscheinung vorkam? In den Palmblatt-

hütten der Travessa 22 do Junho habe ich blauäugige hellblonde ‚Eingeborene‘ gesehen, nackt, fröhlich, aber etwas abgezehrt und mit diesen schwarzen Ringen um die Augen — ein Anblick, der mich erschütterte, ohne daß ich recht wußte, warum.“

Der Lehrer nahm in dieser Frage einen Standpunkt ein, der mir in Brasilien häufig, sonst selten begegnete. — „Unsere portugiesischen Vorfahren“, so meinte er, „haben, wie mir scheint, früh erkannt, daß es für ein weißes Volk nur zwei Möglichkeiten gibt, sich in tropischen Kolonialgebieten zu erhalten und zu behaupten: entweder bleibt der Weiße, der das Klima schlecht verträgt, Herr, bildet eine Oberschicht, welche alle Arbeit durch Farbige erledigen läßt, oder er vermischt sich mit der Urbevölkerung und führt so seinem Blut jene Beimischung, jenes Pigment zu, das ihn zum Leben und Arbeiten in den Tropen befähigt. Bei der ersten Methode bleibt das Neuland eine Kolonie, welche die weißen Besitzer ernährt, bereichert oder in Kriege stürzt, bei der zweiten Methode entsteht ein neues Reich, das dem menschlichen Geist Ehre macht. Ich hoffe, Senhor, Sie gestehen unserem Brasilien diese Eigenschaft zu?“

Selbstverständlich und gern gab ich das zu, bemerkte aber, daß sein Standpunkt nicht von allen Völkern eingenommen würde oder auch geteilt werden könne; immerhin scheine sie mir bemerkenswert. Eine Tabelle der Kreuzungen zwischen Weiß, Rot und Schwarz, die er auf die Marmorplatte des Tisches zeichnete, war eher verwirrend als aufschlußreich; aber die Antwort auf eine Frage, die ich an ihn, einen gebildeten, ja, intellektuellen Menschen stellte — der bacalhao aß, nicht tartaruga! — nicht an einen hergelaufenen Urwaldindio, schien mir aufschlußreich. Über der Schale Tapereba-Eis meinte ich, wie berauschend schön sein Land doch sei; das „Wunderland Indien“ mit seiner durch die jahrtausendealte Kultur seltsam betäubten oder gar verdummten Bevölkerung sei nichts, aber auch nichts dagegen — ich trug dick auf, denn das darf man getrost in einem Land, dessen Frauen und Natur es nicht anders halten — aber ich meinte, es wäre doch betrüblich, daß die Maschinen in den Gummiräuchereien aus England stammten, die Fahrstühle in den Hotels aus Amerika, die Lokomotiven

der Eisenbahnen aus Deutschland. — „Warum“, fragte ich, „stellen Sie keine Maschinen her?“

„Mein Gott“, entgegnete er, „dafür sind doch die Deutschen da — und die Amerikaner und die Engländer.“ — Ich fragte ihn, ob ihm die Zahlen über den Verfall der Gummiausfuhr geläufig seien, der eingetreten war, nachdem England und Holland das Ausfuhrverbot auf Gummipflanzen umgangen hatten.

Ja, die Zahlen — katastrophale, wie jeder zugibt — schienen ihm geläufig. Nur noch Deutschland nahm — auf dem Kompensationswege — brasilianischen Gummi ab; der ganze Gummihandel in Belem liegt in deutschen Händen.

„Warum in aller Teufel Namen“, fragte ich, „machen Sie mit Ihrem Gummi nicht eigene Fabriken auf — Kapital ist in Brasilien ja noch vorhanden — stellen Reifen her und unterbieten die Weltkonkurrenz? Wenn Sie es nicht machen, machen es die Japaner — zu Ihrem Schaden.“

Er zuckte die Achseln. — Das südamerikanische Achselzucken ist das eleganteste und unnachahmlichste aller Achselzucken, aber man wird davon nicht satt.

„Warum in aller Teufel Namen“, fragte ich den Besitzer des Grande Hotel do Para, eines hocheleganten, neuzeitlichen Etablissements, „warum, da Ihr Land ein ganz erstklassiges Touristenland ist, mit dem sich Ägypten, Indien, das Mittelmeer nur schwer vergleichen können, warum machen Sie keine Propaganda im Ausland, um Ströme von Gästen hereinzubekommen, um alle Ihre Zimmer zu füllen; warum unterhalten Sie kein brasilianisches Reisebüro im Ausland?“

Er zuckte die Achseln.

„Warum in aller Teufel Namen“, fragte ich den Besitzer einer Fabrik für Fruchtsäfte, der mir Kostproben schenkte, unter denen die Zunge sich in wollüstigen Windungen wand, „warum, da Ihre Wälder von Säften strotzen — Assahy, Tapereba, Abacaxy, Maracuja und wie sie alle heißen — warum führen Sie nicht Ihre exotischen Fruchtsäfte aus, warum richten Sie in den Großstädten der Welt — wie Sie Kaffeeprobierstuben einrichteten — nicht Probierstuben für Limonaden und für Eiskrems ein, die Ihre Säfte und

Essenzen zu einem Weltbegriff machen, wie es Ihr Kaffee, Ihre Zigarren geworden sind?“

Achselzucken. Dieses ewige Achselzucken, das gut kleidet, aber nicht nahrhaft ist. Es bedeutet nicht etwa, daß sie nicht eines Tages Gummifabriken, Reisebüros und auch Probiertuben einrichten, die eine Revolution der sommerlich lechzenden Gaumen Europas vollziehen werden; die Brasilianer sind — im Gegensatz zu den heutigen Portugiesen — ein Volk, das zu allem fähig ist. Aber es bedeutet, daß sie bisher nicht auf den Gedanken gekommen sind, etwas zu unternehmen, das nicht schon jemand vor ihnen unternommen hätte, und daß sie einen Anstoß aus dem Ausland brauchen, um auf den Gedanken zu kommen, vielleicht auch, um überhaupt auf Gedanken zu kommen.

Ihre Frauen jedenfalls sind viel zu schön, als daß man auf den Verdacht kommen könnte, sie dächten.

Und der Lehrer — ein gebildeter, einer, der von der Arbeit seines Hirnes lebt, und eine europäische Sprache, Englisch, unterrichtet — erklärte mir abschließend:

„Die Krise kann uns nicht berühren; sie hat uns nur dem Himmel näher geführt. Wir arbeiten weniger; aber wir haben die Fische aus dem Amazonas, wir haben den Wein, den wir aus wildwachsenden Palmbeeren pressen, wir haben den Kaffee, der so gut wie nichts kostet — sechs Milreis oder achtzig Pfennig für das Kilo vom besten — und wir haben den guten starken Tabak, der von selber in unseren Gärten wächst. — Für einen Milreis — vierzehn Pfennig — können wir mehr kaufen, als wir in einem ganzen Tag aufessen können. Andere Völker müssen heizen; uns heizt die Sonne. Und das bißchen Kleidung — —“

Das bißchen Kleidung: Die Touristen, die an Land gehen, werden von den Deutschen in Brasilien gewarnt: „Nur nicht Dirndl-Kleider tragen! Nur keine Shorts, keine Sandalen, keine Kletterjacken, keine offenen Hemden! Damit schaden Sie sich und dem Deutschtum im Ausland. Der Brasilianer geht selbst bei 40 Grad im Schatten korrekt in Jackett und Krawatte. Wer keine Krawatte trägt, darf nicht einmal in der Straßenbahn erster Klasse fahren. Und um's Himmels willen keinen Tropenhelm, denn darüber lachen

nicht allein die Indianer, sondern auch die Pumas und die Piranhas.“

„Diese Warnungen wurden“, sagte ich meinem Freund, dem Lehrer, „gründlich wie Deutsche nun einmal sind, dreimal mittels Lautsprechers im ganzen Schiff verbreitet. Als wir jedoch an Land gingen, Senhor, trug der Zollkommissar Ihrer Stadt, ein feiner alter Herr in untadeligem Zivil — einen Tropenhelm, und gar aus einem undefinierbaren braunen Geflecht, ich nehme an, Guarana.“

Er lachte. „Wieso Guarana?“

„Ach, Ihr Guarana, das ist ein Kapitel für sich; aber wie können Sie es zulassen“, rief ich in komischer Entrüstung, „daß Ihr Zollkommissar, ein hochgestellter Beamter, einen Tropenhelm trägt?“

Er zuckte seufzend die Achseln. — „Mein Gott, wenn er nicht einmal das darf, wozu ist er dann Kommissar und hoher Beamter und angesehener Bürger der Stadt Belem do Para? — Unser Land ist sehr sehr groß, Senhor, und — —“

Das ist es; das ist es eben: In einem wahrhaft großen Lande ist das gerade Gegenteil von jeder feststehenden, zementierten, eisenbetonierten Tatsache auch wahr, wirklich, real, vorhanden. — Der Negerschlingel, der sich einen Stoffstreifen um den Hals knüpft, ist Krawattenträger und mithin Cavalheiro; er darf erster Klasse in seine Palmblatthütte am Rande des Urwalds fahren, er darf in den Billardsalon, wo man gegen Ende des Spiels mit den Queues kavaliersmäßig aufeinander losgeht. Und so, vom Urwald lebend, denselben Stoffstreifen um den Hals, mit dem der Indio gestern seine Lenden bedeckte, sind die Belemniten gesonnen, der Krise zu trotzen, ja, sie zu ignorieren, wie sie den tropischen Charakter ihrer Provinz ignorieren. Es ist ein großes Experiment, vielleicht ganz lehrreich, eine grandiose biologisch-geistige Autarkie: Parasiten, am Munde des Amazonas am gedeckten Tisch der Wildnis essend und trinkend — die Überschrift war nicht allein ein Wortspiel.

Parasiten — das Wort braucht keine abfällige Bedeutung zu haben; für uns, die wir in kälteren Zonen leben und uns abmühen, hat die Vorstellung etwas Fremdes, ja, Abscheuerregendes; für den Bewohner wärmerer und fruchtbarer Striche, die für ihre Kin-

der aufkommen, ohne daß sie sich besonders mühten, ist sie jedoch etwas durchaus Natürliches. Und — vielleicht — ist das auch die natürlichere von den Lebensweisen.

Ins Notizbuch geschrieben:

„*Menschenarten in Brasilien*“

Europäer + Europäerin = Weißer Kreole

Kreole + Kreolin = Weißer Kreole

Weißer + Indianerin = Mestize

Weißer + Mestizin = Weißer Mestize

Weißer + Negerin = Mulatte

Weißer + Mulattin = Quarteron

Weißer + Quarteronin = Quinteron

Weißer + Quinteronin = Weißer (!)

Neger + Indianerin = Chino

Neger + Mulattin = Zambo

Mestize + Indianerin = Cholo

Chino + Indianerin = Chino-Cholo

Wobei zu bemerken: die Menschen, in denen sich schwarzes und rotes Blut mischt, sehen in der Tat fast wie Chinesen aus — genquer wie Koreaner — daher der anscheinend an den Haaren herbeigezogene Name Chino. Die Indianer sind mongolischer Abstammung — die allerersten Entdecker Amerikas, die vereiste Beringstraße als Fußweg benutzend — und so kommt es, daß — laut Mendelscher Reihe — der mongolische Typus zum Durchbruch gelangt.

Das Arbusen-Rätsel

Mit der Guarana, der ein eigenes Kapitel zukommt, ist es wie mit den Arbusen; da steht in dem eine Zeitlang stark überschätzten, dann unterschätzten Roman „Ssanin“ von Artzibaschew etwa: „Die Studenten tranken Schnaps und aßen dazu Arbusen.“

Nun gut, denkt man, Arbusen, das ist so etwas, das die Studenten in Rußland zum Schnaps essen, eingelegte Gurken etwa, oder eine billige Sorte von Kaviar, für geistige Arbeiter, das gibt es.

Aber dann liest man weiter und stolpert über eine Stelle: „Sie gingen ins Freie, setzten sich auf Arbusen und politisierten!“

Teufel, Teufel, schon wieder Arbusen und diesmal zum Sitzen. Worauf in des Himmels Namen setzen sich russische Studenten (und Studentinnen) und politisieren? — Ich habe mit russischen Studenten gesessen und politisiert — oft und oft bis selbst der Morgen graute — aber niemals auf Arbusen!

Welches Genußmittel gibt es denn in der Flora und Fauna Rußlands, auf das man sich andererseits setzen kann?

So sehr man auch das gut durchtrainierte Hirn martert, es gibt nur eins: das Pferd; und das steht hier außer Frage, denn selbst hungrige russische Studenten essen zum Schnaps kein Pferd in der Mehrzahl. Wir alle haben uns schon einmal auf eine Kremschnitte gesetzt, aber niemals absichtlich, und „politisieren“ ist wohl nicht der rechte Ausdruck für das, was uns dabei entfiel.

Nun, um hinter das Arbusen-Rätsel zu kommen, habe ich den einfachsten Weg gewählt: Ich habe eine Russin geheiratet und so erfahren, daß die Arbuse eine Melone ist. — Ah, und nun stimmt es: Auf eine ausgewachsene Wassermelone kann man sich zur Not setzen und man kann sie auch zur Not essen. (Aber was kann man zu Schnaps nicht essen? Wenn ich an den Caxassa Brasiliens denke!)

Überhaupt sind russische Autoren für Mitteleuropäer und andere häufig verwirrend; da fahren sie in den Romanen immerzu sich — oder einander — durchs interessante Haar und rauchen dazu unzählige Papyrosse oder Papyrusse. — Für uns andere sind Papyrusse die Briefe, die sich die Mumien schrieben, ich kann mir nicht helfen. Und ähnlich ist es denn mit der Guarana.

Die Guarana ist weder ein besonders blutdürstiger Fisch noch ein besonders nackter oder männlicher Indianerstamm, sondern folgendes:

Eines Tages, als ich zu Berringer & Cia. ging, jener deutschen Firma, die in Belem do Para und anderwärts den ganzen Gummi-

handel in der Hand hat und den deutschen Reedereien, die Brasilien befahren, als Agentur dient, da hatte der sehr freundliche portugiesisch verwitterte Herr, der die Post verteilt, eine Kiste auf der Theke stehen, aus der er Flaschen vergab.

„Die sind mir von einer Firma zur Verfügung gestellt worden“, sagte er, „damit ich sie an unsre Kunden verteile. Reklame. Kost' nichts.“

„Was ist denn da drin?“ fragte ich, durch den letzten Satz journalistisch interessiert.

Er hielt eine Flasche gegen das Licht und ließ den jodfarbenen, siruptrügen Inhalt hinauf- und hinunterklettern. — „Guarana“, sagte er, „ein neues Getränk. Das heißt: eigentlich neu ist es nicht, vielmehr eine uralte Indianersache. Da, nehmen Sie; man vermischt es mit Wasser oder Agua tonico und — —“

Das Haus Berringer & Cia. in Belem riecht immer durchdringend nach Rohgummi, der sich in großen Klumpen wie Landbrot auf den Höfen häuft, und nach diversen Gewürzkräutern oder Dufthölzern; es ist das einzige Haus in Belem, das ich wirklich kühl gefunden habe, ohne daß es über eine der riesigen neuen amerikanischen Kühlanlagen — air conditioning — verfügte; es ist alt und infolgedessen vernünftig gebaut, und die Fensterläden bleiben den ganzen Tag geschlossen; Licht und Luft filtern von den Höfen herein, und die Angestellten arbeiten in einem Halbdämmer, das weißgetünchte Wände mit geschwärztem Holzwerk einrahmen, sehr vornehm anzuschauen in weißen Tropenanzügen und schwarzen Binden.

Man hat oft Schwierigkeit, das Haus zu verlassen, so häufen sich die Klumpen Borracha, Rohgummi, vor dem Tor. Gummi riecht ja immer ein wenig „leidend“; man denkt dabei an die Unterlagen, die man kriegt, wenn man sehr krank im Spital liegt, an Operationen denkt man und an die Blutdruckmessung — es ist nicht gerade schön.

Ich nahm die Flasche Guarana und ließ sie natürlich prompt im Wagen liegen, der mich zu meinem Lieblingsspaziergang, zur Travessa 22 do Junho fuhr. Ich wußte, daß der Fahrer mich den ganzen Tag suchen würde mit der Flasche — so sind Brasilianer —

wußte aber auch, daß er mich nicht finden würde. Später fiel mir Guarana wieder ein, und ich trat in eine Apotheke ein, die nach der Art amerikanischer Drugstores auch allerlei Getränke und Essenzen verkaufte.

„Guarana möchte ich gern haben“, sagte ich.

„Eh — wogegen wollen Sie sie anwenden?“ fragte mich der Apotheker diskret.

„Wogegen? — Gegen den Durst.“

Der Mann in Weiß lächelte nachsichtig: „Guarana, Senhor, wird in der Regel gegen Leiden angewandt; es ist ein Mittel, das man äußerlich anwendet gegen Ekzeme, Ausschläge, Geschwüre, Wunden, innerlich als ein — als ein Mittel, Senhor“, er beugte sich noch weiter vor, „gegen eine gewisse Schwäche, Sie verstehen: nervöse Schwäche.“

In solchen Fällen kann ich mich fürchterlich dumm stellen; mein jägerischer Instinkt wittert heitere Komplikationen oder doch Gespräche.

„Also nein, ich verstehe nicht, Cavalheiro.“

„Deus! Es ist ein uraltes Mittel der Indianer, ein Extrakt aus einer Baumart, dem sie den großen Kindersegen verdanken.“

„Ah, so ist das. Und wo bekomme ich den?“

„Den Kindersegen?“

„Nein, den Extrakt.“

„Wollen Sie ihn inwendig oder auswendig anwenden?“

„Ich will ihn auswendig inwenden — inwendig auswenden — inwendig anwenden, meine ich. Ich will ihn in Wasser oder Tónico verdünnt trinken.“

„Als erfrischendes, als stärkendes Getränk?“ Er griff in einen Glaskasten.

„Nein, nicht als stärkendes, Senhor, als Getränk, ganz einfach als Getränk.“

„Ah, Senhor, das führen wir nicht; wir führen Guarana nur als Pulver, als Salbe, als Dragée, bedauere.“

Ich lüftete den Hut. — „Wo bekomme ich sie also?“

Er eilte mit mir zur Tür, umarmte mich, und lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen großen niederen Laden, schräg gegenüber,

keine zwanzig Schritt entfernt, von dessen First rosa Damenschlüpfer, grüne Gieskannen und postkartenfarbene Reiseandenken hingen. — „Vielleicht bekommen Sie sie in jenem Laden dort drüben, sehen Sie ihn, Senhor?“

Ich sah ihn.

„Das ist ein Basar, das führt so ziemlich alles. Versuchen Sie es dort und verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen die Ungelegenheit bereite, die Straße kreuzen zu müssen.“

„Ja, um eine Überführung zu bauen, fehlt es an der Zeit.“

„Werden Sie ihn finden, den Basar?“ Er hielt mich fest umfaßt.

Ich sagte, ich hoffte, in der Lage zu sein.

„Nun wohl“, er entließ mich mit einem väterlichen Klaps zwischen die Schulterblätter, „gehen Sie mit Gott. Und zürnen Sie mir nicht, daß ich das Gewünschte nicht führe.“

Ich fand, wir müßten uns nun duzen; ließ es aber dabei bewenden. — Er sah mir besorgt nach, bis ich die rettende Tür des Basars erreicht hatte, nickte mir dann aufmunternd zu und verschwand erst dann in seiner Apotheke.

Im Basar herrschte unter einem tropisch wuchernden Laubgewinde von Leibwäsche, Indianerhängematten, Rauchfleisch, Gummistiefeln und Stockfisch ein dämmeriges Dunkel. Negerinnen, alte und junge, sündhaft schöne und sündhäßliche kramten in rosa Kattun. Die farbige Bevölkerung von Belem trägt, sofern sie weiblich, grundsätzlich nur rosa Kattun.

„Führen Sie Guarana?“ fragte ich in meinem barocken Spanisch, das alle Welt versteht.

Der Angestellte, ein feiner kleiner öliger Kreole, schlich sich weg, kam wieder und eskamotierte mir etwas Gliedriges und Fischiges in die Hand.

„Jüh!“ machte ich und ließ das Gliedrige fallen. — Ich dachte, es wäre einer der mit Recht in den Salons so beliebten „Vexierartikel“, wie man sie in den Zauberlanden der Friedrichstraße kauft, etwas, womit man arglosen Ausländern einen Schreck einjagt.

„Äh, lassen sie doch die schöne Guarana nicht fallen, Senhor“, bückte sich der Kreole und hob das Fischige auf; es war in der

Tat ein Fisch, lang und braun wie eine Zigarre, geschuppt, mit Glotzaugen und einem Karpfenmaul.

„Guarana, bitte“, machte der Mann.

„Das ist Guarana???“ schnappte ich drei Fragezeichen.

„Freilich ist das Guarana.“

„Aber doch nicht Gua-ra-na!“ Ich buchstabierte ihm das Wort.

„G wie Gehirnerschütterung, U wie Unterleibskrebs, A wie Arterienverkalkung, R wie Rachitis — —“, Medizinische Fachausdrücke verstehen sie überall in der Welt.

„Sim, Senhor, Guarana“, beharrte er höflich.

„Das — das ist ein Piranha, ein Piranha aus Galalith, meinethalb, aus Lebkuchen, aus Kakao, was weiß ich, aber nie und nimmer Guarana.“

„Doch, Senhor, es ist ein Piranha aus Guarana.“

Das komplizierte die Sache, brachte aber zugleich Licht herein.

„Ein Piranha aus Guarana — ah aha!“

Guarana, so stellte sich heraus, war ein Baumharz, aus dem die Indianer Reiseandenken herstellten, Briefbeschwerer, Tintenfässer, Luzerner Löwen, Armbänder, Freiheitshelden, Armleuchter, Visitenkartendosen und eben auch den allgemein beliebten Piranha-Fisch. Vielleicht eignete sich Guarana — analog der Arbuse — auch zum Sitzen; warum sollte man daraus nicht einen komfortablen Großvaterstuhl mit Drachenköpfen und Putten kneten — die Indianer mit ihren begabten Händen waren zu allem fähig.

„Was hatten Sie denn erwartet, Senhor?“ fragte der Kreole, den Guaranapiranha abwechselnd liebkosend und beriechend.

„Je nun“, gab ich spanisch zurück, „ich hatte gedacht, es wäre ein Genußmittel, ein — —“

„Sie können es auch essen“, sprudelte er hervor, „ja, warum sollten Sie es nicht essen! Guarana ist nicht nur schmackhaft; sie ist auch bekömmlich!“

Es stellte sich mithin heraus, daß die Indianer die Reiseandenken aus Guarana kneten, damit man daheim am Schreibtisch auch etwas zu naschen und zu knabbern hat, wenn man dem Briefbeschwerer oder dem Luzerner Löwen gegenüber sitzt. — „Sie können Guarana nicht nur essen, Sie können sie auch trinken!“

Ich gestehe, daß ich ein wenig verwirrt war; ich flüchtete mich einigermaßen erschöpft vor so viel Guarana in eine Bar, eine dieser angenehmen, über und über gekachelten, nach allen Seiten offenstehenden Kneipen, ließ mich auf drei Stühle nieder und bat: „Ein Glas Guarana, aber rasch, despacho!“

Und hier, ganz ohne lästige Fragen, ohne diskrete Ratschläge und Eskamotierkunststücke mit Salonartikeln, setzte man mir ein Glas mit einem limonadenartigen Gebräu vor, das man in Berlin Brause, in Schleswig Sprudel, und im Westfälischen Quatsch nennt. Man sitzt aber dort nicht drauf und knetet auch keine Löwen draus.

Kurz, die Verwendungsarten der Guarana sind mannigfaltig, ihr Wesen ist verworren. Ich hatte indes ihr Rätsel entwirrt; aber wieviel weniger Umstände hatte mir die Lösung des Arbusenrätsels gemacht! Ich hätte, dachte ich bei mir über dem sprudelnden Glas Guarana, gleich anfangs eine Brasilianerin heiraten sollen — a Brasileira — das wäre das einfachste gewesen.

Zu Hause angekommen, fand ich auf dem Tisch die Flasche Guarana von Berringer & Cia. vor; sie stand aufrecht wie der dedo de Deus, der „Finger Gottes“ über Rio de Janeiro, und war keine Halluzination, kein Trugbild.

Der Fahrer meines Wagens hatte sich also doch damit durchgefragt; in einer brasilianischen Provinzstadt ist ein Ausländer bald bekannt wie ein kariertes Hund — vielleicht auch, weil er Guarana trinkt, statt sie als Salbe zu verwenden.

Ich holte ein Glas Wasser, mischte von der sirupartigen braunen Essenz darein und kostete. Zunächst schmeckte es, als ob man auf einem Dampfer den Liegestuhl irrtümlich hinterm Schornstein aufgestellt hat. Es schmeckte nach Rauch; später wie geräucherter Himbeersaft, wenn das ein geläufiger Begriff ist; schließlich entwickelte sich ein subtiles Aroma, ein beruhigender Nachgeschmack, dem ich seine Meriten nicht absprechen konnte.

„Als durststillendem Mittel eignen ihm hervorragende durststillende Eigenschaften“, wie mein Professor Feger aus Detmold sich bündig ausdrücken würde. — Guarana ist jedoch, wie gesagt wurde, nicht allein schmackhaft, sondern auch bekömmlich. Wie fast

alle brasilianischen Baumprodukte enthält sie Terpentin und Chinin — oder man redet sich ein, daß sie das enthält, was in der Therapie auf dasselbe herauskommt — und schützt infolgedessen in gewissem Maße vor den Fieberkrankheiten.

Ich habe in der Folge Guarana getrunken, Guarana geknabbert, Guarana geschluckt, mit Guarana gepudert, gesalbt, briefbeschwert, armgeleuchtet, Tagebuch geschrieben und ich habe sie in allen Fällen brauchbar befunden; sie schützt hervorragend vor Schreibkrampf, wenn man sich auf eine Tagesleistung von anderthalb Seiten beschränkt, und die Güte des Geschriebenen gewinnt dadurch; auch trinkt sie sich mit der Zeit ganz angenehm.

Ein anderer Schluß ist es allerdings, zu dem ich gelangen wollte: In ungleich größeren Mengen als Guarana bringt Brasilien die Banane hervor; es gibt Fruchtbananen, Gemüsebananen, Bekleidungsbananen — nicht solche, mit denen sich Josephine Baker, die göttliche Josephine vom beweglichen zweiten Gesicht gürtete, sondern solche, aus deren Bast man Gewebe macht. Bei der Guarana haben die Brasilianer eine solch blühende Phantasie entwickelt; warum liegt die Banane in Bergen umher, verkommt, und ist höchstens zu einem kakaoiden Getränke gut?

Die Banane muß ein Urstoff werden wie in Europa der Quark; wie aus diesem muß man aus jener Gewebe machen, Zigarrenspitzen, Steckdosen, Galanteriewaren, Geschirr, Farbstoff und nötigenfalls auch Käse. — Der Markt von Belem — o, wie lehrreich ist er! Roh ist er, unverbildet, urhaft, unerlöst; der Weltmarkt aber, der Weltmarkt, ihr lieben Leute, das ist derjenige, auf dem alles sich kaschiert, getarnt, camoufliert gibt; da spielt sich Holz als Seide auf, Quark als Halbedelstein, die Bohne als Kautschuk, Glas als Wolle, Wolle als Glas, Teer als Konfekt und Konfekt — was weiß ich — als Teer. Solange die Banane nicht in zehn verschiedenen Rollen auftreten kann — in mindestens ebensovielen wie die Guarana — wird sie die eine große Rolle auf dem Weltmarkt nicht spielen. Laßt alle Stoffe sich maskieren und Rollen spielen, laßt sie auftreten in einer Hora de arte, einer Stunde der Kunst, der Kunstprodukte!

Ins Notizbuch geschrieben:

Das Mangobaumwunder

Nicht vergessen, zu versuchen, ob man tatsächlich, unter grauenhaften Qualen stirbt, wenn man auf Mango Wasser oder gar Schnaps trinkt.

16. Nov. Ersteres versucht; war mir nicht schlechter als wie ich damals 1 Kanne Wasser auf 1 Pfd. Zwetschgen trank. Lebe noch.

27. Nov. Trinke nach jedem exotischen Essen grundsätzlich großen Schnaps. Heute unversehens auf 2 Mangos 2 Ginebras (Genever) getrunken. Lebe noch; keinerlei Unbehagen, außer daß Ginebra sündhaft teuer (für Brasilien exotisch!). — Dagegen stoße nach Mango — ob mit, ob ohne Wasser — den ganzen Tag auf. Gera-nienaroma.

Hora de arte im Grande Hotel do Para

Für einen Menschen wie den Brasilianer, der ein Kollektivwesen ohne nennenswerte private Liebhabereien ist, hat das Gesellschaftliche die größte Bedeutung, ob es sich nun in „der“ Gesellschaft vollzieht oder einfach in Gesellschaft ganz allgemein; Sport, Unterhaltung, Reisen, Flirt, das alles geht in großer Gesellschaft vor sich; je größer diese ist, desto größer das Vergnügen. — In der brasilianischen Metropole bestehen, wie in allen Metropolen, mehrere Schichten von „Gesellschaften“ übereinander; eine jede Schicht hat ihre Klubs, ihren Lebensstil, ihre ängstlich gewahrte Exklusivität; in der Provinz ersetzt das Hotel vielfach den Klub, und was sich dort trifft, ist „Gesellschaft“.

Das Grande Hotel do Para — es schreibt sich hartnäckig mit dem überflüssigen E — ein Musterinstitut von seinem völlig offenen, kühl gekachelten Restaurant unten bis zu den eleganten Schlaf-räumen oben — könnte niemals vom sehr dünnen Reisendenverkehr allein, kaum auch vom Touristenverkehr aus Übersee — oder Überluft — bestehen. Den Hauptverdienst bringt ihm, wie mir der Geschäftsführer gern verriet, eben die Gesellschaft ein.

Wir saßen in einem der Räume, in denen die Möbel — im Lande der Edelhölzer — zwar Edelmöbel markieren, in Wirklichkeit aber wegen der Ungeziefergefahr aus täuschend holzähnlich gestrichenem Stahlblech bestehen; Betten, Tische, Nachtschränke, Kommoden, alles ist aus Stahlblech und prunkt mit falschen Furnieren, Intarsien, Kassettenwerk. Ich blätterte in einem Führer durch Brasilien, der auf den Nachttischen des Hotels liegt und las da — in dem etwas holperigen Deutsch der Reiseführer — ganz zufällig:

„Die brasilianischen Hölzer werden als die besten der Welt angesehen, wegen ihrer außerordentlichen Verschiedenheit der Arten, ihrer großen Widerstandsfähigkeit und beliebt fuer die Herstellung von Luxus-Möbeln, Klavieren etc., ihrer Dauerhaftigkeit wegen. Auch werden sie besonders gern fuer alle Arten von Einrichtungen verarbeitet, die dem Witterungseinfluß ausgesetzt sind.“

(Alles mögliche führen die Brasilianer aus Deutschland ein, nur das ä, das ü und das ö noch nicht; ein Importeur, der sich auf diese Branche legte, könnte ein Vermögen dabei verdienen.)

Eine Aufzählung der Hölzer Brasiliens folgte, die so eindrucksvoll, in ihren exotischen Namen dermaßen stimmungsvoll ist, daß ich sie vollinhaltlich folgen lasse:

Acapu	Macacahuba
Andiroba	Marupa
Baguassu	Massaranduba
Capiuba	Pau Vermelho
Cedro	Pau Brasil
Freijo	Pau Roxo
Gonçalo Alves	Peroba
Guajuvira	Pau Rosa
Imbuia	Pau Mulato
Itauba	Pinho
Jacaranda	Sebastiao Arruda
Lapacho	Sucupira.
Louro Vermelho	

Von diesen Hölzern führt Brasilien für rund hundert Millionen Milreis aus, dazu kommen noch fünf Millionen für „Diversas, Verschiedenes“, worunter ich mir schon gar nichts mehr vorstellen kann. — Der Leser, der die Aufzählung überschläge, täte sehr Unrecht daran; vielmehr sollte er sie laut (und mit Gefühl) lesen, indem er durchweg nach Indioart die letzte Silbe betont; er wird, sofern die Nachbarn ihn zu Ende reden lassen, im Genuß die Belohnung finden. — Der Pau Brasil (Posten 18), Brasilbaum, ist derjenige, dem das Land seinen Namen dankt; denn wie brazil, Kohlenglut, glüht das Rot des Brasilholzes, das als erstes wesentliches Landesprodukt zur Ausfuhr gelangte. Posten 21, der Pau Mulato oder Mulattenbaum scheint zu beweisen, daß auch unter den Bäumen des Landes eine Vermischung stattgefunden.

Die Brasilianer aber — so sind sie; sind wir anders? — stellen im ersten Hotel ihrer holzreichsten Provinz Blechmöbel auf. Ich trat kopfschüttelnd mit dem Geschäftsführer auf den Balkon des garantiert termitensicheren Zimmers und blickte auf das palmenbeschattete Gewirr von altertümlichen Kirchen, Häusern und von Straßen hinab, die fast ausschließlich nach irgendeinem geschichtlichen Datum benannt sind. Die Bedeutung dieser Daten kann uns Ausländern nicht zugänglich sein; allein die Avenida Gentil Bittencourt, auf der die Eisenbahn nach dem Seebad Bragança verläuft, kreuzt Straßen, die auf den 14. März, 22. Juni, 9. Januar, 3. Mai und den 14. April lauten; anderwärts gibt es noch die Avenida 16 de Novembro, die Travessa 1 de Março, 15 de Agosto, die Rua 13 de Maio und so weiter und so weiter. — Möglich, daß dem Brasilianer diese Daten so geläufig sind wie unsereinem Kaisers Geburtstag, Sedan oder Weihnachten, möglich, daß an einem dieser Tage der durch unzählige Denkmäler, Brustbilder, Gedenktafeln geehrte Tiradentes wegen Landesverrat gehängt, am andern zum Nationalhelden erklärt wurde; wie dem auch sei, für unsereinen sind sie so schwer auswendig zu behalten wie kalte Zahlen, Telefonnummern oder Karolingerdaten.

Aus all diesen schattigen Avenidas, geschäftigen Ruas und unfertigen Travessas, in denen der Straßenbau noch im Kampfe mit dem Urwald liegt, kommt abends und zum Wochenende die Ge-

sellschaft im Hotel zusammen, und für sie unterhält es auch einen riesigen Saal mit Parkett, Galerien und Bühne, der es mit jedem großstädtischen Theater Europas aufnehmen könnte.

Mit unverhohlenem Stolz zeigte ihn mir der Geschäftsführer und wies darauf hin, daß die Bühne einen Schnürboden, die Garderoben und die Beleuchtungsanlage eines großen Theaters besitzt.

„Kommen hierher Truppen aus dem Süden, Opernstagiones aus Italien?“ fragte ich.

„Sim, auch das; Revuegastspiele aus Portugal, eine italienische Operntruppe — nicht immer eine erstklassige — seltener ein ernsthaftes Theater aus dem Süden, einmal dirigiert Villa-Lobos; aber in der Hauptsache dient der Saal der Hora de arte. Und hinterher wird getanzt, ausnahmslos.“

„Hora de arte, Stunde der Kunst“, fragte ich, „ja was ist das eigentlich?“

„Ach, das ist sehr einfach: Wer von der Gesellschaft zu singen versteht, der singt Lieder, wer zu deklamieren versteht, trägt Gedichte vor, und wer tanzen kann, tanzt auf der Bühne eine Samba, einen Batuque, einen Tango — das ist sehr schön, sehr angenehm.“

„Nicht immer“, glaubte ich einschränken zu müssen.

„Wieso nicht immer, Senhor?“ Der Mann schien geradezu erschreckt und seine Geste gefror in der heißen Luft, „wenn man singt und deklamiert und tanzt, ist es immer angenehm oder nicht?“

Ich zuckte die Achseln. — „Nicht immer sind Amateure, sind Laien begabt.“

„Ah, Senhor“, seine Geste hatte wieder Fluß, „Brasilianer, wenn sie singen, tanzen, deklamieren, sind stets begabt! Und die Damen, Senhor — sagen Sie selbst, sind schöne Damen nicht immer talentiert?“

Ich machte eine möglichst brasilianische Verbeugung und meinte: „Sim, wenn Sie mir Gelegenheit geben, werde ich es für mich selbst feststellen.“

„Karten sind im Büro erhältlich, Senhor.“

Aber ein Journalist kauft selbst an der Amazonasmündung keine Eintrittskarten; und so war ich am Abend mit Lenhardt

Gast der Vorstellung in der Presseloge des Saals und saß neben dem Kritiker der *Folha do Norte*, des *Diario* und wie die paraisischen Blätter alle heißen mochten.

Lenhardt, der sich ungescheut im Zuschauerraum umschaute, meinte: „Es ist wie auf dem Stiftungsfest der freiwilligen Feuerwehr von Klein-Pleibe; passen Sie auf, man beginnt mit der Overtüre zu Alessandro Stradella; Familienabende beginnen immer mit der Overtüre zu Alessandro Stradella.“

„Lassen Sie nur“, entgegnete ich, „die zu Hause würden auf den Knien zu einem Familienabend der freiwilligen Feuerwehr von Belem do Para kriechen. Außerdem befinden wir uns in der besten Gesellschaft von der Amazonasmündung. — Schauen Sie allein die Damen an.“

Die Damen in ihren Logen hatten allerdings nicht, wie das die Spanierinnen und Mexikanerinnen wohl tun, grellfarbige Schals über die Brüstungen geworfen, und eine Nationaltracht kennt man in Brasilien nicht — es sei denn die blanke Haut und ein Strunk Bambus an einer Bastschnur — aber sie entwickelten in kostbaren Abendroben aus Paris und Rio, in selbstgenähten bunten Fahnen, grell geschminkt, gepudert, die schwarzen, roten, blonden Haare onduziert und geölt, einen unsäglich exotischen Charme. Obwohl die elektrischen Ventilatoren wie irr arbeiteten, herrschte bald eine heftige Hitze von der anregenden, nicht von der drückenden Art; man hätte erwartet, daß die Damen sich emsig fächelten; aber nein, die den Brasilianern über alles heilige Fiktion, daß man nicht in den Tropen, in den Kolonien lebt, wurde aufrechterhalten; die Schweißperlen standen den Schönen auf den Wangen, den Seiten der Nase, auf den freigelegten Dekolletés und ließen sie noch erregender erscheinen.

Die Kavaliere waren durchweg im zweireihigen weißen Tropenjackett, nur einige bevorzugten die kurze Kadettenjacke — man nennt sie auch *monkey jacket* — ohne die sich abends der Engländer in der Wildnis unglücklich fühlt; zu dieser trugen sie schwarze Hosen und den gefältelten seidenen Kummerbund und wurden häufig mit den Kellnern verwechselt.

Der Kollege von der *Folha*, der zu meiner Rechten saß, diente

mir als beflissener „Who's who“, indem er mir Namen, Bedeutung und Wert der erschienenen Paraense-Familien von Rang nannte, „damit Sie über sie in Ihren Zeitungen schreiben“.

„In guten Zeiten“, dachte ich mir, „haben hier mehr Millionen beisammengesessen als in der Opéra in Paris oder in der Staatsoper zu Berlin, bei Gott ja!“ Und der Kollege bestätigte mir das gern. Von fast allen erlauchten Familien, die er mir nannte, behauptete er, daß sie von berühmten Indianerhäuptlingen abstammten oder doch Blut von solchen in den Adern hätten, und das notierte ich.

Das Programm begann allerdings nicht mit der Ouvertüre zu „Stradella“, aber immerhin mit derjenigen zur „Diebischen Elster“; eine Samba-Kapelle, die fast ausschließlich aus Schwarzen bestand und widerwillig genug zu den gesitteten Instrumenten gegriffen hatte, welche die Partitur verlangt, spielte sie, und wie das so mit Samba-Musikern ist, wenn sie etwas anderes als die Samba spielen sollen, verloren sie etwa in der Mitte die Lust, hielten sich weder an den Takt noch an die Noten und spielten, falls Lenhardt recht hat, die zahlreichen Fliegenspuren auf der verwitterten Partitur mit.

Der Schluß glich dem Rückzug Napoleons aus Rußland: Ein Instrument nach dem andern fiel aus, nur die Klarinette erreichte lebend, wenn auch lahm, die Heimat.

Der Eifer des reichlich transpirierenden Kontrabassisten, der wie alle Virtuosen seines Instruments eine auffallende Ähnlichkeit mit Otto Reutter hatte, ließ mich an die Berechtigung meiner Ansicht über die Musiker glauben. — Es ist Energie- und Zeitvergeudung, eine Samba-Kapelle etwas anderes spielen zu lassen als eine Samba maxixe!

Aber dann trat ein Ansager in die Kegelschnitte der Scheinwerfer vor den Vorhang. Er machte seine Sache nicht schlecht; wir verstanden seine Witze und Anspielungen nicht, aber das ist uns mit Conférenciers daheim oft nicht anders ergangen; immerhin fiel doch auf, daß die Zuhörer nicht so sehr klatschten, wenn er einen Witz beendete, als vielmehr, wenn er die rollenden, stolzen Namen der Laienkünstler hersagte, die nun auftreten würden. — Onkel

und Tanten, Vettern und Basen saßen in großer Zahl auf den Rängen und im Parkett, zudem waren die Qualitäten der meisten Künstler offenbar allgemein bekannt und bedurften keiner Empfehlung.

Der Vorhang öffnete sich mit einem Seufzer, der das Theaterpublikum in der ganzen Welt in Erregung versetzt; zwei reizende Mädchen — Schwestern, wie mir der Kollege von der Folha flüsterte, Töchter reicher Eltern oben in Santarem, die in Belem das Institut besuchen — standen in roten Kleidern mit vielen, vielen verwirrenden Volants Hand in Hand und trugen Lieder vor, zarte und witzige, sehnsüchtige und ironische Lieder, in deren Pausen sie sich unterfaßten, küßten, umarmten und Hand in Hand durch gepflegte üppige Gärten spazieren zu gehen schienen. — Lenhardt gestand, daß ihn die Zärtlichkeiten mehr erregten als der Gesang; aber die Liedchen wurden mit solcher Meisterschaft im Kleinen vorgetragen, daß ich mich dabei ertappte, wie ich abwechselnd gerührt war und lachte — und das an den richtigen Stellen, wie ich nachher feststellen konnte. — Der Mann von der Folha verschaffte mir die Texte, und ich sah, wie der portugiesische Couplet-dichter die Sinnlichkeit des Spaniers ersetzt durch Grazie, die Begehrlichkeit durch Witz und den flammenden Bilderreichtum durch eine leise Ironie. — Ich sang die Liedchen im Geiste nach — gottlob nur im Geiste — und fand jedenfalls, daß sie Grazie, Witz und leise Ironie enthielten; Leute, denen ich sie später vorlegte und die nicht an der hora de arte teilgenommen hatten, fanden allerdings, sie enthielten weder das eine noch das andre oder das dritte; die Wirkung muß also vom Vortrag der Mädchen ausgegangen sein. — Zwei Backfische, frisch aus einem katholischen Institut, Töchter eines Gummihändlers in der tiefsten brasilianischen Provinz — und sie hatten in ihren kleinen Kehlen eine solche feine Skala der Empfindungen, in ihren beherrschten Körpern eine Zurückhaltung, die wahnsinniger machte als die Schamlosigkeiten eines Tango argentino.

Sie traten nachher nochmal auf — in Gold und Silber diesmal und mit einem Chor von ausnahmslos hinreißenden Mädchen. — Daß der Beifall, der sie empfing, frenetisch war, schien begreiflich;

wir kühleren Fremden bewunderten an ihnen das Fehlen jeglicher Star-Allüren, an den Choristinnen, die alle aus den besten Familien stammten, wie mir der Folha-Mann sagte, die völlige Bühnenreife und eine gleichmäßig verteilte glückliche Begabung.

Ein junger Mann von durchschnittlichem Aussehen — er soll zwei Jahre in Asunción im Paraguayschen Konsularbeamter gewesen sein — tanzte in der um die Hüften engen, um die Waden weiten spanischen Hose eine Faruca, den Schritt-Tanz, aus dem der Step hervorgegangen sein mag; ich habe in Sevilla und Granada erstklassige Farucatänzer — Zigeuner und auch andre — gesehen, aber ich bewunderte an unserm Konsularsekretär eine erhöhte, heftigere, amerikanische Präzision, eine Art Fanatismus der Genauigkeit. Alles, was aus den alten Teilen Europas herüberkommt, gewinnt hier ja neue Kraft, neuen Antrieb; aus dem Fandango wurde der Tango, und so war der Tango argentino, den der Tänzer nachher mit einer Partnerin tanzte, nicht so sehr von der melancholisch sinnlichen Art, die in den Tanzlokalen Europas gepflegt wird, vielmehr lag eine erfrischende, mehr gymnastische als erotische Aktivität darin.

Auf jeden Fall war der Mann aus Asunción höchst begabt und hätte als Bühnentänzer zweifellos das Fünffache seiner Konsularsekretärsgage beziehen können.

Nun geschah etwas sehr Merkwürdiges: Ein Mann im mittleren Alter stand auf der Bühne und sagte Gedichte auf. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß man in einer Variétévorstellung — denn das war es doch — Gedichte aufsagen kann, kleine, zarte, unwitzige Gedichte, ohne einen Lacherfolg zu ernten. Der Mann war groß, stark und ungelenk; ich hielt ihn für einen Polizeibeamten oder Offizier in Zivil, und er trug seine Lyrik schlicht und ohne übermäßigen Ausdruck vor. — „Es sind seine eigenen Poesias“, belehrte mich der Kollege. Das Publikum hörte sie in völliger Stille an und belohnte sie mit demselben ohrenbetäubenden Beifall, mit dem es die Sängerinnen, den Tänzer belohnt hatte; man hätte über sehr feine Meßinstrumente verfügen müssen, um festzustellen, wieviel hiervon aus ehrlicher Begeisterung und wieviel aus Höflichkeit und erweitertem Familiensinn floß; ich weiß

im Augenblick auch nicht, ob solche Lyrikvorträge drüben im portugiesischen Mutterlande üblich sind, aber ich weiß von den „Liebeshöfen“ der Tuareg, bei denen sie hauchzarte Liebeslyrik, die oft improvisiert ist, aufsagen, bevor sie sich paarweise in die Büsche schlagen, doch schließlich ist das Zweckdichtung, und ihre Wirkung nicht ganz rein. Letzten Endes glaube ich, daß von allen Gegenden der Welt Brasilien die einzige ist, in der ein erwachsener Mensch auf einer Variétéschau ungestraft Gedichte aufsagen darf, die weder eine Pointe, einen politischen Hintergrund, noch eine Zote enthalten.

Ich notierte auch das, denn es schien mir wichtig.

Es folgten noch viele Darbietungen, genug, um — an Menge und an Güte — sechs europäische Kabarettvorstellungen — durchweg gute — zu zimmern; den Abschluß des Abends bildete die mit einem riesenhaften Seufzer begrüßte Samba.

Die jungen Damen hatten schon lange nicht mehr ruhig sitzen können, die jungen Herren hatten ihre Plätze verlassen und sich in der Nähe der von ihnen zum Tanze Erkorenen aufgestellt. Die Kapelle griff mit leuchtenden Augen und lustgefleischten Zähnen zu den Sambainstrumenten; die ersten aufreizenden Takte ertönten, und binnen zehn Sekunden glich der Saal dem Chaos nach der Erschaffung des Rhythmus' — am wievielten Tage der Schöpfung? — Gebt dem Brasilianer die Samba, und er ist restlos glücklich; das Indianerblut, dessen er sich rühmt, bricht in ihm durch, auch das des Negers, das er ängstlich leugnet. — Lenhardt und ich tanzten einen Tanz mit, denn die Schritte des Samba, die Schritte sind nicht weiter schwer; sie liegen irgendwo zwischen denen des Foxtrott und des Twostep; schwer ist nur die persönliche Note, die der Brasilianer dem Tanze gibt, schwer die schwüle „Phantasiepackung“ — wir hätten sie nie und nimmer an den jungen Damen zu erproben gewagt, die wir doch eben erst kennengelernt hatten.

„Gehen Sie“, munterte ich Lenhardt auf, „Sie sind ein viel besserer Tänzer als ich; zeigen Sie, daß auch wir lernen können.“

„Ich würde mich genieren“, gestand er, der gerade nicht schüchtern ist, „und außerdem haben die Bestien nichts drunter an.“

„Richtig“, erinnerte ich mich, „das stimmt. Das auch noch.“

— Das gehörte durchaus zum Bild der klösterlich erzogenen übertrieben sittenstrengen Mädchen und jungen Frauen, die kaum einen Schritt allein über die Straße machen dürfen, die sich nicht ohne ältere weibliche Begleitung in ein Kaffeehaus setzen. Im Tanze mit uns langweilten sie sich unverhohlen und tanzten nur aus Gefälligkeit, die mit Mitleid gepaart war.

„Auch die Samba tanzen sie ja vor den Augen ihrer Mütter, Großmütter, Tanten“, meinte Lenhardt.

„Auch?“ widersprach ich, „gerade sie, sie vor den Müttern und Großmüttern — und vor ihren künftigen Ehemännern; das finde ich bemerkenswert.“

Wir haben sie später öfter getanzt, die Samba — in anständiger und weniger anständiger Gesellschaft — und haben festgestellt, daß eigentlich nichts daran zu lernen ist; wir tragen ihre Elemente in uns.

Ins Notizbuch geschrieben:

Wollte mich heute zum argentinischen Konsulat fahren lassen. Frage der Taxifahrer: „In welcher Straße ist das noch, Senhor?“

Entgegnete ich: „Weiß nur, daß es nicht in der Straße vom 30. Februar ist.“

Nick Carters kleine Urwaldliebe

Lenhardt klimperte mit ungebührlich viel brasilianischem Silbergeld.

„Sie waren im Kasino, haben gespielt?“ fragte ich.

„Sim“, er konnte bereits fließend auf Brasilianisch ja sagen, „Sie haben mir doch einmal von einem Mann in Santarem — war's in Santarem? — erzählt, der behauptet, Nick Carter habe ihm die Braut genommen. Nun passen Sie auf: Ich bin dem Mann im Kasino begegnet. Als ich heute nachmittag ein Spielchen machte, um wenn ich Glück hatte, den Ausflug nach Thomé Assu herauszuholen, trat ein Mann auf mich zu, fragte, ob ich Ausländer sei und daheim einen Mann kenne, der Nick Carter heißt. „Der hat näm-

lich dem da die Braut gestohlen', hieß es unter Kaskaden von Gelächter.“

„Es scheint ein stehender Scherz zu sein.“

„Sim, gerade gut genug für die dummen Ausländer.“

„Gehen wir hin; vielleicht treffen wir ihn wieder. Entweder ist das mit Nick Carter ein Spaß, oder es handelt sich um denselben jungen Mann, den ich droben in Santarem sah.“ — Wir nahmen einen Wagen und ließen uns hinfahren; einmal Taxameter kostet in Brasilien nicht viel mehr als zweimal Straßenbahn. Das Kasino hieß, wenn ich nicht irre, „Casino Tabaris“ wie überall im Lande, man spielte Roulette, Baccarat und Campista, das Nationalspiel der Brasilianer, das man in Berlin schnodderig „Meine Tante — deine Tante“ nennt, es ist nicht gerade ein geistiger Kraftakt. — An einem der Campistatische saß, ja, da saß er, Joao, mein junger Mann aus Santarem. Er war mittlerweile etwas nachgedunkelt, etwas älter, etwas reifer geworden, „Senhor Joao“, sagte ich leise; er wandte sich um und erkannte mich, entblößte sein kräftiges, etwas elfenbeinfarbenes Gebiß und grinste. Wir hatten uns ja damals vorgenommen, einander nicht zu vergessen.

„Cavalheiro!“ — Ein Herr in ziemlich untadeligem Tropensmoking trat auf mich zu, berührte mich diskret am Ellenbogen. — „Ich würde mich nicht mit dem Mann unterhalten, Senhor; es ist einer, den wir gezwungen sind, fast jeden Abend hinauszuwerfen, es ist ein Unglück! — Sie werden keine wertvollen Informationen über unser Land von ihm erhalten.“ — Es war allem Anschein nach ein Angestellter des Kasinos.

„Ich will von ihm auch keine Informationen über Ihr Land, Senhor; dazu verwende ich andre Quellen, seien Sie versichert; es handelt sich vielmehr darum, seine persönliche Geschichte zu erfahren.“

„Seine Geschichte? Bah“. — Immerhin ließ er uns, mit einem Achselzucken, allein; ich merkte aber, daß er uns, nachdem wir mit dem jungen Menschen an einem Tisch Platz genommen hatten, unverwandt aus dem Schatten einer Tür, eines Winkels beobachtete.

Wir bestellten Gim tonico. — Die Brasilianer, wie die meisten

andern Völker, schätzen am höchsten das Fremde, das, was sie selbst nicht besitzen. In einem Lande lebend, das überfließt von Säften und Getränken, alkoholischen und nichtalkoholischen, wählten sie den Gim tonico — soweit sie ihn sich leisten können — zum Leibgetränk. Der Gin dazu — sie schreiben ihn Gim und sprechen ihn nasal aus — kommt aus England oder USA und muß in devisenstarken Pfund oder Dollar bezahlt werden; infolgedessen ist er verhältnismäßig teuer und „vornehm“ wie bei uns der Sekt. Sie tun Agua tonico, tonisches Wasser, also Selters mit Chinin dazu und eine halbe Zitrone, nach Belieben ein wenig Zucker. — „Als durststillendem Mittel eignen ihm im hervorragenden Maße durststillende Eigenschaften“, wie Professor Feger sich ausdrücken würde; aber er reicht nicht an die brasilianischen Getränke heran.

„Ah, ich habe schon lange keinen Gim tonico getrunken“, gestand Joao und leckte die Kohlensäureblasen von der Oberlippe. — Seine Geschichte — die Geschichte von Nick Carters Urwaldliebe, wenn man will — war nicht in wenigen Worten erzählt.

„Ich lebte“, sagte er, das eigentlich schöne Gesicht von Wolken weher Erinnerung umschattet, „als einziges Kind von Siedlern oben am Amazonas, in der Nähe der Insel Gurupa, wenn Sie die kennen. Es ist einer der entlegensten Winkel am untern Amazonas, denn es sind von Gurupa zweiunddreißig Stunden mit dem Dampfer nach Belem und fast ebensoviel nach Santarem. Überflüssig zu sagen, daß keiner aus unsrer Siedlung, die zwei Dutzend Menschen umfaßte, jemals in dem einen oder andern Ort gewesen war; kein Dampfer, kein Segler hielt bei uns; wir zogen Gummi, Kakao, Mamao-Kürbisse, ernteten Castanhas, und das brachten wir auf Canoas nach Carrazedo, dem nächsten Ort. Neben uns, nur durch wenige Creeks getrennt, hausten ein paar Indios, nackt wie sie seit Urzeiten gewesen waren; denen gaben wir Kakao und zuweilen Mehl und Tabak und bekamen dafür Aale und andern Fisch, den sie in Reusen oder mit dem Pfeil fingen. — Wir waren, wie sie, gewohnt, im Urwald zu leben und zu sterben.

Meine Eltern starben früh und in demselben Jahr; wir hatten damals nach der Regenzeit im April Fieber in unsrem Dorf.



Am Amazonas:
Urwald ohne Ende



Im Einbaum zum Markt



Wer sitzt da in der Palmblatthütte . . ?



... der Seringeiro, ein Gummijäger

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, Senhores, wie wir im Wald leben: Jeder schlägt oder brennt sich da eine Lichtung, pflanzt zwischen die verkohlten oder flüchtig umgehauenen Strünke den Kakao, die Bananen oder die Stecklinge der Seringa, schichtet sich eine Hütte aus Palmblättern und haust auf seiner Rodung wie ein Wilder, der keinen Nachbarn kennt. Wenn das Dorf nicht groß genug ist, daß es eine Kirche oder einen Markt bekommt, so ist der Verkehr zwischen den Hütten, den Familien sehr dünn; es ist Wald dazwischen, die Creeks sind dazwischen mit ihrem gefährlichen Schlamm, und man legt nicht einmal über jeden eine Brücke aus einem gefällten Baum oder aus Lianen. Ich kannte im Dorf eigentlich nur die nächste Familie flußabwärts näher, und als ich meine Eltern verloren hatte, ließ ich unsre Beszung verfallen und zog zu dieser, um für sie zu arbeiten. Ich hätte die Pflanzung allein doch nicht halten können; allenthalben kroch wieder der Wald herein, und das Unkraut wucherte rascher und üppiger, als ich es vernichten konnte. Ich wäre eines Tages erstickt.

Die Nachbarsleute — sie hörten auf den Namen Soares, aber das ist gleichgültig — waren sehr lieb zu mir; sie hatten sich mit meinen Eltern, als sie noch lebten, gut verstanden; die Frau war eine reinblütige Indianerin, eine Apiaca, und die beiden Töchter, Enriqueta und Joaquina, waren von großer Schönheit. — Enriqueta war elf, als ich zu ihnen kam, ich war dreizehn. Wir waren wie Bruder und Schwester.

Ah, Senhores, ich weiß nicht, ob Sie das Glück hatten, mit einem schönen Mädchen aufzuwachsen, das Sie wie eine Schwester liebten und achteten und von dem Sie hofften, daß es Ihnen einmal, wenn es erwachsen war, mehr sein würde, als eine Schwester. — Es ist ein großes Glück, und mir, Senhores, wurde es zuteil. — Die Jahre gingen dahin, und ich sah jede Linie, jede Form an meiner Enriqueta sich zur Reife, zur Vollendung runden.“

Mit einemmal aber wurde es anders; das traute — man kann wohl ruhig sagen traute — Urwaldidyll zerriß ein Mann, der mit einem Touristendampfer aus Europa kam. Der Dampfer ankerte vor Joaos Dorf, weil es als besonders charakteristisch galt und Gelegenheit bot, das Indiodorf daneben gleich anschließend zu



besichtigen; der Fremde — er soll groß, blond, blauäugig gewesen sein — warf seinerseits Anker vor der Hütte der Soares, vermutlich weil ihm die wohlgeformte Enriqueta besonders charakteristisch vorkam. Nach so was sind die Fremden rein wie verrückt. Er heuerte sie, damit sie ihm den Kurs durch den Urwald zeigte, und dabei muß es ihm in den wenigen Stunden, die er zur Verfügung hatte — allerdings war eine Amazonasdämmerung eingebegriffen — gelungen sein, ihr völlig den Kopf zu verdrehen. — Als Joao spät abends von Carrazedo heimkehrte, wo er einige Säcke Castanhas, Paranüsse, abgegeben hatte, war das Schiff bereits weitergefahren, stromaufwärts, und trug als zusätzliche Fracht Enriquetas Herz. Es wurde am nächsten Tag auf der Rückreise vor dem Dorf wieder erwartet, das Schiff; Enriqueta gestand ihrem Joao, ihre Seele gehöre nach wie vor ihm, ihr Herz aber sei bei dem blonden Fremden, all das übrige auch; Brasilianerinnen, selbst wenn sie Analphabeten sind, können da ebenso feine Unterscheidungen machen wie nur eine Dame vom Kurfürstendamm (Atelier links). Er wolle sie mit sich nehmen, der Herrliche, nach Europa, und sie sei entschlossen, mit ihm zu gehen; das Herz rief. — Woher er kam, wer er war? — Ach, das war doch ganz gleich, sobald der coração, das Herz, Universalorgan der Brasilianerin, sprach. Sie wußte seinen Namen nicht auswendig, hatte ihn sich aber auf einen Zipfel ihres Kleides schreiben lassen: Nick Carter. In großen lateinischen Druckbuchstaben, die sie zu entziffern wußte, wenn es sehr sein mußte.

Nick Carter — und Enriqueta fuhr mit ihm weg, nach den großen Städten Brasiliens zuerst, dann nach Europa, wie es hieß, während Joao eine miserable Nacht und einen miserablen Morgen in seiner Canoa verbrachte, eingeklemmt in eine schwimmende Insel von Wasserhyazinthen, die langsam, glucksend und die Zwiebelknollen aneinanderreibend, stromabwärts trieb. — Mittags pfeilte das große schöne Schiff vorüber, ganz fern, Deus, kann der Amazonas breit sein! Joao erkannte es, stand in der Canoa auf, winkte und brüllte „Enriqueta, Enriqueta!“ denn er war, nach einer Nacht und einem Morgen der Mutlosigkeit und Trostlosigkeit entschlossen, um sie zu kämpfen. — Aber was schert sich ein Ozeandampfer von 20 000

Tonnen um eine Canoa von knapp einer Zwanzigsteltonne, in der ein Caboclo steht und brüllt!

Enriqueta saß um diese Zeit im elfenbeinfarben getäfelten Speisesaal und lernte den Umgang mit Fischbesteck und Dessertlöffel. Möglich, daß in dem Augenblick diese Kunst ihr wichtiger erschienen wäre als Joao in seiner Canoa, selbst wenn sie ihn gesehen hätte — wer von uns, Cavalheiros, könnte behaupten, daß er die Frauen kennt?

Als Joao der Spur des Schiffes nach — sofern Schiffe Spuren hinterlassen — paddelnd in Belem do Para anlangte, schwamm es schon eintausend Kilometer weiter, irgendwo auf dem großen Atlantico.

„Ich trieb mich“, fuhr Joao fort, nachdem er das dritte Glas Gim tonico geleert hatte, ohne dessen Hilfe wir wohl kaum so leicht zu seiner Geschichte gekommen wären, „ich trieb mich in der Stadt umher, fragte jeden nach Enriqueta und ihrem Entführer; ich ging wieder flußaufwärts, um Arbeit zu nehmen auf den großen Plantagen oder im Wald, in Corcovado auf Marajo, auf Gurupa und schließlich auch bei Santarem. Dort haben Sie mich, Senhor, in meiner Erniedrigung gesehen, und dort erfuhr ich auch, daß Enriqueta einem Betrüger zum Opfer gefallen ist, denn Nick Carter ist gar nicht der Name eines wirklichen Menschen; es ist die Gestalt eines Detektivs im Film.

Da habe ich geschworen, daß ich suchen würde, bis ich sie wiederfand, Enriqueta und ihren Entführer, um ihn zu bestrafen und sie wiederzugewinnen. So ging ich, sobald ich einiges Geld in der Tasche hatte, wieder flußabwärts, nach Belem, und unterwegs brachte ich es über mich, das Heimatdorf aufzusuchen, in dem ich glücklich gewesen war mit ihr.

Es sind jetzt drei Monate her; lange Jahre hatte ich es nicht gesehen. Viel hatte sich nicht verändert im Dorf — was ändert sich schon am Amazonas, solange der Strom derselbe bleibt! — nur meine Pflegeeltern, die waren weggezogen, keiner wußte genau wohin. Im Mai, nachdem ich das Dorf verließ, hatte es nach einer besonders langen Regenzeit eine Überschwemmung gegeben, und die ganze Plantage hatte unter Wasser gestanden. Sie waren weiter

stromaufwärts gezogen, in die Gegend von Prainhas, wie sie den Dorfleuten gesagt hatten, um an einem der vielen Nebenflüsse eine neue Heimat zu finden. Die Plantage war verfallen, völlig zugewachsen, und nur ab und zu kamen die Indios von nebenan und ernteten was da noch wuchs, Kakaonüsse, Mamaos und einige Bananen. Aber Enriqueta war dagewesen! — Die Leute des Dorfs sagten, daß sie eines Tages in einem Motorboot von Gurupa her kam, sehr elegant gekleidet, und sich nach ihren Eltern und nach mir erkundigte. Man konnte ihr weder sagen, wo ich war, noch wo jene lebten, der Amazonas ist groß, Senhores, und seine Nebenflüsse zumal führen ins Uferlose.

Sie wäre in Europa gewesen und eine berühmte Sängerin geworden; nun befände sie sich auf einem Gastspiel in ihrem Heimatland. — Meine Enriqueta eine berühmte Sängerin! — Ja, sie hatte schon als ich sie kannte, eine schöne, eine bezaubernde Stimme gehabt, da haben ihr die Europäer nicht viel dazu beibringen müssen. — Und nun, Senhores, studiere ich die Programme der Musiklokale in Belem, und wenn ich Zeitungen aus den anderen Städten Brasiliens bekomme, lese ich in den Anzeigen der Theater, Kabarets und Musikhallen und suche nach dem Namen meiner geliebten Enriqueta Soares. Sie, meine Herren, denen ich die Geschichte erzähle, werden nun mein Heimatland bereisen; Sie müssen mir versprechen, daß Sie, wo immer Sie auch hinkommen, Augen und Ohren aufhalten, um meine Enriqueta zu finden oder ihre Stimme zu hören. Wollen Sie mir das versprechen?“

Wir versprachen es.

Er nahm unsre Hände, zuckte dann aber die Achseln. — „Doch, sehen Sie, Senhores, sie wird gewiß einen anderen Namen angenommen haben, einen Künstlernamen, und wird unter diesem — wie unter einer Maske — unkenntlich sein. Ay ay, was mache ich, wenn sie einen andern Namen trägt?“

Vielleicht auch hat sie diesen Mann geheiratet, der sie entführte, und da er nicht Nick Carter heißen kann, wie heißt sie nun?“

Wir tranken noch einen Gim tonico, und er sagte uns, daß er nun längere Zeit in Belem bleiben würde, da er hier Arbeit gefunden habe; zum Umherstreifen sei er nicht mehr jung genug. Wir wür-

den ihn immer postlagernd auf der Hauptpost erreichen, und wir müßten ihm schreiben, ganz gleich, ob wir Enriqueta gefunden hätten oder nicht.

Ja, ob er denn lesen könnte? fragte Lenhardt, den eine angeborene Skepsis immer vernünftige Fragen tun läßt.

Doch, wenn wir Druckbuchstaben schrieben, könnte er unsere Briefe lesen.

Gut; wir würden ihm auf jeden Fall schreiben, auf jeden Fall Bescheid geben. — „Aber nun tun Sie mir einen Gegengefallen“, fuhr ich fort, da ich einen Einfall hatte.

„Aber selbstverständlich, mit dem größten Vergnügen.“

„Sie waren oben am Strom, Sie haben auf Gummipflanzungen gearbeitet; ich habe mir vorgenommen, auf dieser Reise einiges über die Gründung Fords am Tapajoz in Erfahrung zu bringen, vermutlich wird mir die Zeit fehlen, um selber dorthin zu fahren. — Sagen Sie mir: haben Sie dieses Fordland gesehen? Haben Sie etwa dort gearbeitet?“

„Ah, Senhores“, seine Augen leuchteten, „ich bin nicht dagewesen, leider; aber ich habe mit Männern gesprochen, die Bella Vista gesehen haben; es ist ein Wunder, Senhores, eine Stadt von vielen tausend Einwohnern mitten im Urwald, die auf das Machtwort eines großen Mannes geschaffen wurde. Man hat sie mit Macheten aus dem lebenden Leib des Waldes geschnitten; und heute fährt man in Autos darin umher, und die Frauen dort sind von großer Schönheit. Man arbeitet da, man arbeitet schwer; aber wenn man die Arbeit beendet hat, lebt man wie im Paradies. — Für die Kranken sind vorbildliche Krankenhäuser gebaut, für die Gesunden Sportplätze, Klubhäuser, Tanzbars, Cíneas, alles. Ah, Senhores, was die Yankis machen, das ist gut gemacht!“

„Warum haben Sie denn da nicht gearbeitet, wenn es so gut gemacht ist?“

Sein schwärmerischer Gesichtsausdruck veränderte sich. — „Ich weiß nicht; es hätte mir gut gefallen. Aber — es ist nicht für uns Brasileiros, unter fremden Herren zu arbeiten, glaube ich. Der freie Gummijäger im Wald, selbst wenn er nur ein Dach aus Palmblättern überm Kopf hat — sehen Sie, das ist ein Brasileiro — —“

„Sie hätten doch zweifellos viel besser gelebt in diesem Fordland“, wandten wir ein.

„Zweifellos.“ Er blickte hinweg und antwortete offenbar nicht gern. — „Aber — vielleicht haben wir Angst vor diesen Yankis; sie sind zu tüchtig.“

„Aha“, machte Lenhardt wie Nick Carter, der endlich eine greifbare Spur gefunden hat.

„Hat man Erfolg gehabt mit dem angepflanzten Gummi in Fordland?“ fragte ich.

„Sim, siim; alles, was die Yankis machen, hat Erfolg. Natürlich.“

Ein älterer Seringeiro, ein Prachtkerl mit einem kaffeebraunen Gesicht und grauen Bartstoppeln, der sich später zu uns gesellte, war allerdings anderer Ansicht. — „Ja, sie haben dort alles, Arbeiterwohnungen mit Luftkühlung, den Achtstudenten-Arbeitstag, Kontrolluhren, und sie können nach der Arbeit die neuesten Filme mit Clark Gable und Catherine Hepburn sehen — aber sie haben keinen Gummi.“

„Keinen Gummi?“ — Der Mann lehnte den Gim tonico ab und bat um ordinären Caxaß. „Ay“, machte er, „würden Sie, Senhores, Kinder zeugen wollen, wenn einer mit der Stoppuhr daneben steht, um festzustellen, wie lange das dauert?“ Er befeiligte sich einer noch derberen, naturgebundeneren Ausdrucksweise, aber wozu soll ich sie wiedergeben. „Sehen Sie, das wollte man mit der Seringa, unserm Gummibaum machen, und sie weigerte sich, zu wachsen und Milch von sich zu geben, genau wie Sie, Senhores, sich geweigert haben würden — Gedankenstrich — Gedankenstrich.“

„Man hat in Bella Vista die Seringa“, fuhr er mit vom Schnaps angefeuchteter Stimme fort, „in Reih und Glied gepflanzt. Sie ist ein Kind unserer Erde, die Seringa; und in Reih und Glied aufgestellt, gibt sie nur ungerne Milch. — Die Erde ist keine Gummifabrik. Ford führte nun malaiische Gummibäume ein und pflanzte deren Stecklinge unserer Seringa auf. Der Erfolg blieb derselbe; alle Monate einmal — einmal im Monat, Senhores — kommt ein flachgehender Dampfer, der Ford gehört, nach Fordlandia, bringt die Post, neue Kleider, Films, discos do grammophono und holt

die Ausbeute an Borracha weg. Im Monat einen Dampfer voll, Senhores, das ist zum Lachen! Dabei hat die Kolonie den Senhor Ford bereits zwanzig Millionen Dollar gekostet — wieviel das in contos de reis ist, wage ich nicht auszurechnen.

Senhor Ford ist ganz gewiß ein mächtiger und reicher Mann; aber ich glaube — unter uns — er ist ein Narr. Wenn Sie sehen wollen, wie man den Urwald rodet und unsre Erde zum Tragen bringt, dann müssen Sie zu den Japanern nach Thomé Assu gehen. Ich mag die Japaner nicht, aber fahren Sie zu ihnen — —“

„Haben Sie bei Ford gearbeitet?“

„Ich??? Aber, Senhores, nao! Ich würde nicht um den Lohn eines gerente, eines Direktors, bei Ford arbeiten.“

„Warum denn eigentlich nicht?“

„Weil — nun, das ist nicht leicht zu sagen; weil — weil, wenn viele von uns bei Ford und bei den andern fremden Herren arbeiten, wir Brasilianer alle eines Tages für fremde Herren arbeiten werden. Das ist vielleicht der Grund.“

Wir sprachen noch über dieses und jenes und ließen uns sagen, wie wir nach Thomé Assu kämen; auf der Straße fragte ich Lenhardt: „Was halten Sie von dem Gerede über Fordland oder Fordlandia?“

Wir bogen in eine Gasse, die auf einen grünen Platz führte. In einem Pavillon inmitten promenierender Menschen musizierte eine Militärkapelle; die weißgekalkten Mangobäume glitzerten im grellen Licht der Bogenlampen. Auf einem Rummelplatz kreischten Karussells, schwangen Schaukeln durch die warme Luft.

„Ich habe jedenfalls den Eindruck gewonnen, daß die Brasilianer Fords Gründung hassen, weil sie fürchten, ihr ganzes Land könnte eines Tages solch eine amerikanische Musterkolonie werden, wenn sie nicht sehr aufpassen.“

„Bella Vista heißt eigentlich schöne Aussicht“, meinte ich, „sie scheinen jedoch zu glauben, es wären schlechte Aussichten. — Was hielten Sie vom jungen Mann, dem Nick Carter die Braut entwendet hat?“

„Ich finde es ein wenig halt- und würdelos, eine ganze Geschichte auf Anhieb zu erzählen.“

„Gott schenke uns eine Welt voll von solch halt- und würdelosen

Menschen, Lenhardt; wir hätten dann keine Verlegenheit, unsre Reiseberichte zu füllen. — Möglich, daß er ein wenig haltlos ist; aber würdelos? Ich finde, unglückliche Liebe verleiht, sehr im Gegensatz zur glücklichen, eine Art von Würde.“

Schöne Mädchen in eng anliegenden Kleidern von Hellrosa und Dunkelrosa — den brasilianischen Nationalfarben, wenn man nach den Damen gehen wollte — schwenkten vorüber und blitzten uns aus gefährlichen Augen an. Wenn wir die Blicke zurückgaben, lachten sie tief und kehlig.

„Werden Sie nicht auch über die glückliche Liebe anders denken, mein Lieber?“ fragte Lenhardt ein wenig höhnisch.

„Wohl möglich; aber ich habe heute nacht den Kopf voll von dieser Enriqueta Soares.“

„Wie gut Sie sich den Namen gemerkt haben!“

Der Walzer, den die Kapelle fern im versilberten Pavillon spielte, endete wie ein Seufzer. Brasilianer können keinen Walzer spielen. — Dann war das Promenadenkonzert zu Ende, und, einen forschen Marsch spielend, setzte sich die Kapelle in die Straßenbahn und fuhr davon. Im Wagen spielten sie lustig weiter — aus den Straßen widerhallte das strahlende Blech — es war wie mit den italienischen Sängern: die Musik ist ihnen zu kurz und sie mögen, solange der Atem geht, nicht aufhören. Oder aber sie wollten in echt brasilianischer Großzügigkeit auch denen etwas geben, die nicht zum Konzert hatten kommen können.

Ich habe es später noch häufig erlebt, das Bumtara-Trallala heimkehrender, bunt uniformierter Kapellen in der Tram; die Fahrgäste stiegen mit einem verklärten Lächeln ein, und auch die pausbäckigen Gesichter der Ausübenden schienen verklärt von Gebefreude:

„Einsteigen, hier wird Musik umsonst geliefert, frei Haus! — Wir haben zuviel davon.“

Ins Notizbuch geschrieben:

*Über die Aussprache portugiesischer Namen
Am besten versetzt man sich in die Atmosphäre eines
fremden Landes, wenn man die Namen seiner Menschen*

und Orte laut ausspricht; dazu muß man sich allerdings die richtige Aussprache, die rechte Schürzung der Lippe, den gemäßen Feuchtigkeitsgrad der Zunge aneignen. Das Portugiesische ist eine zärtliche, eine Lutsch-Sprache; im Druck sehen seine Worte stattdlicher aus; die Zunge gibt ihnen die Koseform. Der Entdecker Japans heißt beispielsweise durchaus nicht Mendez Pinto, sondern Mendesch Pintsch, Joao wird zu Schuang, Senhor zu Senjor, Cavalheiro zu Kawalljero; Rio wird Riu geflüstert und ist wie der Anfang eines Kußes; „muitsch obrigadu“ bedankt man sich, wengleich es muito obrigado geschrieben wird.

Haltet den Gummidieb!

Die Erde trägt die Elemente für das Glück der Menschen in sich, sonst wäre sie nicht die Heimat der Menschen. Nur sind die Güter ungleich verteilt; der eine hat mehr, als er hinunterschlingen kann, und der andre wird an einem Mittagessen zum Dieb. Der eine wohnt im Überfluß der Getreidfelder, Äcker und Obstwälder, während der andre in die entlegensten, ungesündesten und langweiligsten Winkel der Erde muß, „to carve a living“, um sich den Lebensunterhalt herauszuschneiden.

Einer der ungesündesten und ödesten Flecken der Welt ist Port Swettenham auf der Malaiischen Halbinsel, halbwegs zwischen Penang und Singapore; das Schiff liegt da in der Mündung eines schlammigen Flusses, der auf den klangvollen Namen Klang hört, aber sonst nichts Reizvolles zu bieten hat, und die malaiischen Hafendarbeiter, Flaschenhülsen aus Stroh an den Füßen gegen die Hitze, die aus den Planken des Piers lodert, laden den ganzen Tag Kisten mit Kondensmilch aus. Zehn Minuten vom Hafen mit dem Wagen soll man auf dem Fluß Krokodile schießen können; aber ich bin ein passionierter Nichtjäger. So folgte ich denn den Verlockungen eines „alten Malaien“ und fuhr zu den Rennen nach Kuala Lumpur.

Wenn der Wagen gut und der Sikh-Fahrer reichlich Trinkgeld wittert, fährt man die Strecke in zwei Stunden; aber die ganzen geschlagenen zwei Stunden fährt man durch einen einzigen dichten Wald von Gummibäumen. Die Malaiische Halbinsel ist ein Land, ein ganzer Erdteil voller Gummibäume, die da in Reih und Glied stehen, wie die Buchen im deutschen Wald und säuberlich im Fischgrätenmuster angezapft werden.

Groteske: Unterwegs hielt uns der Fahrer eines englischen Wagens an: der Schlauch in seinem linken Hinterreifen sei hin; einen Reservereifen hätte er zufällig nicht mit; ob wir ihm nicht einen Reservereifen leihen könnten. Mitten in einem Erdteil voll Gummi ohne genügende Gummireifen betroffen werden, das verdient Gelächter und wenig Mitgefühl. — Wir hatten ersteres und leider auch keinen überflüssigen Reifen.

Noch im Traum sehe ich diese endlosen Kolonnen ernster Bäume an mir vorübersausen, und hin und wieder huscht ein braunes Weib, das Kind auf den Rücken gegürtet, zwischen ihnen hindurch — wie Rotkäppchen im Märchenwald — und leert die Täßchen, in denen sich die Gummimilch gesammelt hat. Ganze Legionen, Regimenter, Armeekorps von Gummibäumen — und seither leide ich unter der fixen Idee, daß die Malaiische Halbinsel die Heimat des Gummibaumes ist und die andern gummierzeugenden Länder — Holländisch-Indien, die Philippinen, Äquatorialafrika und Brasilien — ihn erst dorthin bezogen haben.

Erst auf der Reise nach Brasilien wurde ich eines besseren belehrt; der Dr. Z., einer der Miterfinder der Buna, des deutschen synthetischen Gummis, mit dem ich den Kabinengang teilte, sagte mir hinter der Hand: „Ein ganz schlechtes Gewissen habe ich ja; sehen Sie, nun habe ich doch die Buna miterfunden, und nun reise ich an den Amazonenstrom, wo der ganze Rohgummihandel im Argen liegt und die Städte verfallen. Schrecklich, aber mein Gott, wenn man so hypersensibel wäre, könnte sich ja vor allen Dingen kein Engländer mehr in Belem oder sonstwo am Strom sehen lassen.“

„Also, die Engländer haben den Gummibaum vom Amazonas ausgeführt?“

„So ist es; sie haben den brasilianischen Gummibaum, die Hevea, großzügig in der Malaiischen Halbinsel angepflanzt, die Amerikaner, die Franzosen, die Holländer haben andernorts ein gleiches getan; und seither sind wir Deutschen die einzigen Abnehmer des brasilianischen Gummis. — Unsre Reichswehr fährt allerdings schon zum Teil auf Buna, die widerstandsfähiger, reißfester und witterungsbeständiger ist als der Naturgummi — bloß teurer.“

„Die brasilianische Regierung hatte aber doch die Ausfuhr der Hevea verboten?“ entsann ich mich.

„Gewiß, das ist es eben: die Engländer haben Stecklinge hinausgeschmuggelt, obwohl das streng verboten war. — Das Erfinden des synthetischen Gummis konnte man uns hingegen nicht verbieten.“

Später, in Belem, hat mir der Seringeiro, der sich im Kasino zu uns setzte, überm Glas Caxaxa sein Leid geklagt.

„Ah, die Ingleses! Ein Viertel der Welt besitzen sie und doch genügt ihnen das nicht; sie müssen uns die Seringa, das Kind unserer brasilianischen Heimat, stehlen. Sehen Sie sich unsern Gummihandel, sehen Sie sich Manaos, Santarem, Belem an; es sind alles Städte, die zerfallen, weil der Gummihandel am Boden liegt.“

„Stehlen“, wandte ich ein, der ich die Engländer trotz allem mag, weil ich mit ihnen, in ihren Schulen aufgewachsen bin und ihre Fehler kenne, die ihre Stärke sind, und ihre Vorzüge, die ihre Schwäche sind, „stehlen? Ist das nicht doch ein zu scharfer Ausdruck? Ich würde meinen, es wäre eben ein in Kaufmannskreisen durchaus legitimer Schachzug lauterer Wettbewerbs.“

„Wie?“ schrie der Seringeiro auf, „das nennen Sie legitim, das nennen Sie Wettbewerb, wenn einer — Wickham hieß er, wenn ich nicht irre, und war so um 1870 herum von einem botanischen Institut in England ausgeschickt — wenn also Wickham Seringa-Stecklinge in Bücher verbarg, in deren Seiten er große Löcher geschnitten hatte? Deus!“

„Wie?“ staunte ich, „in ausgeschnittenen Büchern hat er die Seringa versteckt?“

„Ja, und den Zollbeamten, die sein Gepäck untersuchten, de-

klarierte er sie als Reiselektüre. Im Futter seines Tropenhelms, in ausgehöhlten Zigarren soll er Seringa-Samen verborgen gehabt haben.“

Ich fand das phantastisch genug, daß ich keinen weiteren Einwand wagte. — Die Tatsachen aber, wie sie mir später in Europa zur Kenntnis kamen, sind eigentlich phantastischer als die Erzählung des zweifellos leicht angetrunkenen Seringeiros, der mir zum Abschied sein etwas zerknittertes und mit den charakteristischen schwarzen „Tropenflecken“ versehenes Bild schenkte. — Da sitzt er vor einem „lean-to“, einem schrägen Dach aus Palmblättern, räuchert die weiße Seringamilch über einem Lagerfeuer zu einem dicken Klumpen, und macht ein sehr böses Gesicht dazu, weil er weiß: Räuchern mag er wohl die Borracha, aber ob er einen Aufkäufer findet, der ihm die übelriechenden Klumpen abnimmt, das ist eine große Frage.

Die Tatsachen in der Gummischmuggelangelegenheit sind die folgenden:

Jesuiten, die anfangs des 16. Jahrhunderts aus Südamerika zurückkehrten, berichteten, daß die Indianer Perus und Brasiliens — also der beiden Länder, die den größten Anteil am Amazonasbecken haben — „mit Bällen spielen, die aus einem andern Stoff bestehen als die unsern; wenn man diese Bälle auf die Erde wirft, machen sie große Sprünge.“ — Die Indios am Amazonas kannten also schon den Gummiball, ohne den Tilden und Metaxa heute klägliche Stümper des langweiligen „jeu de paume“ wären.

Der Engländer Priestley entdeckte 1770, daß der Gummi oder „Caoutchouc“, wie er von den Indianern genannt wurde, sich zum Radieren von Schrift und Zeichnungen mit dem Bleistift eignete, der damals tatsächlich noch aus Blei bestand. — Der Amerikaner Goodyear, nach dem noch heute in USA eine Reifenfirma und eine Gummischuhfirma benannt sind, ein genialer Bohémien, erfand siebzig Jahre später das unerläßliche „Vulkanisieren“ des Gummis mit Schwefel. Goodyear starb arm und elend; reich an der Entdeckung wurde der Engländer Hancock, der in London Muster von Goodyears vulkanisiertem Kautschuk sah und sich über die Herstellungsweise unterrichten konnte. Er meldete den Prozeß

zum Patent an, während Goodyears Anmeldung, die in allen Ländern der Welt Anerkennung fand, in England zurückgewiesen wurde. Legitimer Wettbewerb!

Fünfhundert verschiedene Verwendungsarten des Gummis führte Goodyear in einem kleinen Buch auf, das er hinterließ; es kamen noch die Verwendung im Autoreifen, im Unterseekabel und im Kaugummi hinzu. Und all der Rohgummi, der hierzu verarbeitet wurde, kam von den Ufern des Amazonas — bis im Jahre 1872 der junge englische Botaniker Henry Wickham, der Brasilien bereits einmal bereist hatte, vom Direktor des Botanischen Forschungsinstituts in Kew bei London und von der britischen Regierung den Auftrag erhielt, den Gummibaum aus Brasilien herauszuschmuggeln.

Wickham fand die Brasilianer wachsam, und erst nach fünf Jahren vergeblicher Versuche gelang ihm der Trick: er ließ einige erlegte Krokodile präparieren, stopfte sie vom Rachen bis zum Schwanz voll mit Hevea-Samen — ich glaube aber, daß es Stecklinge waren, denn die Bäume, die aus Samen gezogen worden wären, hätte er wohl pflanzen müssen — und führte so die Kontrolleure hinters Licht. — Die jungen Pflanzen gelangten über Kew nach den malaischen Staaten und Indien, wo sie mit Erfolg angepflanzt wurden und sich zu den kolossalen Wäldern auswuchsen, deren einen Zipfel ich bereist hatte.

Ganze vierhundert Tonnen Borracha verbrauchte die Welt im Jahre 1840, zehn Jahre später bereits das Zehnfache, zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren es 50 000 Tonnen, 1925 schon 500 000 Tonnen und im Jahre 1934 die Riesenmenge von einer Million Tonnen.

Noch im Jahre 1905 kamen 99 v. H. des Weltverbrauchs an Kautschuk aus den brasilianischen Urwäldern, denn die Bäume auf den Plantagen in Malaien, Indien und Sundanesien wuchsen langsam; 1922 aber lieferten die englischen und holländischen Pflanzungen bereits 93 v. H. des Weltverbrauchs, während die Seringa-Bäume Brasiliens und Äquatorialafrikas sich mit dem schätzbaren Rest von 7 v. H. begnügen mußten.

In diesen durchaus nicht nüchternen Zahlen liegt die ganze Tra-

gödie der brasilianischen Borracha beschlossen. — Genügend Gummi wuchs am Amazonas für die ganze Welt; aber da kam der legitime Wettbewerb, und nun wächst zuviel davon, die Städte am Strom zerfallen, und mein Seringeiro macht ein böses Gesicht.

Ich habe ihm geraten, Gemüse zu ziehen, Gemüse würde in Belem besser gehen als Borracha.

„Gemüse?“ fluchte er, daß die Muskeln unterm Tropenjackett knackten, „Gemüse! Bin ich ein Japonez? Ich bin ein homem, ein Mann!“

Er spuckte elegant und heftig. Allenthalben ist die Vorstellung der Männlichkeit von anderen Faktoren abhängig; am Strom gilt es offenbar als männlich, Borracha zu jagen und als unmännlich, Gemüse zu pflanzen, wie es die Japaner in Thomé Assu tun.

Ich war in Thomé Assu, das mir der Mann als Gegenbeispiel zu Fords Kolonie am Tapajoz gepriesen hatte; aber es ist darüber nicht viel zu sagen. Über etwas, das funktioniert, sind ebensowenige Worte zu verlieren wie über einen Motor, der tadellos arbeitet; erst wenn er Mängel zeigt, gibt er Anlaß zu Redereien. — In Thomé Assu bei Belem haben sich Japaner niedergelassen, in geschlossener Kolonie, wie sie das immer gern tun, schlichte, ungebildete Bauersleute zumeist. Als die geborenen Gärtner, die japanische Bauern sind, betreiben sie Gemüse- und Blumenzucht und beliefern den Markt von Belem. Nichts ist bei ihnen mechanisiert, sie kennen keinen Achtstundentag und arbeiten, solange ihnen die Sonne scheint. Kein eisgekühltes Wasser fließt durch ihre Siedlung, aber die indianischen Tongefäße, deren Wände durchlässig sind, halten das Wasser angenehm kühl, wie sie es seit Jahrtausenden getan haben; und selbst sehr modern denkende Ärzte sind sich heute einig, daß für den Menschen in den Tropen kühles Wasser viel zuträglicher ist als eiskaltes. — Die japanischen Siedler wohnen nicht in Arbeiterbaracken, sondern in kleinen palmblattbedeckten Hütten, die sich nicht viel von den strohgedeckten Häuschen der Heimat unterscheiden. Unter der Anleitung einiger von ihnen, die auf Hawaii die Ananaskultur lernten, züchten sie eine ganz vorzügliche Sorte Ananas, und dann sah ich etwas, das ich sonst nirgends gefunden habe: den kombinierten Stall-Acker:

Aus Baumstämmen und Gezweig waren niedrige, aber luftige Ställe für Ziegen und Schafe gebaut; das flache Dach war mit einer fußhohen Schicht Humus bedeckt, die einerseits den Stall kühl hielt und andererseits einen vortrefflichen, sonnendurchglühten Boden für Frühgemüse abgab. Ich sah hier Erdbeeren, die in wenigen Wochen sprossen, in wenigen Tagen reiften, feine Karotten, Salat, Sellerie, die Frucht weniger Wochen. Auf dem Markt von Belem, der mit exotischem Gewächs besser beliefert ist, als mit den für Europäer unentbehrlichen Gemüsen, finden sie leicht Abnehmer.

In den Dschungel gehauen träumte, von grellblauen Sonnenflecken beleuchtet, der kleine Friedhof der Japaner; hier ruhten die Opfer des Waldes, des Fiebers. In der großzügigen Duldsamkeit, die Japaner auszeichnet, waren die Namen der Toten auf große weiße Holzkreuze gemalt, vor denen die Embleme des schintoistischen Totendienstes in Tassen und Bechern aus Email standen: geweihte Zweige und Stäbe mit Papierfransen. Grelle Bougainvilleen und Poinsettien machten ihre Rechte auf den eben gerodeten, durch menschliche Leiber angereicherten Boden geltend.

Einen Augenblick übermannte mich die sentimentale Regung, mich hier begraben zu lassen, aber gottlob hat man in solchen Augenblicken meist eine Fahrkarte gelöst und mag sie nicht verfallen lassen.

Belliansta Eine Art Urwaldmärchen

Am Tage meiner Abreise von Belem do Para, als der Dampfer, der mich südwärts tragen sollte, gewissermaßen schon ungeduldig an den Tauen zerrte, gelang es mir, einen kleinen Zipfel des Schleiers zu lüften, der sich um Fordlandia gesponnen hat, jene neuzeitliche Märchenkolonie aus Radio und Frigidaire, die Henry Ford am Oberlauf des Tapajoz schuf.

Ich war rasch noch in die Rua 15 do Novembro gegangen, um bei einem deutschen Photographen die letzten entwickelten Filme

abzuholen. — „Nun“, fragte ich ihn, während ich die Filmbänder gegen das Licht hielt, „haben Sie an meine beiden Bitten gedacht? Die Sache mit dem Nick Carter, der die Braut eines Siedlers gestohlen hat und die andre Sache, Fordland — Sie wollten sehen, ob Sie etwas darüber in Erfahrung bringen konnten.“

Der Mann kratzte sich erregt den Kopf. „Ja, natürlich. — Nein, von einem Mann, der Nick Carter heißt oder sich so nennt und ein Mädchen vom Amazonas in die Heimat verschleppt hat, weiß man bei meinen Leuten nichts; dagegen habe ich etwas, womit Sie Ihre Neugier über Fordland befriedigen mögen: Gestern war ein Herr bei mir, ein Franzose, und ließ einen Haufen Filme zum Entwickeln da, vom Oberlauf des Amazonas, wie er mir sagte. Der Mann ist in diesem Fordlandia gewesen, wenn ich ihn richtig verstanden habe; er hat eine Expedition dorthin unternommen.“

„Mein Gott, das sagen Sie mir so! Ihre Ruhe möchte ich haben. Kann ich einen Blick auf seine Filme werfen?“ fragte ich erregt.

Er kratzte sich den Kopf noch ein wenig heftiger und lächelte. — „Nee, ich fürchte, da verletzte ich mein Berufsgeheimnis mit, glauben Sie nicht? Ich weiß nicht.“

„Ja; ich glaube auch, das geht nicht“, gab ich zu. Und dann, schon auf dem Weg zur Tür: „Wo wohnt der Mann, wie heißt er?“

Er wohnte im Grande Hotel natürlich, und führte den sehr französischen Namen Knetel; ich sprang in eine Taxe und ließ mich zur Praça da Republica fahren. Die Sonne, die auf den weißen Leinenüberzug des Polsters brannte, trieb mir den Schweiß aus den Poren.

Herr Knetel hatte eines der termitensicheren Zimmer über dem Theatersaal inne, in dem ich der köstlichen „hora de arte“ beigewohnt hatte, und war gerade im Begriff, sich schön zu machen. Wenn es mich nicht störte, daß er sich zu Ende rasierte, könnte er mich sofort empfangen, ließ er mir sagen, sonst möchte ich zwanzig Minuten in der Halle warten.

Ich drang in sein Zimmer, entschuldigte mich damit, daß ich es eilig hätte und fragte geradezu: „Sie kommen, Monsieur Knetel, von einer Expedition den Tapajoz aufwärts, nach Fordlandia?“



Frisch aus dem Urwald:
Ein Zwerggameisenbär



Morgensuppe:
1/2 Dtzd. Schildkröten



„Kleine Riesenschlange gefällig?“

Seine Antwort war eine herbe Enttäuschung. Er selber war nicht in Fordlandia gewesen — wieder einer, der es nicht selbst gesehen hatte! — vielmehr bildete er die eine Hälfte einer französischen Zweimann-Expedition, die den Amazonas und den Tapajoz aufwärts fuhr, ohne die geringste Ahnung von der Existenz eines Fordlandia zu haben.

„Wir wußten nicht einmal den Namen der Kolonie. Als wir ganz zufällig nach einer mehrwöchigen Kanufahrt auf sie stießen, hieß sie Belliansta.“

Die Ahnungslosigkeit, mit der manche, insbesondere Franzosen, sich auf eine Expedition begeben, nötigt mir immer wieder Erstaunen ab; ich halte es für schlechtweg unmöglich, selbst für einen völligen Laien, geschweige denn für das Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition, vom Amazonas in den Tapajoz einzuschwenken, ohne Kunde vom Vorhandensein dieses Fordlandia zu haben. Mein Gott, welche Gespräche haben die Leute denn in den Kasinos von Santarem geführt, was haben sie auf den Kais, den Kais von Belem gehört? Und ich habe in der Tat später in einer Aufsatzreihe, die der Expeditionsleiter in einem Pariser Abendblatt erscheinen ließ, gelesen, daß sie rein zufällig auf die Kolonie stießen, nom d'un nom d'un nom!

„Also, wie hieß die Kolonie?“ Ich klappte, um der entrevue eine seriöse Note zu geben, das Notizbuch auf und lutschte an der Bleistiftspitze.

„Wie ich Ihnen sage: Belliansta; B-e-l-l-i-a-n — —“

Ich notierte den Namen; ich bin ihm später in derselben Form auch in der Artikelserie begegnet, nachdem er — soweit ich den Redaktionsbetrieb kenne — die korrigierenden Stifte eines halben Dutzends Redakteure passiert hatte. Selbstverständlich ist das ein Schreibfehler und heißt richtig Bellavista, wie ein gutes Hundert Orte in Brasilien sich nennt. Die Franzosen, in der Malerei, der Lebenskunst und der Küche begabt wie kaum ein zweites Volk, weisen eine fühlbare Talentlücke auf, sobald es sich um Geographie, Völkerkunde, Fremdsprachen oder verwandte Gebiete handelt. Infolgedessen senden sie von allen Völkern die meisten Expeditionen aus. Ich habe mit ihnen schon Dinge erlebt: Aus einem „Ver-

kehrflugzeug“ machte die führende illustrierte Zeitschrift der Franzosen ein „Verkschisflugzeug“, in einem ernsthaften Essai fand ich „Hautarzt“ und „Hausarrest“ miteinander verwechselt.

Mir ging das so durch den Kopf, während ich im Zimmer des Herrn Knetel auf einem termitensicheren Nirostastahl saß, der Kaukasisch-Nußbaum mimte. Ich sagte aber Herrn Knetel kein Wort davon, denn ich wollte ja etwas von ihm. Vielmehr schluckte ich auch das Belliansta und wartete auf weitere Enthüllungen.

„Ich habe keine ‚veine‘ gehabt“, fuhr er fort, „ich bin nicht der, welcher in Belliansta — oder Fordlandia, wenn Sie wollen — war; der, welcher da war, befindet sich gegenwärtig in Manaos. — Justement: er hat sich beim Verlassen des Tapajoz nach links gewandt, während ich den Weg zur Rechten nahm. — Wenn Sie warten wollen, mein camarade wird in vierzehn Tagen hier sein; Sie können ihn dann sprechen.“

Ich gab zu, daß ich keine vierzehn Tage, keine vierzehn Stunden, ja, daß ich kaum vierzehn Minuten Zeit hätte.

„Ah, das ist Pech, ich hätte Sie sonst eingeladen, den Lunch mit mir einzunehmen.“

Ich verneigte mich dankend.

„Was mich betrifft — ich hatte, wie gesagt, Pech; obwohl ich jeden Tag gewissenhaft meine Chinindragées nahm und zum Trinken nur eau tonique wählte, ergriff mich das Fieber — Malaria — und ich blieb in Basilia Legal liegen. Das ist einige Meilen unterhalb von Cury, nicht weit vom Fort do Custodio, Sie wissen schon.“

Er hatte Kinn und Wangen vom Bartwuchs befreit und masierte sich nun liebevoll mit Lotion Chanel. An Hand von einigen Seifenflocken demonstrierte er mir die Lage von Basilia Legal am mittleren Lauf des Rio Tapajoz. Die Franzosen haben immer eine Hand mehr als unsereiner.

„Ich war elend, sehr elend, Monsieur. — Nun, Sie wollen von Belliansta hören. Alors, ich erhielt einen Brief von meinem camarade, der weitergefahren war mit der Canoa, einen Brief, den das Fordschiff auf dem Weg stromaufwärts brachte.“

„Ja, das Fordschiff — —“

„Si, das fährt einmal im Monat stromaufwärts mit Werkzeug,

Nahrungsmitteln, den neuesten Roben, den letzten Schallplatten und Films für Belliansta und fährt mit der Gummiausbeute wieder zurück.“

„Das hörte ich; aber ich habe daraus geschlossen, daß die Ausbeute nicht gerade groß sein kann — da doch ein einziges flachgehendes Schiff, ein Heckraddampfer mit Holzheizung, wenn ich recht verstanden habe — die Borracha eines ganzen Monats heimfahren kann“.

„Eh, mein camarade hat gefunden, daß Belliansta eine blühende, eine sehr reizende Kolonie ist. Er glaubte, als er sie zuerst sah — über den feuchten Kronen der Urwaldbäume — daß es eine mirage wäre, eine Fata Morgana, merci. Er war ausgehungert, verwundet, todmüde; Wochen war er durch Gebiete gereist, die verpestet sind von den Munduman, einem Indianerstamm, der vom Kopfraub lebt und Orgien von Menschenfleisch feiert. Dann waren es wieder Apiaca gewesen, Indios, die so friedlich sind, daß die Stämme der ganzen Gegend ihre Frauen von ihnen beziehen — es ist sehr interessant! Alle Weiber im unteren und mittleren Tapajozgebiet sind Apiaca. Es ist so wie mit den Rumäninnen: jeder Pariser, der etwas versteht — und welcher versteht nicht? — ist mit einer Rumänin verheiratet; das hat allerdings andre Gründe — enfin.

Und nun trat mein camarade durch einen doppelten Stacheldrahtzaun — und befand sich in New York, si, in New York, auf dem Broadway, wenn Sie wollen. — Belliansta“, er fuhr in schwarze Lackschuhe, über die er weißleinene Gamaschen zog, fand aber immer noch genug Hände, um Belliansta in die warme, immer wärmer werdende Luft des Hotelzimmers zu modellieren, „Belliansta, obwohl brasilianischer Boden, obwohl aus dem Urwald selbst gehauen, wird von Amerikanern, Yankis gouverniert, policiert, verwaltiert. Belliansta hat asphaltierte Autodrives, Avenues, Squares, einen Gouverneurspalast, der an das Kapitol in Washington erinnert, und einen Masonic Temple, eine Freimaurerloge. Es besitzt Klubbhäuser, Cinémas, Gymnastikhallen, Tanzdielen und Drugstores; man hat dort die Schallplatten, die neusten Filme früher als in Rio. Belliansta umfaßt fünftausend Einwohner —

Ingenieure, Kautschukfachleute, Aufseher, bildhübsche Sténodactylos mit onduliertem Haar und geröteten Fingernägeln, und die Caboclos, die den Gummi pflanzen und ernten. Alle Gebäude sind air-conditioned, man lebt auf Frigidaire, die ganze Kolonie gründet sich auf einen kolossalen Frigidaire. Anders ist es nicht möglich, in jener Gegend zu leben. — So schrieb mir alles mein camarade.“

„Ich weiß nicht“, wandte ich ein und warf einen Blick auf die Uhr, „die Indianer — die menschenfresserischen Munduman und die Apiaca, die sich die Frauen nehmen lassen — denken ein wenig anders; sie leben seit einigen Jahrtausenden là-bas und kennen keinen Frigidaire.“

Ich erhob mich. Der Nirostastuhl machte an der Stelle, wo ich gesessen hatte, blechern: Klonk. „Monsieur Knetel, ich danke Ihnen. Ich habe zehn Minuten, um meinen paquebôt zu erreichen. — Können Sie mir noch irgend etwas über Belliansta sagen. Irgend etwas?“

Er zuckte die Schultern und schloß den letzten Onyxknopf seiner linken Gamasche. — „Si, da ist noch etwas: Belliansta wird eifersüchtig bewacht, von riesigen amerikanischen Polizisten irischer Abstammung mit Gummiknüppeln und shotguns — Schrotflinten. Fremden ist der Zutritt strengstens untersagt.“

Ich hatte bereits die Türklinke in der Hand.

„Was versteht man unter Fremden, par exemple, Monsieur Knetel?“ fragte ich.

„Nun, Brasilianer und so weiter.“

Ich sprang in den Taxi. „Escada de Desembarque.“

Das Polster war glühendheiß; ich verbrachte den Weg zur Landungsbrücke in der Schwebe.

Nun trägt mich das Schiff aus dem trüben Wasser des Hafens von Belem do Para, umjohlt von jungen braunen Kerls, die — in schlechtem Stil aber kühn — auf Rennruderbooten hin und her flitzen. Bald werden wir draußen sein auf dem von Sonnenflecken irrlichternden Amazonas. Ich werde Stadt und Strom wohl nie wiedersehen, denn sie liegen zu sehr abseits von den großen Ver-

kehrswegen. — Noch ist das Ufer ganz nah; Indios kommen mit Körben voll Paranüssen ans Wasser und führen sie in die Schwemme; diejenigen Nüsse, die gut sind, bleiben im Korb, die schlechten schwimmen mit der Strömung hinweg, es ist eine untrügliche Methode; Aschenbrödel wäre hier noch rascher fertig zum Tanz gewesen als im Märchen. — Rückschauend sehe ich die bunte, buntbevölkerte, farbenfrohe und einst auch gemütsfrohe Stadt entschwinden — eine der ganz wenigen großen am Äquator; ihre Sorgen sind nicht die Gesamtbrasiliens; und doch scheint es mir, als ob ich hier — in der Nuß, wie man sagt — einen gedrängten und ganz guten Eindruck erhalten habe, von den Problemen, die das Land beschäftigen. Ein halber Erdteil erbricht sich hier — durch den Mund eines Stroms — ins Meer; es ist ein gewaltiger, ein erschütternder Eindruck; 250 Kilometer weit ist der Rachen. — Die Flut kommt, sie schwemmt landeinwärts und ist noch siebenhundert Kilometer von der Mündung zu spüren: Der Erdteil schlingt alles wieder in sich hinein, was er erbrach. (Gedanken, die einem kommen, während das Schiff leise zu schaukeln beginnt.) Ist es möglich, daß hier, wo die Natur noch ungebunden lebt, wie seinerzeit die Giganten, dennoch in jedem irrlichternden Sonnenfleck ein Problem zappelt, quälend und nicht ganz leicht zu lösen?

Ich suchte die Kabine auf; im Spiegel steckten Briefe aus Übersee; dort stand das Koffergrammophon, schwarz, keineswegs für die Tropen geschaffen; ich klappte es auf und suchte unterm schmalen Bestand nach einer amerikanischen Tanzmelodie; die Scheibe surrte und unkte:

„The sunlight is white, and the shadows are black,
And something keeps telling me I'll never come back — —“

Da klopfte es; der Steward stand in der Tür:

„Was ist nu, was soll nun mit den Filmen werden, Herr?“

Himmel, das labile Bild!

„Also was soll mit den Filmen werden, Herr Doktor?“ fragte der Steward, leise mit dem Seegang pendelnd.

„Mit den Filmen?“

„Ja, soll ich sie nun dem Barsteward geben, damit er sie in die Eisbox tut oder soll ich sie zum Entwickeln bringen? — An der Decke hängenbleiben können sie doch nicht.“

Ich hatte die sechzig Filmrollen, die ich unterwegs, auf dem Amazonas und in Belem do Para verknipst hatte, in eine Art Wiege aus Pappe getan und diese mit Schnur an die Kabinendecke gehängt, unmittelbar unter dem Ventilator, dessen Luftzug, mit Küchengerüchen zart vermischt, nun darüber strich. — Es gibt rund 600 falsche Arten, in den Tropen Filme zu lagern, und dies war wohl die 601. Art. Sobald bei einer Tropenreise die verknipsten Filme sich zu häufen beginnen, bricht eine Art Hysterie unter den Photographen aus, die sich in erster Linie in einer Art religiösen Erniedrigungswahns vor dem Pantrysteward äußert, durch den man in den Besitz von leeren Keksdosen zu gelangen hofft. Irgendwo in einem photographischen Leitfaden hat etwas davon gestanden, daß das „labile Bild“ — das Bild auf dem belichteten, aber noch nicht entwickelten Film — nicht beständig sei; besonders im feuchten Klima der Tropen entwickle sich der Film von selbst und zerstöre dabei das Bild. Als Gegenmaßnahme wird sofortiges Entwickeln oder luftdichtes Verpacken in Keksdosen empfohlen, die mit Leukoplast zu verschließen sind. Da der Schiffsarzt nicht dazu da und auch gar nicht in der Lage ist, meterweise Leukoplast von sich zu geben, setzen sich die Passagiere, wenn es sein muß, durch einen Einbruch in die Schiffsapotheke in den Besitz des klebrigen Gummibands.

Eine gesittete Dame kannte ich, Generaldirektorsgattin und Mutter von drei reizenden Kindern, die zwischen Pernambuco und Santos den Doktor mit einem eigens zu diesem Zweck erfundenen Ekzem an ihren unteren Extremitäten beschäftigte, dieweil sie oben eine Rolle Leukoplast vom Regal klaute. Sie hatte ihre Lieblinge vor dem Straßenkreuz in Olinda geknipst und war nun von der

„labilen Bild-Hysterie“ ergriffen, die den Menschen zu allem fähig macht. Ihre Heldentat erzählte sie allen, die es wissen wollten.

„Joachim-Eberhard, sofort ißt du noch einen Keks, Joachim-Eberhard“, hörte ich es einmal übers Bootsdeck schallen — es war während der Begegnung zwischen unserm Dampfer und dem Zepelin, bei dem insofern eine geistige Verbindung zwischen Meer und Äther hergestellt wurde, als es gelang, eine Flasche Sekt von Bord aufs Luftschiff zu hissen. „Willst du wohl hören, Joachim-Eberhard? Sofort ißt du noch einen Keks. Keine Widerrede, Joachim-Eberhard, du ißt den Keks. Mutti braucht die Büchse für die Photos.“

Das sofortige Entwickeln, das als Alternative verlangt wird, hat nämlich einen oder zwei Haken. Die Bordphotographen, die auf den größeren Schiffen mitfahren, treffliche Handwerker in ihrer Art, haben, selbst wenn sie es wollen, keine Möglichkeit, fehlerlose Negative zu liefern. Um Filme befriedigend zu entwickeln, müßte man Wasser, viel Wasser haben, das längere Zeit dieselbe Temperatur behält; und das ist in den Tropen auf einem Schiff nicht möglich. Erwärmt sich das Wasser während der Arbeit — durch die Hitze, durch den von der Stirne rinnenden Schweiß, was weiß ich — so entstehen Blasen im Film, oder das ganze Bild „schwimmt weg.“ Dem Amateur (Liebhaber) wird das Entwickeln in einer „Dunkeljacke“ empfohlen; das ist ein schwarzes, jackenähnliches Etwas, in das man, im Gegensatz zum normalen Kleidungsstück, „nur“ mit den Händen, dem Kopf und dem Material fürs Entwickeln und natürlich auch mit dem Wasserhahn hineinfährt. Aber in dieser Dunkeljacke wird man bei Hitze schneller verrückt als in der Zwangsjacke.

Es bleibt also, da die Dunkelkammern auf den Schiffen unbrauchbar oder wenn sie brauchbar, den ganzen Tag besetzt sind — von Photographen, Liebespaaren, Heuschnupfenkranken und Kindern, die Gespenster spielen — die Keksdose.

Ich kann kraft meiner jahrzehntelangen Erfahrung mit den Tropen, dem Photographieren und den Keksdosen nur wärmstens zu letzteren empfehlen; der Leukoplaststreifen schließt die Filme völlig luftdicht ab; nicht einmal ein Schiffsuntergang kann ihnen

schaden; Sie selber mögen dabei draufgehen, aber Ihre unentwickelten Photos schwimmen an Land und können dort von den Hinterbliebenen aufgelesen werden. Die Freude! — Andererseits ist eine luftdicht verschlossene Keksdose das allerletzte, in das man unentwickelte Filme tun sollte; die Feuchtigkeit, welche die lichtempfindliche Schicht während des Aufenthalts im Apparat aufgesogen hat, kann nicht entweichen und ruiniert das labile Bild garantiert.

Sehr zu empfehlen ist es hingegen, die belichteten Filme in die Tropenpackungen zurückzutun, in denen sie sich ursprünglich befanden. Diese schließen noch luftdichter, und die Wirkung der atmosphärischen Feuchtigkeit auf das labile Bild ist ungleich rascher und verheerender. — Ihnen empfehle ich es; ich handle anders.

Das beste ist, man wickelt die Filmrollen oder Filmpacks einzeln in recht viele Lagen Zeitungspapier und läßt sie unverschlossen liegen. Bekanntlich ist Zeitungspapier nicht nur eminent geduldig, sondern auch hervorragend hygroskopisch; mit anderen Worten: es saugt Wasser an und entfernt daher auch die atmosphärische Feuchtigkeit, die der Film angenommen hat. Der Nachteil ist bloß, daß es auch außerhalb des Films allerlei atmosphärische Feuchtigkeit gibt, wie z. B. Spritzer vom Rasierpinsel; und da Zeitungspapier unparteiisch ist, saugt es auch diese auf und teilt sie, mitteilksam, wie es ist, dem Film mit. Immerhin hat das Einwickeln der Photos in Zeitungspapier den großen Vorzug, daß der Steward sie morgens mit dem andern Zeug aus der Koje räumt und über Bord schmeißt, und so ist man die Sorge um das labile Bild gleichzeitig mit derjenigen um das stabile los.

Eine Regel ist jedenfalls unumstößlich: belichtete Filme müssen kühl und trocken gelagert werden. Der Eiskasten des Barstewards ist kühl, wengleich feucht; der Raum neben den Kesseln ist trocken, wengleich heiß; gelingt es jedoch, die beiden störenden Faktoren zu eliminieren, indem man etwa den Barsteward durch ein Geldgeschenk veranlaßt, kein Eis in seinen Kasten zu tun, und die Heizer — ebenfalls durch entsprechende Geschenke — während der Überfahrt das Feuer unter den Kesseln ausgehen zu lassen,

so würde ich nicht anstehen, das abwechselnde Lagern der Filme neben den Kesseln und im Eisschrank als ideal anzusprechen. Eines darf man dabei jedoch nicht ganz übersehen: Daß nichts dem labilen Bild, von dem wir wohl bereits sprachen, weniger zuträglich ist als Temperaturwechsel. Beim Verbringen von einem kalten in einen warmen Raum schlägt sich die eingangs erwähnte atmosphärische Feuchtigkeit auf demselben nieder und übt ihre Wirkung auf dasselbe aus.

„Also“, fragt der Steward, „was is nun. Soll ich oder soll ich nicht?“

Die Films in ihrer luftigen Wiege schaukeln leise hin und her. Der Ventilator nährt sie — wie eine Kuh die Kälber — mit Speiserüchen. „Mm“, schnüffle ich, „Nierensauté mit Zwiebeln zum Dinner, das Verkehrteste bei einsetzendem Seegang; aber so seid ihr auf den Schiffen immer: Wenn die See rauh wird, gibt's was Gutes zum Essen. — Im Ernst aber, Herr Voigt, es ist ganz wurscht-egal, was man in den Tropen mit seinen Filmen anfängt, man mag sich noch so liebevoll um sie bemühen, das labile Bild bleibt doch und nimmt keinen Schaden. Drei Monate bis zu einem halben Jahr halten sich belichtete Filme in den tropischsten Tropen; länger sollte ein Mensch nicht wegbleiben, es sei denn, er gehört einer Expedition an, und dann ist es sowieso egal.“

Ich begann, die Kleider zu wechseln. „Denn dann kentert auf der Rückfahrt das Kanu mit den Negativen, und alles ist zum Teufel. — Wissen Sie, ich lasse meine Filme da oben hängen.“

Er blickte mißbilligend hinauf, nickte dann aber. — „Sie haben nicht zufällig 'n Apparat mit Kassette und so?“ fragte er ahnungsvoll.

„Nein, ich benutze nur Rollfilm, und Rollfilmkameras haben keine Kassette.“

Er nahm meine Schuhe, an denen noch der Staub Belems klebte. — „Ihr Glück“, machte er dumpf. „Ich hatte mal vor Jahren auf der Heimreise von Südamerika einen Herrn zu bedienen — Doktor ich weiß den Namen nicht mehr; ein gebildeter, ein sehr feiner Herr — der war ein halbes Jahr unten gewesen, nicht bloß in Brasilien, sondern in Argentinien, Uruguay, Paraguay, Chile, und hatte

überall Aufnahmen gemacht. Sechshundert Filmpacks hatte er verknipst — ich glaube, es waren sechshundert, einen ganzen Koffer voll — alle mit einer fabelhaften neuen Spiegelreflexkamera mit Kassette, die er vor der Abreise in Hamburg gekauft hatte. So groß war das Ding und reichte geöffnet vom Bauch bis zum Kinn. Neun mal zwölf. — Ich sagte ihm, wir haben einen sehr guten Photographen an Bord, ich lasse alles bei ihm arbeiten. Sie können Ihre Bilder ruhig bei ihm entwickeln lassen; nimmt doch viel weniger Raum weg; Sie könnten sonst Schwierigkeiten haben in Hamburg beim Zoll.

Er sagt: Nee, die Photographen taugen alle nix; er hat daheim einen; nur der taugt, bei dem läßt er alles in Ruhe machen, wenn er zu Hause ist. Es ist wertvolles Material, das er sich nicht ruinieren lassen will, Material für'n wissenschaftliches Werk und für viele Aufsätze.

Er war'n Geologe, wenn es das ist, was sich mit den Menschenrassen befaßt.

Haben Sie auch in Südamerika nichts von Ihren Bildern entwickeln lassen, Herr Doktor? frage ich.

I, wo werde ich; die südamerikanischen Photographen taugen noch weniger.

Dann würde ich aber zur Probe, zur Probe, sage ich, einen einzigen Film-pack bei unserm Photographen entwickeln lassen, nur um zu sehen, wie die Bilder geworden sind. — Mein Wort, er ruiniert Ihnen nichts.

Na ja, sagt er, da Sie sich so sehr dafür einsetzen: hier habe ich einen Film-pack mit unwichtigen Bordaufnahmen, die mögen Sie zu Ihrem Manne bringen.

Er hatte auf jedem Film-pack ein Etikett, wo 'ne Nummer draufstand, das Land, und das, wovon der Film war — Ausgrabungen oder Osterfest oder Indianertanz.

Ich bringe also den Film zum Photographen, und der sagt mir am nächsten Tag: Hören Sie mal, mit dem Film von Ihrem Doktor, da hat was nicht gestimmt, da is' nix drauf; der hat mir wohl aus Versehen 'nen unbelichteten Film zum Entwickeln gegeben.

Der Doktor sagt: Haha, nee nee, ein Irrtum, das kann bei mir

nicht vorkommen; da hat entweder was am Film nicht gestimmt oder der Photograph hat gepatzt. — Immerhin gibt er ihm einen andern Film-pack zum probeweisen Entwickeln.

Nächsten Tag sagt ihm der Photograph: Herr Doktor, wieder nischt drauf.

Nanu! — Der Doktor hält die Filme gegen's Licht und guckt durch: das ganze Dutzend klar wie Fensterglas! — Und nun kriegt er's mit der Panik und bringt dem Photographen zwanzig Film-packs, alle zum Entwickeln, bis morgen!

Nach dem Abendbrot kriegt mich der Photograph zu fassen; er kommt direkt aus der Dunkelkammer und der Schweiß läuft ihm am Gesicht herunter: Suchen Sie den Doktor, Voigt, fragen Sie ihn, ob ich weitermachen soll. Ich bin beim sechzehnten Film-pack und nirgends nischt drauf!

Wir finden den Doktor im Rauchsalon beim Bier, und zu dritt packen wir uns in die Dunkelkammer und entwickeln die ganze Nacht: Aus jedem Film-pack zur Probe einen Film. Nischt, nischt, nischt. Der Film bleibt klar wie Fensterglas, mag der Mann noch so sehr am Entwickler schütteln.

Gegen Morgen sagt er: So hat das keinen Zweck, darf ich mal Ihren Apparat sehen, Herr Doktor? Möglich, daß — —

Wir gehen rauf in die Kabine, und ich mag gar nicht ins Gesicht vom Doktor sehen. — Wenn er dem Photographen an die Kehle springt, beschließe ich bei mir, schlage ich ihn nieder, bleibt mir nix anderes übrig.

Der Photograph öffnet den Apparat hinten, richtet ihn gegen die Beleuchtung und knipst, um zu sehen, ob der Verschuß richtig funktioniert. — Den Kassettendeckel, sagt er dazu, den Kassettendeckel wollen Sie, bitte, noch öffnen, sonst sehe ich das Objektiv nicht.

Den was für'n Deckel? fragt der Doktor.

Den Kassettendeckel, Herr — ja, haben Sie den immer verschlossen gehalten?

Habe ich nie geöffnet, sagt der Doktor, ich hatte früher 'nen Kodak, und der hatte das nicht. Ja, muß man denn den aufmachen? Jedesmal?

Ja, sagt der Photograph trocken und legt den Apparat hin, sonst photographieren Sie immerzu auf den blechernen Kassettendeckel und nicht auf den Film.

Der Doktor hatte alle sechshundert Dutzend Aufnahmen — ich glaube, es waren sechshundert — auf den Kassettendeckel gemacht. Bis vor Hamburg hat der Photograph mit dem Entwickeln zu tun gehabt, denn bis zum letzten Film hat der Doktor nicht glauben wollen, daß er in dem halben Jahr nischt, aber auch absolut nischt aufgenommen hat.

Ja, so is' das, wenn man sich vor 'ner Reise 'nen neuen Apparat zulegt. Es ist wie mit 'ner neuen Braut. — Legt man sich auch nicht vor der Reise zu.“

Ins Notizbuch geschrieben:

Der Caxassa, Zuckerrohrschnaps, eine Art wasserfarbener Rum — ich nenne ihn „bleicher Tod“ — wird immer wieder anders geschrieben: Cachassa, Caxas, Caxassa, Cachach. — Habe mich bisher peinlich genau daran gehalten. Den Cachach also mischen die Brasilianer den ausländischen Likören bei und kommen sich dabei ganz gewiß als schlimme Panscher vor. Er schmeckt aber viel besser als das widerliche süße Zeug, das besonders die französischen Destillieren in die Welt hinaus gehen lassen, um damit den Namen ehrenwerter alter Mönchsklöster zu entwürdigen. — Überhaupt eine Eigenart der Brasilianer: Füllen ihren eigenen Schnaps zu fremden Schnäpsen in die halbvollen Flaschen und schenken ihn unter europäischem Etikett aus. Sie mögen ihn so lieber, wengleich das eigene Gewächs besser ist. Nicht allein bei Schnäpsen.

Zwischenspiel:

Urwaldlatein

An einem Tisch im „Bleikeller“ des Ozeandampfers, an dem mit 27 Seemeilen Geschwindigkeit Whisky-Soda getrunken wird, sagt

einer: „Ich habe heute nacht die Angel über Bord gehalten und hab' drei Fische gefangen: Einen Urucucu, einen Chacachaca und einen Guarana, glaub' ich.“

Am Nebentisch sitzen Damen und sehen ausgesprochen nach verkorkstem Magen aus. Eine von den vier ist immer abwesend, das geht reihum. Sagt eine: „Das Gefrorene hierzulande ist fabelhaft; ich probierte drei verschiedene Sorten, eine rote, eine gelbe und eine giftgrüne. Die hießen Urucucu, Chacachaca und Guarana, wenn ich nicht irre.“

Einen Tisch weiter spielen Männer Skat; der Schweiß fließt ihnen von den kahlen Köpfen in die weiße Kleidung, die sich bierfarben färbt. — Einer wischt sich das Gesicht mit einem Taschentuch von der Größe einer Landkarte Brasiliens. — „Kinder, das Geschwitze! Hat aber den Vorteil: brauchen wir weniger in die Toilette zu laufen. Haben Sie heute mittag in Para den Aasgeier gesehen, der die Müllabfuhr ersetzt?“

„Drei Vögel sind mir dort aufgefallen: der Urucucu, der Chacachaca und der — der Guarana war's, glaub ich.“

„Schwierige Sprache ist das Portugiesische; ich dachte, es ist wie ein Dialekt vom Spanischen, bloß daß man statt s jedesmal ein sch sagt; das stimmt aber gar nicht. — Haifisch heißt z. B. tuberao, das kommt in keiner andern Sprache vor.“

„Ja, aber Piranhas heißen überall Piranhas.“

„Haha, das ist das einzige, was man im Ausland von Brasilien weiß — außer daß sie den Kaffee ins Wasser werfen. Also, das kann und kann meine Frau heute noch nicht verwinden.“

„Meine auch nicht.“

„Meine auch nicht. Sowas wurmt auf Entfernung.“

„Sagen Sie mal, wie heißt das Wassergewächs mit den Blättern, die so groß sind, daß sich kleine Kinder draufsetzen können. Hat 'nen Frauennamen — Cäcilia oder Katharina oder ähnlich. Komme heute auf nischt mehr.“

„Urucucu vielleicht?“

„I wo. Hat den Namen von 'ner großen englischen Königin; bloß nicht Elisabeth.“

„Sie meinen vermutlich den Baum mit den schwimmenden

Früchten; die Frucht hat Schwimmblätter, die sich wie ein Boot um sie schließen; fällt sie vom Baum, segelt sie dahin und faßt Wurzel an einem ihr geeignet erscheinenden Ankergrund. Heißt Chacachaca oder Guarana — —“

„I wo, Guarana, das weiß ich ganz genau, ist die Mimose oder Akazie, die unten am Boden zwei Löcher hat. Da hausen Ameisen drin; wenn nun einer den Baum fällen will oder ein Tier sich dran zu schaffen macht — schwupp, kommen die Ameisen herausgekrabbelt und stürzen sich auf den Angreifer. — Die Akazie ernährt ihrerseits die Verteidiger mit ihren Blättern, die stark eiweißhaltig sind.“

„Überzeugte Vegetarier unter den Ameisen also. Da denken die süßen kleinen Piranhas anders — —“

„Na, und erst der Urinfisch!“

„Hören Sie! Vor Damen!“

„Sie sagen: die süßen kleinen Piranhas, und haben anscheinend auch eine ganz falsche Vorstellung von diesen Viechern. War da mal ein Kulturfilm aus dem brasilianischen Urwald, der in Deutschland gezeigt wurde und den Eindruck vermittelte, die Piranhas wären kleine Fische wie die Ölsardinen, bloß mit 'm bißchen mehr Gesichtsausdruck. Stimmt aber gar nicht; der Piranha ist ein Fisch, der im Aussehn zunächst an einen Karpfen gemahnt, fett, träge, dumm, etwa 30 cm lang; aber dann hat er ein Gesicht, das ist die Kreuzung von Raubmörder und Totenkopf, wenn Sie verstehen, was ich meine: Ein mächtiger vorgeschobener Unterkiefer und ein gemeines, steil abwärts geschnittenes Maul. Na, so was an Fresse! — Dem traut man schon zu, daß er, in Massen auftretend, in fünf Minuten ein Kalb bis aufs Skelett kahlfrißt.“

„Aber was ich erst vom Urinfisch gehört habe — —. Der ist so groß wie'n mittlerer Zahnstocher und nimmt Witterung nach dem...“

„Hören Sie! Vor Damen!“

„Ich habe mal gesehen, wie sie in ganz seichtem Wasser den Piranhas ein ausgewachsenes Krokodil vorwarfen. Binnen einer Viertelstunde sackte die ganze Krokodilhaut zusammen wie ein ausgezogener Handschuh.“

„In gewissen Gegenden am Amazonas brauchen sie den Piranha als Totenbestatter: Die Leiche wird in ein Netz getan und ins Wasser gehängt — und in zehn Minuten ist sie weg bis auf die Knochen, die sauber und weiß abgenagt sind.“

„Wenn einer im Amazonas badet, steigt er ohne Beine wieder heraus und braucht nie wieder 'ne Badehose, wie?“

„Na, so ist das nun wieder nicht. Man kann — ob Mensch ob Tier — ruhig und unbeschadet in Wasser baden, das von Piranhas wimmelt; nur verletzen darf man sich dabei nicht, Sobald Blut aus einer Wunde fließt, wittern es die Viecher und werden wild. Dann kriegen sie eine Art Bluttausch oder so und gehen ran. Ein Tropfen Blut auf ein ganzes Flußsystem genügt.“

„Genau so ist es mit dem besagten Urinfisch; bloß daß er nicht Blut wittert, sondern ... Also danach nimmt er Witterung und auch ganz entschieden Richtung und — —“

„Hören Sie auf. Eine Dame ist bei 40 Grad im Schatten und selbst wenn sie zum Rommé nur die Badehose trägt, immer noch eine Dame.“

„Aber das mit dem lieblichen kleinen Zahnstocherfisch — Sie wollen vermerken, daß ich anstößige Bezeichnungen tunlichst vermeide — ist doch Natur. Ich verstehe nicht, wie einer daran Anstoß nehmen kann. — Also, wenn er einmal eingedrungen ist, kann er nur auf operativem Wege entfernt werden; sonst gibt es böartige Eiterungen. — Der Piranha ist ein Waisenkind dagegen.“

„Kinder, Kinder, was Sie angeben! Aber es stimmt; jedes Wort, was Sie sagen, ist wahr; auch das mit der Ameisenakazie und der Frucht, die wie ein Boot dahersegelt. Bloß mit den Namen kommen wir nicht zu Rande. — Steward, hier noch eine Lage Urucucu, recht kalt, und drei doppelte Chacachaca dazu — ist ja ganz egal.“

ZWEITER TEIL

RIO, DIE SCHÖNSTE VON ALLEN

Ein wahr gewordener Traum

Es gibt Städte, die einen locken, man sieht sie aber nie; und es gibt Städte, die zu sehen einen nie gereizt hat, aber man kommt hin, z. B. Chemnitz. Es hatte mich nie verlockt, nach Mailand zu gehen, und doch sah ich es zweimal, dreimal, wogegen mir Fiesole, seit ich seinen Namen kenne, als eine Art Traumheimat vorschwebt. Ich werde es jedoch niemals sehen. — Im Traum kenne ich jede Straße, jeden Winkel, jeden verstaubten Baum von Tsinan-Fu, kenne seine Schlemmerlokale, die Gassen, an denen seine lockeren Mädchen locken, oft und oft bin ich aufgewacht, den Geschmack eines superben Geflügelragouts, das ich in einem seiner unsauberen Speisewirtschaften gegessen, auf der Zunge; im Leben war ich niemals dort. Dagegen kenne ich das nüchterne Dairen, das mit Ankara, Sao Paulo, Glasgow und Mailand zu den „Gebrauchsstädten“ zählt.

Rio aber gehört zu den Städten, nach denen man sich sehnt und die man erreicht, eine glücklich Geliebte, deren Umarmung niemals desillusioniert; sie ist, wenn man sie besucht, nicht weniger traumhaft schön als der Traum, ladylike genug, zu halten, was man sich von ihr versprach: Sie rühmt sich als die Schönste und ist es auch.

In einer Welt, welche die Götter — ja, ganz gewiß die Götter — ihren roten Kindern zum Aufenthalt schufen, entstand sie; ich habe noch nie einen Weltreisenden gesehen, der von ihr anders als mit verzücktem Blick gesprochen hätte. — Der Franzose, so scheint mir, nimmt seine geliebte Hauptstadt an den Fußsohlen mit; wohin er auch kommt, schafft er ein „Klein-Paris“, sei es Casablanca im Marokkanischen oder Saigon fern in Indochina; für den Mann aus Portugal aber muß Rio erscheinen als ein erfüllter Wunschtraum, als diejenige Traumstadt, zu der er sein Lissabon mit den rund 500 000 Einwohnern machen wollte, wenn er es wohl könnte. Es ist das Besondere an dieser Stadt und an dem Land Brasilien, daß hier — sehr im Gegensatz zu andern Kolonialländern, die stets in kultureller Abhängigkeit vom Mutterland verblieben — der Portugiese über sich hinauswuchs, seine Eigenart und seine Leistung ins Übermäßige steigerte.

Die Stadt ist auf eine geheimnisvolle, vielbedeutende Weise mit der Zahl 1 verbunden; sie steht nicht nur an erster Stelle unter den schönsten Städten der Welt, sie wurde am 1. I. — am 1. Januar des Jahres 1502 — von keinem Geringeren als Amerigo Vespucci entdeckt, dessen Anteil an der Entdeckung des Erdteils, dem er seinen Namen gab, unklar ist und durch die Forschung nur unklarer wird, dem die Welt jedoch Dank wissen sollte, hätte er auch nichts andres geleistet als die Bucht von Guanabara zu finden, an der Rio begründet wurde — und zwar wiederum an einem 1. Januar (1531), als der Portugiese Martim Affonso de Souza hier landete und eine Siedlung anlegte. Seither trägt der Ort, weil de Souza die riesige Bucht für die Mündung eines Stroms hielt, den Namen Rio de Janeiro — Fluß des Januar. Unübersehbar große Flußmündungen waren die Seefahrer jener Tage gewöhnt, nachdem sie binnen weniger Jahrzehnte das Delta des Mississippi und des Amazonas, der zwei gewaltigsten Ströme der Welt, dazu den Orinoco und den Rio de la Plata entdeckt hatten.

Der Carioca — das ist, ob Sie es glauben mögen oder nicht, der Bewohner von Rio — rühmt sich, seine Bucht — die Bahia von Guanabara sehr im Gegensatz zu Guarana — sei so groß, daß alle Kriegsflotten der Welt bequem Platz darin fänden; man möchte nicht hoffen, daß er jemals in die Verlegenheit kommt, die Probe aufs Exempel machen zu müssen, und wenn schon, dann nur, weil die Schlachtschiffe aller Mächte in die Bucht eingefahren sind, um der Jugend der ganzen Welt zu zeigen, daß es auch auf der südlichen Erdhälfte Millionenstädte gibt, die schön sind, ein Volk darin, das sinnvoll zu arbeiten und sich sinnlos zu vergnügen versteht.

Zu seiner heutigen Größe, zu dem Glanz, der selbst in der Ferne blendet, wuchs Rio nur langsam; hundert Jahre nach seiner Gründung zählte es erst 3000 Einwohner und stand im Schatten Bahias, der damaligen Hauptstadt, die bereits mit Palastbauten und Kirchen prunkte; heute, mit rund zwei Millionen Einwohnern ist Rio neben Buenos Aires im Argentinischen die größte Stadt Südamerikas, ja, der südlichen Erdhälfte, die bisher keine Großmächte, keine Kulturzentren in europäischem oder asiatischem Ausmaß und nur wenige Großstädte hervorbrachte.

Nicht allein die „Freiheit ging aus von dem leuchtenden Pol“, wie es im Marsch der finnischen Reiterei heißt, sondern wie es scheint, auch das Licht der Kultur, und es ist das Verhängnis der südlichen Erdhälfte, daß alle ihre Völker bisher in äußerer oder innerer Abhängigkeit von den Nationen des Nordens blieben; es mag die Mission Brasiliens, Argentinens und anderer Republiken südlich des Äquators, sein, zu zeigen, daß dies nicht für immer Geltung zu haben braucht.

Die Schichtungen der Kulturen, der Mächte ist eine seltsame, nicht gleich ersichtliche; die Geopolitik wird, ihre Rätsel lösend, noch lange eine lebendige Wissenschaft bleiben.

Während der Dampfer in die spiegelglatte Bucht biegt, schlägt der Streit hohe Wogen, ob Rio in der Tat schöner ist als die schönsten Häfen der Welt — Hongkong, Nagasaki, Barcelona, San Francisco — oder nur ebenso schön. Das „goldene Tor“ hat dieselben riesigen Ausmaße und das Gigantenwerk seiner neuen Brücke; Nagasaki, auf Hügeln erbaut, mit Inselchen bestückt, scheint nicht allein, sie ist als Opernszene für „Madame Butterfly“ geschaffen, die hier lebte und liebte und von ihrem Linkerton verlassen wurde; Barcelona hat den Vorzug, daß Hafen und Stadt eine Einheit bilden; die Ramblas, die Bummelstraßen, münden im Hafenbecken, und Columbus auf seiner turmhohen Säule kehrt die Front der Stadt zu, den Rücken dem Hafen, die Linke dem Sankt Pauli Spaniens, Calle Marques de Duero, die Rechte dem Verwaltungsviertel; und Hongkong vollends umschließt in einem wahrhaft grandiosen landschaftlichen Rahmen von Berg, Meer und Insel alle Völker, die das Erdenrund kennt; es ist der drittgrößte Warenumschlagsplatz der Welt, wobei jeder die beiden größten nach seiner Neigung unterbringen mag, wo er will. Aber Rio — —

Eine Schweizerin, die während der Überfahrt sehr seekrank war, nun jedoch geschwächt aber verzückt an der Reeling lehnt, trifft noch am besten den Nagel auf den Kopf, indem sie meint, es wäre gleich Lugano mal zehn. Die Schweiz, die glückliche, besitzt in ihrem engen Revier eigentlich eine jede Stadt der Welt durch zehn, sie hat ihr Paris-durch-zehn, ihr London-durch-zehn, ihr Neapel-

durch-zehn, Rom-durch-zehn und zwei Dutzend Nizza-durch-zehn. Aber kann man Rio zehnteilen?

Ach, es ist unteilbar und einzig, wie die einmaligen Häfen — seien diese nun Hongkong, Nagasaki, San Francisco, New York oder auch Lugano — es ist auch kein einmaliger Hafen, es ist ein dreimaliger, wenn nicht gar noch mehrmaliger Hafen, denn es ist eine Häufung all dessen, was man in den vier bis fünf Erdteilen an landschaftlicher und städtischer Schönheit gesehen hat. Man nähert sich ihm durch eine mit Inseln bestückte Atlantiklandschaft, und siehe da: eine Bai tut sich auf, geschwungen wie die verlockendsten Kurven einer schönen Frau, hingelagert gegen einen großartigen Hintergrund von urwaldbewachsenen Bergen, und man denkt: „Ha, Rio! Brandung, gelber Strand, eine Autostraße unter Palmen in den Fels gesprengt, Wolkenkratzer, betörende Villen! Schön ist das wie das goldene Tor!“ — Aber nein, das war erst die Avenida, die auf den echt brasilianischen Namen Niemeyer hört, Avenida Niemeyer, die alle Autofahrer in Verückung geraten läßt, die sie je befahren haben.

Ein Vorgebirge zaubert die Vision hinweg, und nun tut sich eine andre auf, nun doch gewiß die Bucht von Rio: Brandung, ein untadeliger Strand voll eleganter Badender — „bésonders die weiblichén“, wie mein Spezi Feri Bacsí sagen würde — in den gewagtesten und grellsten aller Badetrikots, eine sublime Strandpromenade mit Wolkenkratzerhotels und Pensionen; aber das ist erst der Strand von Copacabana, eine glänzende Mondsichel, die vom Himmel, ja, ganz sicher geradezu vom Himmel gefallen ist.

Ein neues Vorgebirge zaubert die Vision hinweg, und eine neue Bucht tut sich auf: Brandung, Promenade mit vielfacher Autobahn unter prunkhaften Kandelabern und Obstbäumen aus dem Urwald, die Villen der Reichen, dazwischen die Paläste der vornehmen Klubs — und das ist die Beira Mar, fünf Kilometer lang, welche die eine Seite der verwirrenden, unfafßbaren Stadt flankiert. — Aber zum Teufel, wo legen wir an?

Gemach, ein neues Vorgebirge wischt auch diese Vision weg, und wir fahren ein in die eigentliche Bucht von Rio, links vom Zuckerhut-Berg, rechts vom Corcovado und ganz im allgemeinen von

hohen blauen Bergen zärtlich umfaßt: Hier legt der Dampfer an, hier machen wir fest inmitten einer gepflegten Parkanlage, mitten in einem Blumenbeet, wenn man will, und ein palastartiges Empfangsgebäude nimmt uns auf. Gegenüber reckt sich zweiundzwanzigstöckig der Wolkenkratzer der „A Noite“, der modernsten und lebendigsten Zeitung Brasiliens. Dazwischen gleißt die geräumige Praça Maua, von der die Avenida Rio Branco abzweigt, die belebteste Straße Rios — was schon etwas heißen will — mit ihren Wolkenkratzern, ihren Banken, Schiffsagenturen, Tanzlokalen, Cafés und Speisehäusern, gekreuzt von der Rua do Ouvidor, wo man allen Schund und alle Pracht Europas kaufen kann und wo ich mehr Brillanten auf einem Haufen gesehen habe als in London, Amsterdam oder Johannesburg. — Selbst die Farmersfrauen auf dem Lande, so erzählten mir die Juweliere, die ich beileibe nicht als Kunde, sondern nur als Neugieriger anging, tragen Brillanten, Armbänder den ganzen Unterarm voll, vom Handgelenk bis zum Ellbogen — und das selbst zur Arbeit. Damen sah ich des Abends, die trugen überm üppigen Décolleté nicht eine Halskette, sondern zwei, drei, die eine eng um die Kehle, die andre bis zur Brust, die dritte weit über den Leib hinab. Und wie man den maßlosen Prunk betrachtet, der in kühlerer europäischer Atmosphäre etwas protzig erscheinen mag, hier aber durchaus am Platze ist, und wie man sieht, daß man andererseits in der Rua do Ouvidor alles, aber auch alles billiger bekommt als in Europa — die Markenwaren: Photoapparate, Films, Autos, Parfüms, Grammophone, Uhren, Radioapparate weit unter dem europäischen Einzelpreis — da steht man wohl mit beiden Beinen in der gesättigten, besitzsichern Welt Südamerikas, das mit großen selbstsicheren Schritten der Erfüllung seiner Mission zuschreitet, hängt aber in Gedanken drüben am zersplitterten, gequälten Europa, dessen Länder in einem unseligen Wettstreit die Produkte ihrer Arbeit verschleudern und das eigene Volk teurer dafür bezahlen lassen als die Fremden!

Rio de Janeiro hat alles; es ist mehr als Neapel, Hongkong oder das Goldene Horn; es ist alles drei, alles drei, vier, sechs in einem; es hat das eine und das andre, es hat Wolkenkratzer, es hat Urwald, es hat — in seinen Hügeln, die man vom ankernden Schiff

aus sieht, und die sich wie Geschwüre aus der neuzeitlichen Pracht seiner vornehmen und emsigen Viertel drängen — auch etwas von spanischen Kleinstädten, den köstlich verschlampten, mit ihren sonnenbeschienenen, fettriefenden, ranzig duftenden Zigeunerhütten, in denen die Sorglosigkeit lebt. Es hat in der Praça da Republica einen Hauptplatz, um den die Omnibusse, die Taxameter und die Straßenbahnen in endloser Reihe biegen, über den gleichzeitig jedoch Urwaldvögel und eine wilde Nagetierart, die man Goldhasen nennt, in völliger Freiheit huschen. Es hat einen Zoologischen Garten, der keiner ist und Denkmäler von Nationalhelden, die statt der Ordenskette den Strick des Henkers um den Hals tragen; und es hat, um endlich mit dieser Aufzählung Schluß zu machen, wie Brüssel, gar ein Manneken Pis, jenen Bronzeknaben, der völlig ungeniert in ein Steinbecken Pipi macht.

Es hat von allem etwas und ist in der Häufung schön. In den vornehmen Klubs der Praia Flamengo langweilen sich die Steinreichen, ihre Söhne und Töchter, bei den dicksten Brasils, die auf die deutschen Namen Dannemann und Suerdieck hören; in den Klubs der Innenstadt tanzen abends die Handlungsgehilfen, die Beamten, die Bankangestellten in untadeligem Weiß mit ihren Mädchen, im Bezirk des Canal do Mangue hausen elftausend Mädchen — elftausend! — für die Matrosen, die Soldaten und die Sonnabendabendkavaliere, während drüben am Berg, in den Villen der Rua Conde de Lage die betörend schönen Kreolinnen in den gewagtesten und elegantesten Roben aus Paris tanzen. — Überall in der Stadt rast ab 10 Uhr abends der Sambe maxixe, der fiebrigste aller Tänze, gegen den Tango und Rumba wie Schlaflieder wirken, rasseln in der Blechbüchse die Kieselsteine im behexenden Takt, während Negersaxophonisten und Negersänger zeigen, was sie unter Rhythmus verstehen.

Am Tage arbeiten aber diese Tänzer und Amüsierer mit einer seltenen Verve; sie lärmen, sie hupen, sie erschlaffen, sie pulvern sich mit unzähligen Kaffees auf, sie rasen erneut der Arbeit nach: man sieht unter ihren Händen geradezu die Vermögen, die neuen Wolkenkratzer ins Unermessene steigen.

Sieht man sie steigen? — Jawohl; aber auch das bleibt in dieser

seltamen widerspruchsvollen Stadt nicht unwidersprochen: Es gibt kaum Bettelei, aber es gibt zerlumpte Neger, die vom Verkauf zweier Lotterielose im Tag leben, es gibt Kinder, die um ein Almosen Stiefel putzen, es gibt — — — Immer wenn ein unglückliches Liebespaar sich vom Zuckerhut stürzt, fliegen die Urubu, die Geier, die seine Kuppe umkreisen, tiefer. Dann rüstet man eine Miniaturexpedition, um die Leichname zu bergen, die am Fuße des 387 m hohen Felskegels in unbetretenem, schwer zugänglichem Urwald liegen. — „Und neuerdings“, sagte mir ein Freund, der in Rio lebt und die Verhältnisse dort gut kennt, „neuerdings haben die Urubu häufig Veranlassung, tief zu kreisen — und es sind nicht stets Liebespaare, die man birgt, sondern immer häufiger Einzelpersonen, Männer, die ruiniert wurden.“

Wir saßen in einem der Parks, die gerade gut genug beleuchtet werden, um schön zu sein, und gerade schlecht genug, um den Liebespaaren — den glücklichen — zu genügen, und sprachen von der Krise, was uns in dieser Umgebung grotesk genug erscheinen wollte.

„Warten wir“, sagt mein Gewährsmann mild, der mit Leib und Seele Carioca und Brasilianer ist, „warten wir ab.“

„Nur noch Deutschland“, leierte ich im verqueren Bestreben, wehzutun, „nur noch Deutschland nimmt euch den Gummi ab; die anderen haben eure Gummibäume hinausgeschmuggelt und bauen sie nun selber an; die Märkte von Para sind verödet, ich habe sie gesehen; die Gummijäger liegen im Urwald auf der faulen Haut und können sich zur Hose kein Hemd und keine Jacke kaufen, ich habe sie gesprochen.“

„Warten wir ab.“

„Mit dem Kaffee steht es nicht viel anders; man kann ohne Kaffee leben, und die Völker weigern sich, mehr Koffein zu sich zu nehmen, als ihnen zuträglich ist; ich war in der Kaffeebörse von Santos und weiß Bescheid. Als ich dem Interviewer eines dortigen Abendblattes erzählte, in Deutschland wären sie jetzt dabei — — aber das ist eine andre Geschichte.“

„Warten wir ab.“

„Alles pflanzt bei euch jetzt Ananas und Bananen als letzte Zu-

flucht — Japaner, Deutsche, Italiener, Brasilianer — das ganze Hochland zwischen Santos und Sao Paulo ist grün von Bananenpflanzungen; eure Ananas ist aber holzig und nicht aromatisch genug für den Weltmarkt, Bananen vollends mag keiner mehr riechen; ich sehe einen ebenso großen Zusammenbruch für Ananas und Bananen voraus wie beim Gummi. Wovon sollen die Leute dann leben?“

„Warten wir ab.“

Es war das Gespräch, das ich dreißigmal geführt hatte in Brasilien und noch dreißigmal führen würde, nur mit dem Unterschied, daß sich diesmal eine dritte Person, die Natur selbst, einmischte: Von einem Mangobaum, der hinter uns in der Anlage stand, fiel, während wir noch sprachen, eine Frucht schwer und dumpf zur Erde und rollte uns vor die Füße. Der Freund ergriff sie und öffnete sie mit geübtem Griff: Eine Delikateßfrucht, die für eine Mahlzeit ausreicht.

In Rio unterm Zuckerhut fliegen einem nicht die gebratenen Tauben in den Mund; aber das Delikateßobst fällt einem von den Alleebäumen vor die Füße. Mögen die Geier noch viel tiefer fliegen; die Brasilianer brauchen nicht zu verzagen: vierzig Millionen Menschen werden am Tisch des Landes satt, dabei kennt man erst die eine Schmalkante davon, und ungezählte Tausende wandern jedes Jahr ein, legal und illegal, mit und ohne Paß; der japanische Dampfer neben uns am Kai brachte allein 1200 Einwanderer. — Diejenige Stadt aber, die vor allen andern anzieht, fast unwiderstehlich, das ist das funkelnde, schillernde, gefährliche, unfaßbare Rio. Man sieht es am besten — im Ganzen — vom Gipfel des 704 Meter hohen Corcovado oder von der Spitze des Zuckerhuts. — Auf dem Corcovado steht der 38 Meter hohe Christus aus Eisenbeton und segnet die Stadt. Bei einem Aufstand haben Flieger mit Maschinengewehren auf ihn geschossen — Stigmatisation im Stil des 20. Jahrhunderts. Die Einheimischen wollen das nicht wahrhaben und sagen, es habe einmal ein Blitz dort eingeschlagen. Ich glaube nicht, daß ein Blitz so geschmacklos trifft. — Auf den Zuckerhut fährt man vermittels einer Drahtseilbahn, welche eine Kölner Firma im Jahre 1913 baute. Das Kabel, an dem die Wä-

gelchen lustig schaukelnd über grausige Abgründe schweben, ist bisher nicht ausgewechselt worden; es ist auch in den 25 Jahren nicht nachgesehen worden.

„Wozu?“ meinte der Brasilianer, der mir das bestätigte, „es ist doch von einer deutschen Firma.“ — Schmeichelhaft, aber etwas weniger Vertrauen wäre vertrauenerweckender. — Ein Deutscher, mit dem ich tags drauf hinaufstieg, wußte die Einzelheiten: „Das Tragseil hat 44 mm Durchmesser und ist aus Gußstahl von 120 kg Bruchfestigkeit auf den Quadratmeter; ihre Stärke und die Vorzüglichkeit des Materials bieten eine neunfache Sicherheit gegen das Zerreißen. Die gesamte Anlage wurde trotz schwieriger Begleitumstände ohne jeden Unfall in acht Monaten fertiggestellt.“ — So etwas beruhigt den, der aus Europa kommt.

Zu Fuß ist der Zuckerhut nicht zugänglich; ich glaube, daß er in dieser Hinsicht ein Unikum ist. Ein kolossales Stück Fels an seiner Südseite, die der Einfahrt zugekehrt ist, wird in einem der nächsten Jahre — oder Jahrhunderte, wir sind nicht kleinlich — herabstürzen und eine riesenhafte Sturzwelle aufwerfen; es scheint schon ganz lose zu hängen. Hoffen wir, daß keinem einfahrenden Dampfer dabei ein Ungemach zustößt; um die ausfahrenden ist es mir nicht so leid, denn wer Rio gesehen hat, mag ruhig ins Jenseits eingehen, neugierig, ob es da Schöneres gibt.

Wir werden davon in der Zeitung lesen — vom Felssturz meine ich.

Ins Notizbuch geschrieben:

In der palastartigen Empfangshalle des Hafens von Rio, in der man sich kostenlos mit Auskunft, Prospekten und ausgezeichnetem Kaffee bedienen läßt, steht über dem Portal, das in die Stadt, nach Brasilien führt:

Durch Brasiliens Tore traten 4549869 Angehörige fremder Völker in unser Land ein:

<i>Italiener</i>	<i>1492879</i>
<i>Portugiesen</i>	<i>1350627</i>
<i>Spanier</i>	<i>588311</i>
<i>Deutsche</i>	<i>209923</i>

<i>Russen</i>	. . . . .	115465
<i>Japaner</i>	. . . . .	106215
<i>Österreicher</i>	. . . . .	92108
<i>Syrier</i>	. . . . .	82595
<i>Verschiedene</i>	. . . . .	511746

Die Kunst, in der Nacht bei Tage Geld zu verdienen

Auf großen Reisen widerfährt einem manchmal ein kleines Ungemach, das die Fortführung der Reise in Frage stellen kann. In Rio angelangt, stellte ich fest, daß eine Geldüberweisung, mit der ich gerechnet hatte, nicht eingetroffen war. — Nichts ist peinlicher, als in einer fremden Stadt ohne Geld zu sein; keine Stadt der Welt läßt einen den Mangel an Zahlungsmitteln bitterer spüren als Rio, eine Niederlassung mit 1001 Möglichkeiten.

Ich wartete einen Tag, ich wartete zwei Tage. Dann beugte ich mich weit aus dem Fenster meines Zimmers und sah in die Tiefe; es waren siebzehn Stock; ich blickte über die Dächer der Stadt: das hervorragendste, höchstragende Gebäude war der Wolkenkratzer der „A Noite“; ich nahm den Hut, trat auf die Straße, verlangte beim Zeitungshändler für das zweitletzte Geld das größte Blatt von Rio und erhielt „A Noite“, „Die Nächte“. Mit dem letzten Geld fuhr ich zur Praça Maua und ließ mich mit dem Expressfahrstuhl zur Redaktion heben. Im Vorraum bat ich einen Pagen, mich beim Chefredakteur zu melden; das ist, im alten Europa wenigstens, der Weg, um empfangen zu werden — vom Unterredakteur oder dessen Sekretärin oder deren Boten oder dessen Unterboten. Der Page von der „Noite“ schüttelte jedoch verständnislos den Kopf. — „Melden, Senhor? Wozu soll ich Sie denn melden?“ — Man spazierte einfach in das von Glaswänden eingehegte Allerheiligste des Allmächtigen, sagte sein „Bom dia“ und brachte vor, was man auf dem Herzen oder in der Manuskriptentasche hatte. In Ermangelung der letzteren tat ich ersteres und machte dem zierlichen feinnervigen Brasilianer von knapp 45 Jahren, der da bescheiden an einem Schreibtisch saß und Kaffee schlürfte, notdürftig klar, daß ich den Wunsch hätte,

ein oder zwei — oder auch vier — Artikel für seine Zeitung zu schreiben.

Er hörte mich ruhig an und fragte mich dann nur: „Welche Themen? Was ist Ihre Spezialität?“

Ich sagte: „Ach Gott, irgend etwas“, und dann nannte ich vorsichtshalber die Aufsätze, die ich am meisten geschrieben habe, und die ich daher auswendig — selbst im Schlaf — schreiben kann. Es kamen fünf Themen dabei heraus, und er war einverstanden.

Er sprach, obwohl er ganz augenscheinlich ein gebildeter Mensch war, außer Portugiesisch keine Sprache; gleich allen Brasilianern betonte er mit einigem Stolz, daß er keine fremde Sprache beherrsche; wer etwas von ihnen will, soll gefälligst ihre Sprache lernen, punktum. Ich stützte mich im wesentlichen auf mein bißchen Spanisch, aber wir verstanden uns gut, zwei Angehörige desselben schönen Berufs, die sich gegenseitig und den Beruf fördern möchten; wir einigten uns binnen fünf Minuten über die fünf Aufsätze und das Honorar.

Nun aber: „Ich muß das Honorar — wenigstens einen Teil davon — sogleich haben, Senhor Redakteur.“

Er blickte auf. „Sogleich? Warum das?“

„Ich fahre morgen nachmittag von Rio weg“, log ich, „nach Novo Fribourgo, nach Leopoldina, ins Innere.“

„Ah, in diesem Falle müssen Sie die Artikel eben vorher fertig haben.“

„Wie mache ich das? Ich habe die Schreibmaschine nicht bei mir; ich müßte mir eine leihen.“

Er machte eine Geste nach der Redaktionsmaschine hin, die unterm schwarzen Sargdeckel ruhte. „Bitte, sie steht Ihnen bis morgen mittag zur Verfügung, Senhor.“

So wie ich war, setzte ich mich davor und spannte einen Bogen ein.

„Aber in welcher Sprache werden Sie schreiben?“ fragte der Redakteur.

„Richtig, Portugiesisch kann ich nicht, Französisch liegt mir nicht; am liebsten schreibe ich Deutsch oder Englisch.“

„Wir haben niemand, der Deutsch versteht; schreiben Sie, bitte, Englisch; wir werden es übersetzen lassen. — Bitte.“

Ich hämmerte zwei Aufsätze hintereinander herunter. Der Redakteur füllte mittlerweile eine Anweisung aus und ging selbst das Honorar holen. Im Augenblick, da ich ihm die beiden Manuskripte überreichte und er mir das Geld zugesteckt hatte, als er die beiden Aufsätze, die er doch nicht lesen konnte, in der Hand hielt — da erst fragte er, anscheinend doch von einem leichten Gewissensbiß gebissen:

„Sagen Sie, Senhor, sind Sie denn ein guter Schriftsteller?“

Ich versicherte ihm ebenso treuherzig, daß ich es wäre, und er war zufrieden.

„Muito obrigado, Senhor Redakteur; wann darf ich morgen antreten, um die restlichen drei Aufsätze zu schreiben?“

„Kommen Sie wann es Ihnen beliebt, um acht bereits, wenn Sie wollen; ich erscheine zwar erst etwas später, Sie müssen entschuldigen, aber die Redaktion steht zu Ihrer Verfügung.“

Mit dem nötigen, zwei Tage so bitter entbehrten Kleingeld in der Tasche trat ich auf die Praça Maua: Rio gehörte von nun an mir! — Und da, wie es im Leben ist, fiel mir ein, daß ich gar nicht nötig hatte, mich um die paar Silberlinge zu mühen, denn ich besaß ja ein unfehlbares „System“ für Roulette, und es gab in Rio genug Spielcasinos, legale Stätten des Zeitvertreibs.

Ich stieg in einen Omnibus, der nach Copacabana fuhr; wie ein schöner glitzernder Fächer, so öffnete sich mir die Stadt, entfaltete sich in ihrer ganzen schillernden Pracht: die Praça Maua schloß sich, das Flimmern der Bucht im Spätnachmittagslicht erlosch; wir rasten mit viel Gepolter und Gehupe durch die tiefe Schlucht der Rio Branco, an der die Bürgersteige voll Flaneure und Kaffeetrinker waren, mündeten auf dem Passeio Publico, auf dem rechts die Paläste der nordamerikanischen Filmgesellschaften stehen, links das stolze Gebäude des Senats sich erhebt, das auf den — ebenfalls nordamerikanischen — Namen „Monrose“ hört. Nun flimmerte zur Linken die Bucht der Avenida Beira Mar; an dem pompösen Granitgeländer lehnten Tausende von Schwarzen, gut angezogen, müde vom Tag, die Frauen hatten sich auf die

Brüstung gesetzt, ließen die Hüften und Schenkel spielen und sahen allesamt aus wie schwarze Iphigenien, „das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend“. Ihre Augen waren über den Atlantik nach der afrikanischen Heimat gerichtet, und sie atmeten den Meerwind, der über die Wellen kam, mit geöffneten Lippen und herrlichen weiten Raubtiernüstern. Sie tranken ihn als wäre er der Saft eines kraftvollen Baumes. Ich wünschte, ich könnte es auch.

Unten auf dem schmalen Sandstreif zwischen Promenade und Meer spielte die Jugend Fußball — ausschließlich Schwarze, herkulische und knabenhaft schöne Figuren, und nicht ein einziger war verwachsen, gedrunken oder auch nur unscheinbar. Mit nackten Füßen spielten sie den Ball und entwickelten in den Verrenkungen und geschickten Finten, die das Spiel verlangt, eine pantherhafte Gelenkigkeit. — In einen Tunnel bohrte sich der Omnibus, um auf der anderen Seite des Zuckerhuts wieder ins Freie zu rasen.

Fahren im brasilianischen Bus ist ein eigenes Vergnügen; wer aus Europa kommt, wird das Gefühl nicht los, daß in jeder Sekunde seine letzte Stunde geschlagen hat. Ein brasilianischer Autobus hat — es kann nicht anders sein — Gelenke, die Biegsamkeit eines Tausendfußes; anders ist es nicht möglich, daß er sich schlängelt, durch Klumpen von Autos, Fußgängern und Karren hindurchwindet; möglich auch, daß er die Fähigkeit der Spaltung hat, daß er sich zu den beiden Seiten des Hindernisses teilt. Das bewegt sich jedenfalls mit Hupen und Rattern und dem hysterischen Kreischen angezogener Vierradbremsen in einem höllischen Tempo, nein, in einer Serie von Panthersprüngen daher, und der Fahrer, ganz entfernt davon, dem heilen Heimbringen des Wagens die ganze Aufmerksamkeit zu widmen, lümmelt leger am Volant, tänzelt auf Gaspedal und Fußbremse anscheinend einen Sambatakt und macht nebenher noch den Schaffner, den sich der brasilianische Bus sehr vernünftigerweise spart.

Der Fahrgast, der unterwegs einsteigt, bekommt im Gegensatz zu demjenigen, der den Wagen bereits an der Endstation bestieg, eine Spielmarke aus Galalith oder gestanztem Blech in etwa der Größe einer Handfläche verehrt; für jede Teilstrecke hat sie eine andre Form, andre Farbe. Beim Aussteigen wirft man sein Fahr-

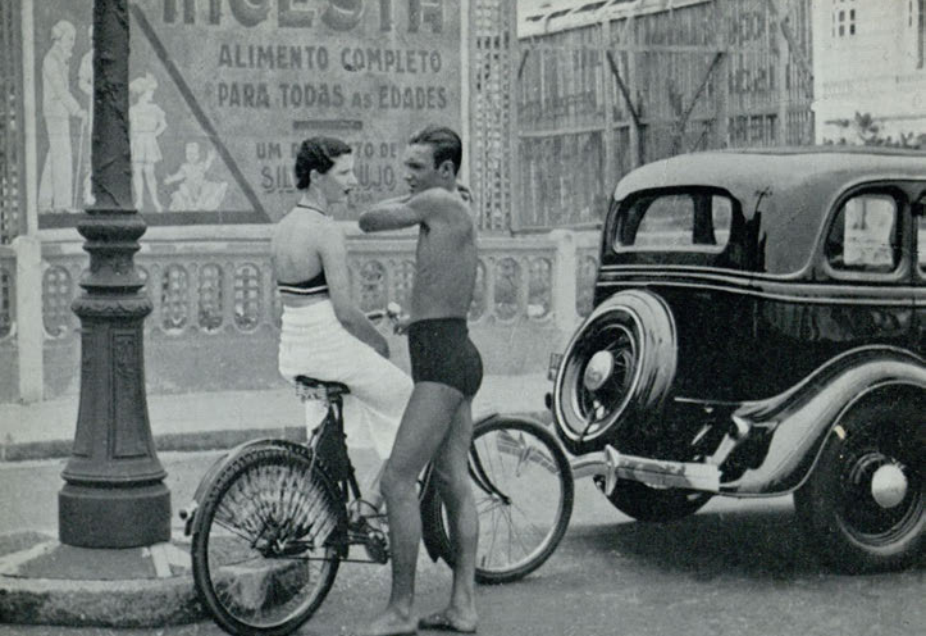
geld in einen Registrierautomaten, der dem Fahrer einen Augenblick lang den entrichteten Betrag anzeigt; wer nur eine Teilstrecke fuhr, legt die Spielmarke dazu, und der Fahrer weiß: dieser Senhor stieg erst am Passeio Publico ein, diese Senhorita erst am Urca, und sie zahlen infolgedessen nur einen Teilbetrag. — Wer zu wenig einwarf — doch das kommt kaum vor — der wird mit einem scharfen Zischlaut — „Tzzt!“ — dem brasilianischen Äquivalent für das europäische „Hallo, Sie!“, zurückgerufen. Wer kein passendes Geld hat, kann im Wagen wechseln, aber beileibe nicht beim Fahrer, der mit einem Geldstück überhaupt nicht in Berührung kommt. Vielmehr steigt — wie auch in der Straßenbahn — an den strategisch wichtigen Punkten der Geldwechsler ein, klappert mit Münzen und winkt mit den Geldscheinen, die er nach der Art der Wetthalter beim Hahnenkampf zwischen die Finger geklemmt hat, und wechselt jeden Betrag.

Ein wesentlicher Teil Beamter wird dadurch eingespart, und das Omnibusfahren ist denn auch entsprechend billig. — Ich führe das System der Teilstreckenkontrolle an, weil es mir nirgends sonst begegnet ist und ich glaube, daß es in seiner mühelosen und glatt funktionierenden Art charakteristisch ist für brasilianisches Wesen.

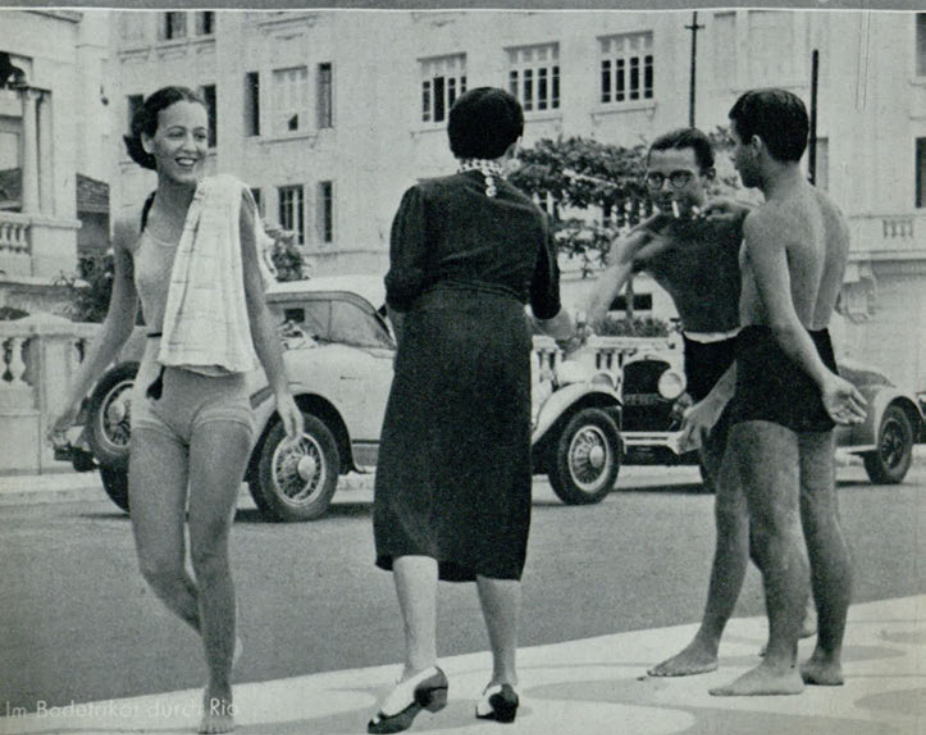
Im Casino Atlantico von Copacabana stand am Nachmittag schon das gepflegte Leben für Nichts- oder Wenigtuer in voller Blüte; im Erdgeschoß wurde mit der gesuchten Müdigkeit und dem Spleen, den echter Jazz verlangt, zum Tee getanzet, und ein Halbdutzend Artisten und Tänzerinnen mit für europäische Begriffe sehr unzulänglicher Kleidung füllte begabt die Pausen dazwischen aus. Im ersten Stock waren über vier, fünf Säle die Spieltische für Roulette, Baccarat und Campista verteilt; man schritt über unnachahmliches Parkett aus einheimischen Edelhölzern und Teppiche von märchenhafter Tiefe und Weichheit und verlor sein Geld nach derjenigen Methode, die einem die größte Erregung verschaffte. Auch hier verstehen die Brasilianer — im gutsitzenden Tropenweiß, abends im Smoking — sehr wohl Maß zu halten; der Mindesteinsatz ist mikroskopisch klein: 5 Milreis oder 75 Pfennig, und ich habe, obwohl ich — Gott sei's geklagt — bald ein Habitué in den



ER segnet Rio bei Tag und Nacht



Stelldichein in Copacabana



Im Bodentank durch Rio

Räumen wurde, niemals gesehen, daß einer groß verloren oder gar gewonnen hätte. — Am Roulettetisch traf ich Lenhardt und einen Ungarn, der unter Zurücklassung des Passes gesonnen war, in Brasilien zu bleiben, und fest entschlossen schien, das Geld, das er bei sich führte — womöglich im Verlauf des Abends — zu verdoppeln, um darauf eine Existenz zu gründen. Er spielte, schien mir, mit wechselndem Erfolg, während ich, meinem System treu, nach Verlust von wenigen hundert Milreis solid und anständig gewann, bis ich die Lust daran verlor, zum völlig idiotischen Campista hinüberwechselte, bei dem es kein System gibt und man daher nichts gegen das Verlieren machen kann. Dort opferte ich der ausgleichenden Gerechtigkeit, nahm aber neben einigen gewonnenen Scheinen die beruhigende Gewißheit mit, daß mein System auch auf der südlichen Halbkugel funktioniert.

Der Ungar, begreiflicherweise nervös, rauchte ununterbrochen und trank viel Kaffee, den Bediente im Tropensmoking immerzu reichten und der nichts kostet, schwarz, dick, süß und ganz vorzüglich. Wenn einer eine Zigarette zu Ende geraucht hatte, schob sich ein Diener lautlos an seinen Ellbogen und nahm auf silbernem Ascher den Stummel in Empfang; ließ einer in der Hitze des Gefechts Asche auf den Spieltisch fallen, gleich war einer da mit Miniaturfeger und Dreckblech; war die Asche auf den Anzug gefallen, flugs bürstete sie einer kaum fühlbar mit einem Flederwisch weg. Es war alles betulich, behutsam, vornehm, lautlos und um so mehr hörte und fühlte man die Hirne kochen, die Nervenstränge schmoren, die Begierden brutzeln.

Zur Erholung — gewissermaßen als Ausgleichsgymnastik — erging man sich wieder unten im Tanzkabaret, wo nun das Abendprogramm abgewickelt wurde und die Tänzerinnen infolgedessen noch weniger anhatten, eigentlich nicht viel mehr als ein paar grüne oder rosa Scheinwerferstrahlen. Oder man trat hinaus auf die Balkone, die Terrassen und sah den Mond überm Atlantik aufgehen, der ruhig mit majestätischen Wellen gegen den Strand atmete. Auf dem Zuckerhut glitzerten die Lichter; auch dort oben wurde um diese Zeit getanzt; auch auf dem Urca, in halber Höhe flirrten Lichter, und der ganze Felsklotz stand mit den Füßen in einem

Blumenbeet, einem Irrgarten von Licht. Wir fuhren, von kühlen Ozeanwinden umfächelt, zum Casino de Urca, spielten dort weiter, tanzten einen Tango zwischendurch, ließen uns zum „Assyrio“ fahren, wo es die schönsten Tanzpartnerinnen von Rio gibt — richtige Damen, die man für unnahbar hält, bis man sie näher kennen lernt — und die Tänzerinnen der Parkettschau nun schon gar nichts mehr anhaben als ein paar falsche Perlen, die sie sich Gottweißwie — Lenhardt sagt: mit Mastic — an den strategisch wichtigen Punkten ankleben.

Als wir gegen drei Uhr den „Assyrio“ verließen, meinte der Ungar:

„Meinen Wein zahlt's mit, seid's so gut; um die Wahrheit zu sagen: Ich hab' heut' mein ganzes Geld verspielt.“

Und später, im Wagen, mit dem wir ihn in sein möbliertes Zimmer in der Vorstadt brachten, zog er eine Zeitung aus der Tasche. — „Joi, was macht mir das aus, meinstu! Geh ich als Kindermädchen; hier in der Zeitung steht, am meisten sucht man Kindermädchen.“

Um acht Uhr am and'n Morgen saß ich wieder am offenen Fenster in der „Noite“ und tippte die drei Arbeiten herunter, alle halbe Stunden angenehm unterbrochen durch den Redaktionsdiener, der Täßchen ganz hervorragenden Kaffees servierte für die Redakteure, die Mitarbeiter, die Gäste. — Von einem deutschen Photographen, der ein wenig verschlafen und verfrüht kam, um Photomontagen anzubieten — etwas ganz Neues für Brasilien — erfuhr ich, daß mein Gönner der Chefredakteur selbst war, eine höchst wichtige und auch im öffentlichen Leben bedeutende Persönlichkeit.

Er kam erst eine Stunde später — um neun Uhr, für europäische Begriffe von einem Hauptschriftleiter unvornehm früh — ich saß derweil ganz allein in dem Raum hoch über der Praça Maua, den Blick durchs Fenster auf die silbern glitzernde Bucht in ihrem Morgenglanz, auf den Hafen, in dem neben den Ozeandampfern aus Deutschland, England, Frankreich, USA, Japan, Polen und Griechenland der schlanke elegante Kreuzer „Jeanne d'Arc“ lag — die Hornisten probten in der Morgenluft die schmetternden Clai-

ronsignale der Franzosen, veredeltes Hahnenkrähen — und keiner von den Angestellten, die den Raum betreten, fragte mich, einen Wildfremden, der nicht einmal ihre Sprache beherrschte aber begab mit ihrer Maschine, ihrem Papier und ihrem Kaffee hantierte, was ich denn da zu suchen hätte.

Freiheitliches amerikanisches Geschäftsgebahren kreuzte sich hier mit der angeborenen Höflichkeit von der Iberischen Halbinsel, ein vorzügliches Gemisch.

Ins Notizbuch geschrieben:

In der „Deutschen Rio-Zeitung“ vom November 1936 las ich folgende Notiz:

Gute Beute.

Ein Polizeikommissar des Postens in der Gamboa konnte gestern dem Stadtteil einen großen Dienst leisten, indem er auf einer Streife in der Nähe des Moinho Fluminense eine größere Anzahl von Strolchen und Dirnen festnahm, die z. T. erst 10-15 Jahre alt waren. Alle Verhafteten erklärten auf der Delegacia ohne festen Wohnsitz und ohne Beschäftigung zu sein.

Von Früchtchen und verbotenen Früchten Ein pomologisches Kapitel

In der Rua Conde de Lage im vornehmen Wohnviertel, das sich an die pompösen Anlagen der Praia Flamengo lehnt, liegen zierliche schloßchenartige Villen auf Felsen, welche die eine Seite der sanft ansteigenden Straße säumen. Ein hochnäsiger Portier öffnet das schmiedeeiserne Tor, man steigt eine Steintreppe unter Agaven und Aloen hinan und gewinnt das Portal durch einen Garten, der mit viel Liebe und Verliebtheit angelegt wurde. Blumenrabatten, die im Mondlicht üppig duften, verschlungene Kieswege an Miniatur-Springbrunnen vorbei, deren Wasser sacht angestrahlt wird und — was weiß ich! — parfümiert sein mag, Bänke mit zu Lauben gebogenen Rosen und Jasmin, und im Laub der Orangenbäume und des

Lorbeers glimmen Lichter — man weiß nicht recht, sind es abnorm kleine Glühbirnen oder ungewöhnlich große Leuchtkäfer. — Aus der Villa, deren Fenster festlich erleuchtet und weit geöffnet sind, summt feine Musik, man tritt ein und wird in einen Saal geführt, in dem sich gerade die Paare nach einem Tanz trennen, um an die Tische zurückzukehren. Die Herren sind alle im untadeligen zweireihigen Tropensmoking, die Damen — ohne Ausnahme jung, göttlich gewachsen und bildhübsch, ein erstaunliches Geschlecht — bewegen sich lässig in Roben, die man in Paris oder Berlin nicht eleganter sieht, die hier aber — südlichem Geschmack entsprechend — um einen Grad aufreizender sind und die Figuren um einige Nuancen mehr entblößen. Man macht Konversation in Portugiesisch, Französisch, Englisch, die Dame des Hauses, mit dem Toupet der französischen Landadligen, macht die Honneurs und unterhält sich gemessen mit den distinguiert aussehenden älteren Herren an ihrem Tisch, die dem Treiben der jüngeren mit wohlwollender Gönnermiene folgen. Es ist hier üblich, Madame die Hand zu küssen; die jungen Damen machen hiervon keine Ausnahme.

Diener, schöne schlanke Kreolen oder Mulatten, ebenfalls in untadeligem weißen Smoking — ganz feiner Wollserge ist hier das letzte Wort — servieren lautlos Eisgetränke, Wein, Bier, Likör, für die Damen Kaffee in lächerlich kleinen Tassen; die Unterhaltung ist gedämpft, der Lautsprecher gibt nur gemessene Tanzmusik, beileibe keine Sambas, von sich. Wer sich dennoch beim Tanz erhitzte, der ergeht sich mit seiner Tänzerin im Garten; ein Blick durchs Fenster zeigt Paare, nur selten untergefaßt, über die Kieswege und hinter Gebüsch schlüpfen; das Weiß der Smokings opalisiert im Licht der bunten Glühlampen — oder Leuchtkäfer — schwarze Blitze wirft das Jett, das über Brüste und Hüften der Damen rieselt, Lamé leuchtet golden um die üppigen Formen südlicher Schönheiten, Pailletten enthüllen das Hautrosa einer kühlen Blonden, wie die Spitzenmanschette eines Blumenbuketts. — Man kann sich auch in einen der hübsch eingerichteten Nebenräume begeben, durch dessen geöffnete Fenster das Mondlicht scheint. Verhaltenes Lachen klingt auf; die Dame des Hauses nimmt die lange Zigarettenspitze von den Lippen und lächelt: Das Glück der

Jungen beglückt und bereichert sie, denn dies ist ein Haus von üblem Ruf.

All die gepflegten kleinen Schlößchen an der Conde de Lage — rechts auf den Felsen die feudalen, links die gutbürgerlichen — sind Häuser schlechten Rufs, „Villa Vilma“, „Pensao Sylvia“, „Casa Fifi“, und dasjenige mit den königlichsten Schloßfräulein, „Imperial“. — In einem Land, wo die Reinheit des jungen Mädchens über allem steht und eifersüchtig bewacht wird, sind solche Häuser vielleicht dringender vonnöten als in Breiten, wo nicht allein die Männer freieren vorehelichen Anschauungen huldigen. Die Fama will wissen, daß es für einen jungen Mann in Südamerika nicht möglich ist, ein „Verhältnis“ mit einem jungen Mädchen einzugehen; er käme dabei nicht weiter als an das Eisengitter ihres Fensters; aber das ist ganz sicher übertrieben, besonders was das Gitter anbetrifft. Denn warum soll das Pärchen zu seinem Stelldichein ausgerechnet ein vergittertes Fenster wählen, wo es doch, wie in allen warmen Gegenden, unvergitterte genug gibt, die bis zum Fußboden reichen?

Ich glaube vielmehr, daß der Südamerikaner — wie überhaupt der Südländer — eine Frau nicht achtet, die eine „Vergangenheit“ hat, und sich scheut, sie zu heiraten; das ist ein Rest Paschatum, das die Mauren den Anwohnern des Mittelmeers vermacht haben. Er würde auch ein Mädchen, das sich ihm vor der Ehe hingäbe, nicht genügend achten können, um sie, wie man so schön sagt, zur Mutter seiner Kinder zu machen. Die Mädchen brauchen gar nicht so streng bewacht zu werden; er läßt sie in Ruhe — soweit er sie für geeignete Ehepartner hält — und wählt daher auch — Schlauberger, der er ist — für seine glühenden Ergüsse die vergitterten Fenster und die zu hoch geratenen Balkone. Und damit er nicht in Versuchung gerät, das Mädchen, das ihn von oben mit Rosenblättern bewirft, in Versuchung zu führen, geht er auf Abwege.

Dies ist mein ganz bescheidener Beitrag zum Studium der Sexualfrage, die für mich immer etwas Komisches hat und ganz gewiß mit ein Wenig mehr Humor, wenn nicht mit Grazie behandelt werden will.

Ich gestehe gern, daß ich außer in den besseren Yoschiwaras von

Japan die angewandte Liebe nirgends mit soviel Grazie habe behandeln sehen, wie in der Conde de Lage, und das ist — wenn auch meine brasilianischen Freunde das Kompliment mit saurer Miene entgegennehmen mögen — wieder ein Beweis für die natürliche gute Kinderstube, welche die Brasilianer genießen, denn hier, wo der Wert des Menschen doch wohl am tiefsten sinkt, offenbart sie sich erst richtig. Daß man in den Salons, den vornehmen Klubs Schliff zeigt, ja, Kultur gar (solange die Damen sich noch nicht zurückgezogen haben), daran kann ich nichts Besonderes finden; das Verhalten der „Mädchen“ in Ost und West, in Nord und Süd schien mir dagegen immer aufschlußreich. In Pernambuco sollte ich das goldene Herz der Brasilianerin entdecken — im Schmutz, wie ich gern zugebe; hier fand ich die Folie, den silbernen Panzer, der ihr Haltung gibt. Wie damenhaft sie sich trugen, diese roten, schwarzen, blonden Mädchen im „Imperial“, alle mit dem zärtlichen Flaum auf der Oberlippe, diskret gemalt, elegant gekleidet; welch lässige Lebensart, welche Liebenswürdigkeit, die zur Hoheit des Schloßfräuleins die Demut der Haremssklavin fügte. — Die Brasilianerin, selbst wenn sie sich verkauft — aber ist das „verkauft“? leiht sie sich nicht vielmehr in schöner Zuvorkommenheit — selbst da, wo sie sich verkauft, erniedrigt sie sich nicht.

„Ah haha“, machte Hillern, der über meine Schulter las, was ich zuletzt notierte, „Sie wollen — ich merk's schon — den Canal do Mangue aus Reinlichkeitsgründen unterschlagen, Schlauberger.“ — Hillern lief drei Tage nach einer Studienreise durch die Conde de Lage umher und schwärmte: „Sie hat denselben Vornamen wie meine Mutter, die Süße; stellt euch vor, Kinder, denselben Vornamen wie meine Mutti.“ — Solcher Art sind die Gefühle, die einen die Schloßfräulein einflößen; selbst die Großmutter könnte nichts dagegen haben.

Jeden Abend, den Gott über Rio verbluten ließ, kam Lenhardt zu mir und meinte: „Gehen wir heute nicht in die Weihnachtsausstellung, Puppen-Abteilung?“

„Eigentlich wollte ich heute ins Symphoniekonzert; Villa-Lobos dirigiert.“

„Da Sie aber selber ‚eigentlich‘ sagen — —“

Und wir gingen.

Wir steckten viel billige Zigaretten und einen Flakon Kölnisch Wasser zu uns, setzten uns in den Bonds und ließen uns, von Abendlüften mild umfächelt, zur Mangué fahren.

Der Canal do Mangué, eine stattliche Palmallee von 3 Kilometern Länge, der Stolz der Cariocas, liegt, von einem Kanal durchzogen, unweit der Hafenanlagen, der Bahnhöfe und der Kasernen, womit für den gewiegten Leser eigentlich alles gesagt ist; er trennt gewissermaßen das wohlstandige Rio vom gegenteiligen, denn nur linker Hand sind die Straßen mit den Häusern der Schloßfräulein — bleiben wir bei diesem hübschen Ausdruck. Man wundert sich, daß offenbar verdiente Männer wie der Commandante Mauritys oder der Marquez von Sapucahy — Abkömmling einer edlen Indianerhäuptlingsdynastie — ihre Namen zur Benennung solch übelbeleumdeter Straßen hergaben, aber auch hier begegnet man der schönen brasilianischen Duldsamkeit, die bis an den Thron des Allerhöchsten reicht; in Pernambuco und vielen andern Orten tragen die Hauptstraßen gerade dieser Art von Zerstreung den Namen Rua do Bom Jesus — Straße des lieben Herrn Jesus; eine Praxis, für die der Namenspatron selber zweifellos das größte Verständnis aufbringt.

Wer von der Mangué in eine der Nebenstraßen biegt, der befindet sich mitten in der Spielzeugabteilung eines großen Kaufhauses; die rosig angemalten, mit Grübchen versehenen großäugigen Puppen sind reihenweise ausgelegt und lächeln ihr unschuldiges Lächeln, und es ist gerade Weihnachtsausstellung für die Kleinen. — Elftausend Puppen, die dich ansehen. — Straßauf, straßab durchs ganze Viertel drängt sich ein Haus neben dem andern, die Front nicht mehr als drei Meter breit, Fenster an Fenster oder Tür an Tür, was hier das gleiche ist, denn die Türflügel sind — wie in Deutschland auf dem Lande — in der Waagerechten geteilt; man kann Oberteil oder Unterteil für sich öffnen. Eine Polizeivorschrift verbietet es, in der Mangué die untere Türhälfte geöffnet zu halten; man glaubt, daß es Anreiz genug ist, wenn die Puppen ihre Köpfchen und Oberkörper offenbaren, und so neigen sie sie — von billigen Gardinchen nach Art der Puppen in Geschenkkartons

eingerahmt, von unten, der Seite oder hinten himbeerrosig beleuchtet — so weit hinaus als sie eben können und kargen mit nichts, was ihnen der Schöpfer mitgab. Die Bekleideteren unter ihnen tragen einen Streifen farbige Seide um die Brust, einen ebenso schmalen um die Mitte, die andern etwas weniger; sie haben die Ellenbogen auf die untere Türhälfte gestützt, lächeln, schwatzen, rauchen Zigaretten und schütteln die schön frisierten oder von Natur gelockten Köpfe, von denen das Haar ölig und schwer auf die nackten Schultern fällt; und wenn die Polizei nicht gerade durch die Straße geht, öffnen sie mit einem Tritt ihrer in gestelzten Pantoffeln steckenden Füße auch die untere Hälfte der Tür, als legten sie Wert darauf, zu beweisen, daß, wie auch immer das Obere aussehe, es kaum eine Brasilianerin mit häßlichen Beinen gibt.

Eine jede hat unter ihrem Fensterchen ein Schildchen angebracht, auf dem ihr Name, oft auch — für den regional Empfindenden — die Herkunft notiert ist, also „Daisy, Bahiana“, oder gar die Koseform Bahianinha — zärtlich in die heiße Luft zu flüstern: Bajainja, das Bahianerchen — „Estrella, Argentina“, „Enriqueta“ — wir fragten sie mit Herzklopfen bis in die Kehle hinauf, ob sie aus Para stammte, Enriqueta; aber nein, zu unserer Erleichterung war sie Pernambucana und keineswegs durch einen Gringo namens Nick Carter verführt worden — „Chiquita, Paulista“, „Tih Min, Chinezä“ — ein feingeschnittener safrangelber Katzenkopf mit Simpelfransen bis in die verschmitzten Augen, Formen, die kaum Glanzlichter auf die hellblaue Seide zauberten — „Francisca“, eine Schwarze mit fast violetter Haut, lässig und graziös wie ein schwarzer Panther, „Inez, Portugueza“, „Luzia“, eine Indianerin, die in der Jugend — sie war eben vierzehn Jahre alt — noch in einer der Hängematten ihres umherziehenden Urwaldvolks gelümmelt hatte, nackt unter den nackten Stammesgenossen, das Haar zum üppigen strähnigen Bubikopf geschnitten, mit barbarischem und schamlosem Schmuck behängt. Denselben Schmuck, dieselbe unbewußte Schamlosigkeit trug sie auch hier, auf dem schmalen rosig beleuchteten Raum zwischen Fenstertür und Lotterbett zur Schau. Leise sang sie zwischen geschlossenen Zähnen:

„Murucututu,
 Da beira do rio,
 Vem ver meu filinho,
 Que esta com frio.
 Murucututu“,

ein Indianerlied vom Amazonas, das heuer zum Schlager avanciert war.

„Ein weiblicher Bananenbaum in Blüte — das ist sie“, meinte Lenhardt, „sofern es das gibt.“

Ich bemühte mich mittlerweile um die Übersetzung des Textes; sie ist etwa:

Murucututuh
 Vom Ufer des Stromes, bald,
 Kommt mein Söhnchen mich besuchen,
 Weil ihm so kalt ist, so kalt,
 Murucututuh.

„Na, komm 'rein.“

Elftausend Mädchen, straßab straßauf ein ganzes Viertel voll von Mädchen zwischen dreizehn und allerhöchstens einundzwanzig Jahren, Spielsachen, wie gesagt, kaum Frauen. Man sollte sie mit Lametta behängen oder unter Glasglocken stellen, die hübschesten unter ihnen. Die Schiffsärzte und die Brasilianer, die es gut mit einem meinen, raten dringend ab, weiter zu gehen als so, und ich denke, wir halten uns daran. Das schönste ist ohnedies das Bum-meln durch die Straßen, der allem übergelagerte Eindruck der Naivität und — lachen Sie nicht — der Unschuld. An den Häuschen vorbei, in denen immer drei oder vier Mädchen unter einer Hausmutter leben, die den Unternehmer macht, flaniert das kleine Volk, für das die Mangue bestimmt ist — Büroangestellte, junge Arbeiter, Seeleute, Neger, Soldaten — und nascht sich von Fenster zu Fenster durch; das Ganze hat die Stimmung von der Illustration zu einem Volkslied, bunt, kindlich und — nun ja, auch Volkslieder sind nicht immer stubenrein.

Wir setzten uns in eine der Kneipen, welche die Ecken fast aller Straßen einnehmen; sie stand an den zwei Straßenseiten offen,

trotzdem war es brühheiß darin, ein elektrischer Musikautomat tobte im Sambatakt, man trank Caxassa und Kaffee, alle Stunden stürmte Kriminalpolizei herein, die Gäste mußten „Hände hoch“ machen, und man wurde auf Waffen durchsucht.

„Wir sind Fremde, Touristen“, sagten wir beim erstenmal.

„Das ist ganz egal.“ Und die geübten Hände griffen in die Taschen, glitten an den Hosenbeinen hinab, weil die Cavalheiros neuerdings die Argumente für ihre hitzigen Auseinandersetzungen — meist Revolver — weit beinabwärts anbringen. — „Wie, wenn das nun gar keine Razzia, sondern ein Raubüberfall ist?“ hatte Hillern beim erstenmal geargwöhnt; nun aber, routinier, alte Cariocas, erhoben wir uns lässig, streckten lächelnd die Arme hoch und ließen die Staatsgewalt gewähren. Die Beamten kannten uns schon und lächelten uns unter der strengen Amtsmiene an. Sie wunderten sich, daß sie uns immer wieder antrafen und hielten uns zweifellos für ganz große Ferkel. Das hielt sie aber nicht davon ab, uns jedesmal gewissenhaft zu durchsuchen; wir hätten uns ja mittlerweile so weit akklimatisiert haben können, daß wir zum Abenddreiß den „obligativen“ Revolver trugen. (In dieser Saison am Bein.)

Wir tranken einige Cachachas, rauchten eine Maisblattzigarette, die für die Brasilianer zu ordinär ist, uns aber vorzüglich gefiel, besonders weil sie — aus schwarzem, knetbar feuchtem Tabak bestehend — nach dem dritten oder vierten Lungenzug einen wahrnehmbaren Schwindel mitteilt, und begaben uns wieder auf den Weg, „Fensterpromenade verkehrt“ zu machen — diejenigen am Fenster werben, nicht die auf der Straße — Zigaretten zu verteilen und höchst törichte Gespräche zu führen. Jeder hatte seine Lieblingsstraße, die er den andern vorzog; der eine schwärmte für die lange Rua Carmo Netto mit ihrer Quantität, der andre für die ganz kurze dunkle Commandante Mauritys, deren Pflaster reparaturbedürftig und lebensgefährlich ist; ich bevorzugte die Julio do Carmo, wo unter Nr. 219 die Italienerin Elena wohnt, im ganzen Viertel — selbst bei den Kolleginnen — als die Schönste berühmt, eine große, kräftige, dabei feine Schönheit, die unter hochmütig gebogenen Augenbrauen sich nur mit ernsthaften Reflektanten

unterhält, unter Nr. 209 die dreizehnjährige Mulattin „Daisy, Bahiana“, die in der Freizeit mit Puppen spielt und die Ersparnisse dem Vater schickt, ein scheues wohlerzogenes Ding, und unter Nr. 177 „Maria I“, die Frappanteste doch wohl von allen, eine Quarteronin oder Quinteronin — selber weiß sie es nicht genau — mit unverkennbarem Indianereinschlag, schön, beweglich, ein Irrwisch, von einem Temperament wie eine Lore Dynamit, mit ebenmäßigen Raubtierzähnen und ebenholzschwarzem Lockenhaar, während Maria II, im selben Haus beheimatet, schon frühmorgens — oder noch? — betrunken war und nach Caxaß roch.

Muß ich das alles sagen? — Ich denke doch, daß ich nicht gut ein Stadtviertel mit 11000 Einwohnern übergehen kann; das Bild der nächtlichen Mangué gehört zu Rio wie die unirdische Schönheit des Copacabana-Strands, die gepflegte Gesellschaft auf dem Turf des Derby Club, bei einem Konzert von Villa-Lobos, oder die absolute Unantastbarkeit der Frauen und Töchter in den „artigen“ Vierteln. Mit möglichst viel Freimütigkeit und denkbar wenig Geheimtuererei — wie es die Puppen an der Mangué halten — will das Thema behandelt sein. — Ich habe immer gefunden, daß die Größe des Vergnügungsviertels nicht für die Moral oder Unmoral einer Stadt spricht; sie gibt lediglich Aufschluß über den Umfang des Seeverkehrs und darüber, wie weit die Einwohner die Gastlichkeit gegenüber den fremden Seeleuten zu treiben gesonnen sind. Daß selbst unter der allerletzten Hefe des Volkes — um bei diesem Klischee zu bleiben — nicht die Gemeinheit, die kalte Geldgier, platte Ferkelei und Zynismus eingerissen sind, wie in den Hafenvierteln vieler anderer Länder, das möchte ich als einen Beleg für die tief verwurzelte natürliche Gesittung des Brasilianers anführen.

„Nein, Hillern, die Mangué möchte ich um alles in der Welt nicht unterschlagen.“

Nachdem wir uns in einer Kneipe erneut gestärkt, die Hände mit Kölnisch Wasser gesäubert hatten — eine Maßregel, die vielleicht übertrieben ist, aber beruhigt — machten wir uns auf den Heimweg. Die Straßen brodelten von Leben und Hitze, von ferne brodelte der Hafen, brodelte die Stadt herein; an einer Ecke ereignete sich irgend etwas. Wir eilten hinzu: man prügelte einen schwarzen

Cavalheiro, der mit weißem Anzug, Strohhut, einem Margueritenstrauß und einer Zigarre angetan war, nun aber sehr zum Schaden des erstgenannten Stücks am Boden kniete, die Ellbogen aufs Pflaster gestemmt, und die Hiebe und Fußtritte über sich ergehen ließ. Was er verbrochen hatte, blieb unklar; klar schien nur die geradezu sportliche Begeisterung, die Innigkeit, mit der man auf ihn eindrosch; es war „l'art pour l'art“, Prügel um der Prügel willen. Ein Polizist kam hinzu und fügte auch sein Knüppelspiel zum systematischen Gedresche des Zivils. Hart auf hart knallte der Holzknüppel auf den schwarzen Schädel. Einer hob behutsam seinen Strohhut auf und durchschlug ihn theatralisch mit der Faust, wozu er einige passende Worte sprach. Der Schwarze mußte Fürchterliches begangen haben; am erschütterten Gemurmeln der Menge ermaß man, daß das Strohhutdurchschlagen eine symbolische Geste von tiefer demütigender Bedeutung war.

Der Polizeimann hatte bei sich beschlossen, daß er den Mann behalten würde, und so löste er ihn in einer Kampfpause aus der Menge der Mangue und führte ihn ab, blutend, aber völlig bei sich, und er trug in der Linken die Zigarre, in der rechten den Margueritenstrauß, den er wohl einer Schönen zugedacht hatte. Und es war weder von der Zigarre die Asche noch von den Blumen ein Blättchen abgefallen.

Man hat schon immer viel von der „Härte im Nehmen“ bei Negern gehalten.

Ins Notizbuch geschrieben:

Der Schwiegervater.

In der Zeitung „Estado de S. Paulo“ eine Reklame gesehen, darauf sitzt ein junger Mann einem dicken Herrn gegenüber und hält um die Hand seiner Tochter an. Sagt der dicke Herr:

„Gut, mein Herr, ich habe keinerlei Bedenken, Ihnen meine Tochter zur Frau zu geben; aber ich rate Ihnen, sich vorher zu kräftigen. Nehmen Sie regelmäßig Tonico Bayer und kommen Sie in einem Monat wieder.“

Der Carioca kann keinen Walzer spielen

Ein Symphoniekonzert unter der Leitung von Villa-Lobos, meist im Teatro Municipal, dem Stadttheater an der Rio Branco abgehalten, ist ein gesellschaftliches und künstlerisches Ereignis. Um einen Begriff von der Bedeutung des Maestros zu vermitteln, genügt es, die Aufzählung seiner Würden und Ämter wiederzugeben, die sein Bild auf der Einladung zu den Abonnementskonzerten — Segunda Série Oficial De Concertos Sinfonicos Culturais, wie es wörtlich heißt — schmückt. Da steht denn:

„H. Villa-Lobos, Komponist, Orchesterleiter,

Vorstandsmitglied des Internationalen Konservatoriums in Paris, des Internationalen Instituts für Geistige Zusammenarbeit, des Historischen Instituts für Internationale Musik, der Akademie der Schönen Künste in Paris, der Gesellschaft für Zeitgenössische Musik, des Musikalischen Instituts von Mexico, der Bibliothek der Künstler von Chicago (?), des Instituts für Tanzmusik, des Konservatoriums Pedro II. von Sao Paulo, des Historischen Instituts für Musik, dessen Vertreter für Südamerika er ist, Mitglied und Ehrenpräsident verschiedener musikalischer Institute des In- und Auslandes, Gründer, Leiter und ‚grande animador‘ (unübersetzbar) des ‚Orfeao de Professores‘, Superintendent der musikalischen und künstlerischen Erziehung im Erziehungsministerium des Staats, Chef der musikalischen Abteilung der Universität des Staats, ständiges Mitglied des Weltverbands für Kultur und der Internationalen Kommission für den Austausch von Konzerten zu New York, Mitglied der Jury bei den internationalen Musikwettbewerben der Musikakademie von Wien, ständiges Mitglied des Internationalen Kongresses für Musikerziehung in Prag.“

Wobei man nur eins zu sagen vergaß: Daß Villa-Lobos ein bedeutender Dirigent ist und bei seiner Unzahl von Würden, die doch wohl auch Bürden sein müssen, Zeit und Spannkraft findet, die phänomenale Zahl von fünfzehn bis zwanzig Konzerten in einer Temporada — deutsch Saison — zu dirigieren.

Der Winter 1936/37 brachte beispielsweise folgendes Programm:

- Concerto de violino e piano de J. S. Bach
 Sinfonias de Mozart, Haydn e Beethoven
 Poema sinfonico „Italia“ de Alfredo Casella
 Fantasia para piano e orquestra de José Vieira Brandao
 Poema para violino e orquestra de Radames Gnattali
 Petruska de Strawinsky
 Salamanca de Jarau de Luiz Cosme
 Suite de Camargo Guarneri
 Rapsodia Negra de F. Poulenc
 Triana de Albeniz
 Cancoes Boemias de A. Dvorak
 Poema para violino e orquestra de Ernest Chausson
 Pacific de Honegger
 Boris Godunoff de Moussorgsky
 Colombo, opera de Carlos Gomes
 Poema coreografico de Lorenzo Fernandez
 Punenas (Poema Incaico) de Izabel Aretz-Thiele
 Oratorios: „Lobgesang“ de Mendelssohn, „Judas Maccabäus“ e
 „Messias“ de Haendel
 Festival Liszt

Ich habe alles im Originaltext wiedergegeben, so wie er auf den offiziellen Programmen stand, und ich möchte gern wissen, ob es irgendwo auf der Welt einen Dirigenten gibt, der sich ähnliches zutraut, der sich eine solche Aufgabe für eine Saison aufpackt? Ich denke, nur ein Musiker — ich bin keiner — kann ermessen, was dazu gehört.

Indes: Wer eine Beethoven-Symphonie in Berlin, in Tokyo, in Philadelphia und in Rio hat spielen hören, der weiß, daß es — gelinde gesprochen — eine Ungenauigkeit ist, von der Allgemeingültigkeit oder genauer Überallgültigkeit der klassischen Musik zu sprechen. So gern ich dieser wirklich großen und schönen Vorstellung huldigte — ich kann es eben nicht; die Erfahrung zeigt vielmehr, daß ein Beethovenkonzert in Tokyo eine mühselige Pflichtübung ist, der sich eine ganz dünne Oberschicht unterzieht, weil der Besuch von Beethovenkonzerten nun einmal zur europäischen

Zivilisation gehört, der man sich auf Widerruf verschrieben hat; in Deutschland ist sie eine herzensnotwendige und gern geübte seelisch-ästhetische Kommunion mit dem Höheren, das wir suchen, in Rio ein gesellschaftliches Ereignis von unleugbarem Glanz.

Zugegeben, das sind Äußerlichkeiten; darüber hinaus aber — ich kann mir nicht helfen! — sprechen die Bläser, besonders diejenigen vom Holz, für mein Gefühl die Landessprache in ihre Instrumente; wer Gelegenheit hat — auf Schallplatten etwa — einen japanischen, einen südamerikanischen und einen deutschen Flötisten nacheinander spielen zu hören, der wird verstehen, was ich meine. Der brasilianische Flötist spricht eben seine zärtlichen portugiesischen Knautschlaute ins Instrument, der Japaner seine charakteristischen offenen Vokale, während Beethoven, wenn man ihn fragen könnte, feststellen würde, daß er die betreffenden Stellen mehr mit dem konsonantenschweren Gewicht der deutschen Sprache gespielt sehen wollte. Wer das auf einen krasseren Fall angewandt sehen — oder hören — will, der denke sich das „Seid umschlungen, Millionen“ von einem brasilianischen, einem japanischen und einem deutschen Chor — sagen wir von Lehrern und Lehrerinnen — in ihrer Landessprache gesungen.

Täuschen wir uns nicht, indem wir zum Vokalen hinüberwechseln, dessen Gebundenheit ans Idiom man ohne weiteres zugeben mag; der deutsche Musikhörer — oder um es weiter zu fassen: der mitteleuropäische — trägt den Ablauf eines Beethovenschen Themas — ungeboren — in sich; dieser ist in seinem musikalischen Gefühl, wenn nicht gar bereits in seinem Gedächtnis vorhanden. Spielt das Orchester die ersten Takte, so weiß der Hörer bereits, wie das Thema weiterhin verläuft. Das macht ja auch die Tiefe, die Innigkeit der Kommunion aus: daß das Gefühl des Hörers den Musiker bestätigt und sich seinerseits von der Musik bestätigt sieht.

Wir sind eins, jubelt der Hörer, die Musik und ich.

Während für den japanischen oder auch den südamerikanischen Hörer das Thema durchaus anders verläuft als es ihm sein Gefühl sagte; er hat es anders erwartet! Und wehe demjenigen, der es wagt, dem Menschen etwas andres zu bieten, als er erwartete.

Wer das Programm des Villa-Lobos, das durchaus typisch ist,

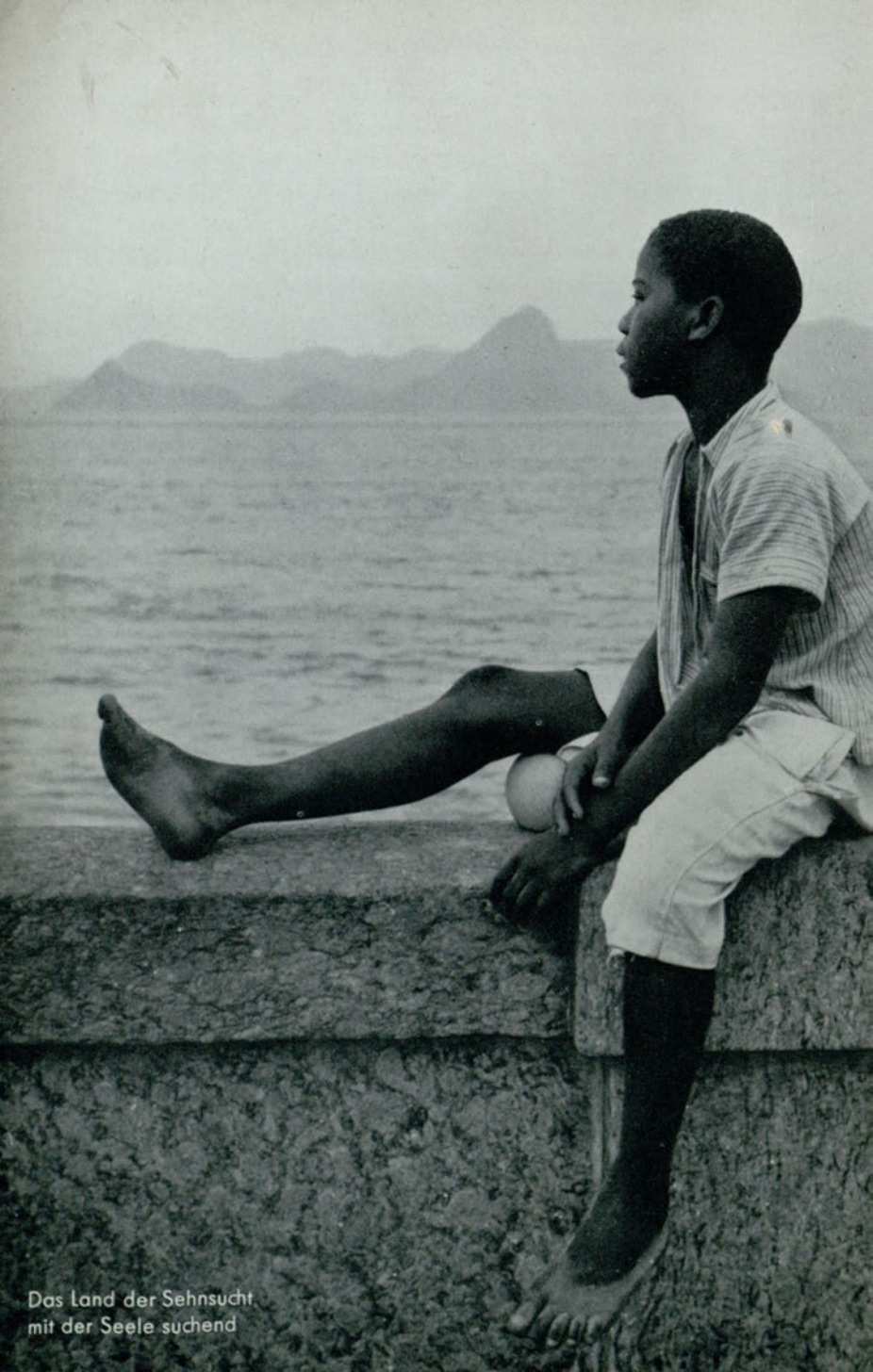
aufmerksam liest, der stellt fest, daß es neben den „Pflichtübungen“ mit sicherem Gefühl solche Werke bevorzugt, die dem Sprachklang, der Kadenz des Brasilianischen ganz oder am ehesten entsprechen, also Einheimisches oder aber „Sinfonische Gedichte“ von Romanen wie Casella, Gnatalli, Albeniz, Chausson, und Inka-Gedichte oder die Neger-Rhapsodie von Poulenc.

Die klassische Musik der Europäer ist zweifellos diejenige, die am besten geeignet ist, bei der gebildeten Schicht der Völker allgemeinen Eingang zu finden; soll sie aber im wahren und ehrlichen Sinne Weltgeltung erlangen, so wird dazu zum ersten ein noch viel regerer Austausch von Dirigenten, Künstlern und ganzen Orchestern notwendig sein, als er jetzt schon stattfindet. Die Schallplatte versagt hier, da sie letzte Feinheiten doch nicht liefert und mit seltenen Ausnahmen zweidimensionale Musik gibt, während wahre Musik, unmittelbar genossen, dreidimensional, räumlich wirkt; zum zweiten wird man eine ungleich subtilere und detailliertere Nomenklatur für die Musik ausarbeiten müssen als die bisher übliche, die irgendwann einmal in den Anfängen der klassischen Musik erfunden wurde, als noch das klangschwache und variationsunfähige Spinett das Instrument der Komponisten war und Viola und Gambe — von Blasinstrumenten ganz zu schweigen — die Wirkungen der Geige und des Cellos nur ahnen ließen.

Die Spanier und Portugiesen, die mit den Musikinstrumenten Europas und der Iberischen Halbinsel nach Südamerika kamen, fanden an eingeborenen Instrumenten neben Trommeln und Rasseln eigentlich nur die Riedflöte oder Panflöte vor, das Universalinstrument eigentlich aller Völker im primitiven Zustand, von den Chinesen über die Ungarn bis zu den Griechen. Die Handtrommel, die mit Kieselsteinen gefüllte Kokosnuß, die Kalebasse, die man mit Holzklöppeln bearbeitet, und die Riedflöte wurden übernommen, und es entstand mit den Geigen, den Gitarren, den Zithern des iberischen Heimatlands, mit Trompeten, Klavier, Ziehharmonika und neuerdings dem Saxophon das „typische Orchester“, das in Argentinien den Tango, eine Abart des Fandango, in Brasilien die Samba maxixe und weiter oben im Norden die Rumba



Schöne Kinder, schöner Strand



Das Land der Sehnsucht
mit der Seele suchend

schuf, eine Musik, welche das iberische Element durch Eingeborenes, Indianisches belebt, pfeffert, anfeuert. Bei weitem am indianischsten ist unter den dreien die Samba, die in den Jahren vor dem Weltkrieg gleichzeitig mit dem Tango argentino als „Maxixe brésilienne“ in Europa Eingang fand, sich aber nicht behaupten konnte, weil sie eben zu eigenwüchsig ist, kraftvoll statt elegant, und durchaus unsentimental. Das Charakteristische an ihr ist das Ostinato des hetzenden Taktes, der häufig weit vor der führenden Melodie einsetzt und diese oft um Minuten überlebt; da das Rasseln der Kieselsteine in den Kokoschalen dem Brasilianer zu mild, zu wenig hart erschien, tauschte er die Nuß gegen eine blecherne Botanisiertrommel, die mit Steinen, Metallstücken — manche sagen: abgelegten Grammophonnadeln — gefüllt ist und im Verein mit Schlagholz, Trommel und Gitarre einen wahrhaft höllischen Takt zu schlagen versteht. Die Botanisiertrommel bleibt immerwährend, pausenlos in Tätigkeit; der Musiker, der sie bedient, gehört zu denjenigen, die gleich dem Kontrabassisten im europäischen Orchester unsre ganze Sympathie und eine Gehaltszulage verdienen. Aber brasilianische Musiker musizieren leidenschaftlich gern und sind traurig, wenn ein Stück zu Ende ist; sie können nicht genug geben, sie können sich nicht genug verausgaben; bei der Samba sind es fast durchweg Neger.

Sie spielen gern — aber nur die Samba; einen Walzer können sie nicht liefern, und wenn es gälte, ihr Leben zu retten; und das gehört — auf einer andern Ebene — auch zu den Argumenten gegen die Allgemeingültigkeit von Musik. — Die Künstlerinnen, welche in den Kabarets und Tanzsalons Südamerikas die Einlagen tanzen, stammen meist aus Österreich und den umliegenden Bezirken, sie sind also dem Walzer verschworen, den sie meist in Schleiern und barfuß vorführen. Das Publikum tanzt aber zwischendurch immer nur Samba, allenfalls einen Tango; und so müssen die Sbamusiker in den sauren Apfel eines Walzers von Johann Strauß beißen. — Man sieht sie — schöne große schwarze Tiere mit unheimlich gelenkigen Händen und einem seltenen Sinn für vertrackte und rasende Rhythmen — beißen und sieht ihre Gesichter sich vor Schmerz und Abneigung zusammenziehen. So ein Walzer, von ihnen

gespielt, gehört zu den traurigsten, leblosesten, begräbnismusikhaftesten Dingen, die es gibt; von einem Rhythmus ist nicht die Rede, der „göttliche Dreivierteltakt“, ohne den Europa, ganz besonders aber sein Film nicht leben kann, ist um seinen Sinn betrogen. Das sehen die Musiker denn auch ein und geben etwa in der Mitte der Pièce ihre Anstrengungen auf. Im Salao Oriental an der Rua Bom Jesus in Pernambuco — einem nicht gerade gut beleumdeten Lokal allerdings — habe ich es erlebt, daß das Orchester die Tänzerin einfach mitten in den schönsten „G'schichten aus dem Wienerwald“ sitzen und den Tanz ohne Musik zu Ende exekutieren ließ — Tanz ohne Musik, etwas, an das man sich in Europa freilich längst gewöhnt hat.

Der Dreivierteltakt ist ganz sicher etwas, das andern als den in und um Mitteleuropa lebenden Völkern nicht innerhalb einiger Generationen beizubringen ist. Zum Walzer muß man geboren sein; ganz gewiß aber zur Samba. Gräßliche Vorstellung: eine Samba maxixe, von einer Wiener Schrammelmusik gespielt!

Zu allen Sambas wird gesungen; die beliebtesten gehen im Volk ein unter dem Namen, der sich der ersten Kehrreimszeile entleiht; die Schlagerlieder kann man für die lyrische Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts halten; der Amerikaner nennt den Text bezeichnenderweise „lyric“ und wenn es in unsrer Zeit keine nennenswerte reine Lyrik gibt, so daher, weil der Bedarf aus andern Quellen, eben vom Jazz, von der Samba, vom Tango her befriedigt wird. So wie die europäischen Schlagerdichter und Komponisten sich ausländische Namen zulegen und sich gern Nico, Will, Jack und Fred nennen lassen, selbst wenn sie ganz anders getauft wurden, greifen die brasilianischen Kollegen zu Vornamen, die ihnen einen außerordentlich exotischen Eindruck machen, und lassen sich Alcibiades, Teutonio, Oswaldo oder gar Ataulpho rufen. Der beste unter ihnen ist heute Ary Barroso, der sowohl Text als auch Musik macht. Die Bilder der beliebtesten Autoren erscheinen ganz groß auf der ersten Seite der Schlagerzeitungen — „Jornals de Modinhas“ — die regelmäßig erscheinen und von denen sich eins das „Offizielle Organ der besten brasilianischen Autoren“ nennt. Hier stehen die Texte Strophe an Strophe, und sie scheinen mir — eben

mit Rücksicht darauf, daß man in ihnen Beiträge zur Lyrik unserer Zeit sehen mag — aufschlußreich.

„Murucututuh“, sang die bronzerote Hängemattenschönheit an der Tür ihres Häuschens am Canal do Mangue, und sie legte darein die ganze lüsterne Zärtlichkeit für ihre heimische Sprache, ihren heimatlichen Sumpf am Strom, dieselbe Zärtlichkeit, die sie jetzt für fünf Milreis — 70 Pfennig, aber von den Ausländern erwartet man, daß sie das Doppelte zahlen — an Sie, an mich, an irgendwen zu verschwenden bereit war; „Murucututuh“, ursprünglich ein indianisches Schlaflied, ist ein ganz großer Schlager geworden; man singt es mit jener betäubenden Sinnlichkeit, die in jedem echten Schlaflied ist:

Murucututuh

Vom Ufer des Stromes, bald,
Kommt mein Söhnchen mich besuchen,
Weil ihm so kalt ist, so kalt.

Das Fischnetz vor der Tür weht her, weht hin
Im Wind. Die Hütte wankt wie auf dem Meer.
Die Hängematte, in der ich einsam bin,
Sie schaukelt hin, sie schaukelt her.

Der Strom murrst, der Strom faucht,
Das Lämpchen, das wie irre raucht,
Tanzt einen wilden Irrwisch Tanz,
Flammt auf, flammt ab —

nun starb es ganz,

Murucututuh.

Nackte Indianerin, die sich in der Hängematte lümmelt, auf das Söhnchen wartend, das irgendwie zwischen drei und dreißig Jahre alt sein mag, und der Sänger am Mikrophon, beide sind Brasilianer, Kinder eines Landes, das die größten Gegensätze kennt.

Ich singe, um zu klagen,
Geschmiegt ans Mikrophon,
Ich singe, um zu sagen,
Was ich gelitten schon.

Liebstes, Liebste meines Herzens,
 Stell' das Radio ein, leise, ganz leis',
 Stell' ein die Stimme meines Schmerzens,
 Die um ein bißchen Liebe nur fleht.
 Vielleicht, daß ich genesen, wer weiß,
 Vielleicht, daß der Schmerz vergeht — —

Merke: Das rhythmische Geholpere ist nicht von mir; die brasilianischen Originale gestatten sich viel mehr Holperigkeit; zudem verzichten sie in großzügiger Weise auf die international gebräuchliche Interpunktion; was braucht das Herz Interpunktion, solange es liebt? Das ist etwas für das Cardiogramm — später! Die Samba-Sänger oder Sängerinnen halten sich ohnedies nicht an den Rhythmus, der in der Sprache liegt; während sie einen Vers verliebt über zwanzig, dreißig Takte dehnen, hacken und packen sie eine ganze Strophe in zwei, drei Takte, so schnell, daß das Ohr nicht mit ihrer Zunge, die überhaupt ein ganz besonders begabtes Organ ist, Schritt hält. — Und was das „Leise-ganz-leis-Stellen“ des Radios betrifft — ich habe in ganz Brasilien keinen leisen Empfänger, keinerlei leise Musik angetroffen; sie würde gar nicht dem Temperament und der Temperatur des Landes entsprechen.

„Vou navegando,
 Vou temperando“,

hörte ich einmal eine göttlich schöne, von Ironie nicht freie Frauenstimme im Rundfunk singen; die Musik aber war „Oh, Doña Clara, ich hab' dich tanzen gesehen“, der Schlager von jener südlichen Schönen, deren Leib bei jedem Schritte und Tritte sich ganz genau in der Mitte biegt, wie der Textdichter eidesstattlich versichert; die Melodie gehört einer uralten portugiesischen Volksweise an und wurde dem Komponisten der „Doña Clara“ zweifellos vor rund dreihundert Jahren gestohlen; eine andre Erklärung gibt es nicht.

„Como vaes voce?“ heißt es in der Sambafassung, „Wie geht es Ihnen?“

Wie geht es Ihnen?

Mein Gott, ich segle,

Mein Gott, ich steure;

Abwärts, da hilft dir jeder Heilige,

Aufwärts — das ist schon etwas andres.

Das Leben, in dem ich schwimme,

Das ist so wie das Meer:

Das einmal ist der Himmel klar,

Das andremal nicht so sehr.

Klar ist die Vergangenheit,

Die Zukunft — grau vor Grausamkeit.

Die Strophe drauf ist nur in der Prosa philosophischer Phraseologie wiederzugeben; gesungen — „O Doña Clara“ — tönt's anders: „Heute vermag ich mich der Überzeugung nicht zu entbrechen, daß der vornehmliche Sinn des Lebens darin bestehe, daß man der Natur in nichts einen Zwang antue; das übrige kommt dann wie es kommt.“ — Die brasilianische Lesart vom Tao und von der breiten Bahn, wie mich deucht. — Solchen philosophischen, ja, religiösen Kontemplationen begegnet man nicht selten in den Sambas; einer geharnischten Gotteslästerung verbunden mit Geschichtsklitterung begegnete ich in einem Tanzsalon von Rio, wo der schwarze Sänger zu einer Samba „Jungfräuliche Stadt“ sang:

Du Stadt von Traum und Größe,

Du Stadt an Ehren reich,

Am Wasser und zu Lande...

Ewig blau lacht dein Himmel,

Deine Sonne schmiegt sich sacht

In die Mondscheinnacht...

Keine andre kommt dir gleich;

Die Natur selbst nährte dich

An ihrer üppigen Brust,

Stadt der Liebe ohne Sünde —

Auf deinem Corcovado, ja,

Ward Jesus Christ geboren. (1)

Geschichtsfälschung und schwere Gotteslästerung, wohl, aber aus übermäßiger Vaterstadtliebe — niemand als der bereits zitierte Schöpfer droben, Komponist der Stürme und Verfasser des Meeresbrausens, wird dafür mehr Verständnis haben.

Von zeitgenössischer Geschichte aber, vom Siegen und Unterliegen der Degen unsrer Zeit ist ein Singen und Sagen im Text von Kapitän Furtado, einem vielbeschäftigten Textdichter. Bei dieser Ballade von des 20. Jahrhunderts Beginn muß ich notwendig den gelehrten Kommentator machen, ohne dessen Anstrengungen der Text unverständlich bleiben muß.

Das Leben des Z é Luiz

Von den Taten des Z é Luiz
Will singen und sagen ich:
Mit eiserner Pranke fällte
Primo Carnero er! . . .
An jenem Tage breitet'
Sein Ruhm sich über die Welt;
Noch nie, so sagt' er lachend,
Verdient' ich soviel Geld!

Im Kampfe, traun, mit Sharque
Schlug er ihn kurz und klein;
Er kämpft mit dem furchtbaren

Baio

Und schlug ihn fürchterlich.
Daher man ihm gab den Namen
„Zé Luiz der Zerstörerich.“

Alle Welt sagt froh: Die Sache
ist so,

Er schlägt eben alles k. o.

Kommentar.

Z é Luiz. — Z é, männlicher Kosenname, dem die Eigenschaft der Achtung eignet. Luiz, die brasilianische Lesart für Louis, den „Schwarzen Bomber“ (Boxer).

Primo Carnero. — Ital. Meisterfaustkämpfer, auch Carnera; im Urteil der Fachleute „halbvolle Flasche“.

Sharque. — Amerikan. Meisterfaustkämpfer, auch Sharkey.

Kurz und Klein. — Brasilian. charquio — bemerkenswerte Alliteration zu „Sharque“.

Baio. — Unklar. Vermutlich Boxername in brasilianischer Lesart.

Zerstörerich. — Brasilian. demolidô.

Pech, und so kam es frei: her: „Das Ding hat einen Ha-
Schmilingue hat's Glöcklein ge- ken.“
läutet

Für Zé Luiz, tandaradei.

Herrn Professor Hasdrubalo Fugueteiro e Sapateiro, der über die Grenzen seines Landes bekannten Autorität in Brasilaica, verdanke ich den Hinweis, daß es im ersten Vers der dritten Strophe — P'ra luitâ cô tar Bodoque — rechtens heißen müßte: „Mit einem solchen Armbrustmann zu kämpfen“ usw. — Bodoque wäre nach ihm s. v. w. Armbrustmann; die Existenz eines Faustkämpfers dieses Namens verneint Zé Hasdrubalo auf das entschiedenste. Ich halte meinerseits Bodoque nach wie vor für die brasilianische Fassung von Braddock.

Volkstümlich gleich den ganz großen Boxern (Faustkämpfern) sind in Brasilien die guten Sambasänger. Die beliebteste und dabei doch die beste Sängerin ist Carmen Miranda, deren Stimme ich einmal im Rundfunk hörte, — „Como vaes voce?“ — und der ich seither verfallen bin. Ich reiste ihr nach — der Stimme — durchs ganze Land; ich hörte sie aus Lautsprechern und in Scheibenmusik; im Original — „in the flesh“, wie die Amerikaner sagen — bin ich ihr nicht begegnet. Man tröstete mich: „Ach, es ist eine ganz alte Frau — und häßlich!“ und das reizte mich um so mehr. — Dann wieder hieß es: „Es ist eine bildhübsche junge Frau von geradezu hirnverwirrender Schönheit“, und auch das schien mir nicht gerade abstoßend. Ich nehme an, daß die Wahrheit irgendwo in der Mitte liegt. Ich grüße sie — ihrer Stimme auf der Schallplatte lauschend — von fern und setze hierher ihr Meisterwerk, die schönste Samba, die ich auf meiner ganzen Reise entdeckt habe. Der Strom — Amazonas —, Rio de Janeiro und Bahia, das sind die drei Klänge des Akkords, der jedes brasilianische Herz, dieses coração, Privatorgan der Brasilianer — ein wenig, ein klein wenig tiefer gelegen als es bei der Europäerin etwa der Fall ist — zum Mitschwingen, zum Mitsingen bringt. Bahia — das Alt-Heidelberg der Brasilianer — es ist in der Samba vom „Tablett der Bahianerin“ eingefangen, einem Zwiegespräch zwischen „Ihr“ und

„Ihm“, wobei Er, wie es im Leben ist, unentwegt seriös und gefühlvoll kommt, während Sie, wie es sich gehört, immer ganz ironisch und wegwerfend dazwischenfährt.

„Sie“ ist Carmen Miranda.

Er: Auf dem Tablett der Bahiana steht:

Sie: Vatapá und Carurú,
Manguzá und auch Umbú
Für dich, Yoyó.

Er: Und wenn ich dich darum bitt',
Gibst du mir denn dein Herz,
Dazu deine Liebe, Yayá?

Sie: Im Herzen der Bahiana steht:

Er: Verführung, Teufelei,
Täuschung und Quälerei.

Sie: Für dich.

Er: Bei Gott schwöre ich,
Beim Jesuskind von Bomfim,
Ich liebe nur dich,
Bahianinha,
Ohne dich leb' ich nicht.

Sie: Wer's glaubt; aber was soll's
Was soll's denn mit uns beiden?
Die Liebe — sie vergeht,
Die Lüge — die bleibt.

Er: Ich hab' getan, was ich kann,
Hab' gelogen und getäuscht;
Nur um glücklich zu sein,
Hab' meine Lumpen zu den deinen gefügt...

Sie: Meinetwegen, lügen wir uns
In eine neue Illusion.
Im Herzen der Bahiana steht:

Er: Verführung, Teufelei,
Täuschung und Quälerei;

Sie: Das Herz, ach es ist
Der Gouverneur der Liebe.

In einer Republik kann mit Fug keiner der „Kaiser meiner Seele sein“; das Herz ist der Federalgouverneur der Liebe, natürlich. — „Yoyó“ (männlich) und „Yayá“ (weiblich) entsprechen ungefähr unserm Mutzputzi und Schnuckelchen. — Die Texte vermitteln — zugegeben — einen ganz ganz unzulänglichen Eindruck vom Samba Cançao, dem Sambalied; alles liegt beim Vortrag des Sängers, wie im musikalischen Teil alles bei der Kunst des Orchesterleiters liegt. Die ausübenden Musiker selbst erscheinen mir als die wahren Schöpfer der Samba, die ja die Hand des Komponisten meist nur als Klavierauszug verläßt und für das individuelle Orchester, für jedes Instrument — Rassel, Klapper, Holz, Gitarre, Zither, Tamburin, Saxophon — umgeschrieben sein will, ehe sie auswendig, völlig auswendig und mit einem phänomenalen Sinn für den Rhythmus, gespielt wird.

Denn wer glaubt, daß er die Samba mit nach Europa nimmt, weil er ein Dutzend Notenblätter davon ins Gepäck getan hat, der irrt; die Samba, wenn irgend etwas, ist nicht vom brasilianischen Boden, von den feinnervigen schwarzen Händen und den verliebten Mündern seiner Musiker wegzudenken. Die Schallplatte vermittelt einen gewissen Begriff davon, und die Texte zeigen, was sich der Brasilianer dabei denkt, wenn er mit seiner schlangenwendigen verruchten Partnerin tanzt.

Man tanzt Sonnabends in den Klubs an der Rio Branco und den tagsüber so geschäftigen Nebenstraßen; es sind „geschlossene Gesellschaften“, und da tanzt man mit seinesgleichen, der Büroangestellte mit dem Tippfräulein, der junge Bahnbeamte mit der Dame vom Fahrkartenschalter, der Taxifahrer mit der Kaufhausverkäuferin, der Kinooperateur mit der Platzanweiserin, der Noivo mit seiner Verlobten; die Männer sind im weißen Abendanzug mit schwarzer Binde, sehr korrekt, ein wenig steif, bis es ans Tanzen geht, die Mädchen immer außerordentlich elegant und fesch. Wer keinem festen Kreis angehört oder denjenigen, dem er angehört, einmal langweilig findet, der begibt sich in einen der vielen Samba-Salons, die sich häufig in den Stockwerken über den Geschäften und Büros der Stadtmitte befinden, sich aber schon viele Blocks weit durch ihre lärmende, merkwürdig magnetische und ansteckende

Musik zu erkennen geben. Die Kapelle empfiehlt sich ihm als erstklassig, und Scharen von berufsmäßigen aber durchaus nichtmäßigen Tanzpartnerinnen stehen ihm zur Verfügung.

Als den besten dieser Salons — was die Güte der Kapelle als auch der Tänzerinnen betrifft — habe ich den Salao „Avenida“, Ecke Rio Branco und Rua Chile, befunden. — Man läßt sich im Fahrstuhl hinauffahren und löst eine handgroße Kontrollkarte, die man um's Himmels willen nicht achtlos wegwerfen darf, denn sie leistet einem später unentbehrliche Dienste. Um ein mittelgroßes Parkett gruppieren sich vierzig Tische, nicht mehr; das Orchester umfaßt zehn Mann, macht aber mehr Lärm als das Philharmonische bei einem Finale von Tschaikowsky, daneben sitzt an einer außerordentlich fiskalisch anmutenden Theke eine junge, aber dennoch strenge Madame und paßt auf. Gegenüber, von zwanzig oder dreißig Stühlen, blühen die Tanzdamen, für jeden Geschmack und in jeder Hautfarbe etwas, eine Musterkollektion der Temperamente und auch der Kleidung, denn da stellen einige werktätige Mädchen vor, andre große Damen, während andre wieder glattweg in ungebrochenem Urwald machen. Alle aber sind hübsch, zuweilen beunruhigend schön, sind herrlich gewachsen und tanzen — nun, darüber muß man sich im besonderen auslassen. Sie benehmen sich durchaus gesittet, ja, scheu, selbst wenn man sie an den Tisch bittet, wo durchweg Flaschenbier, die große Flasche zu zwei Milreis oder dreißig Pfennig, getrunken wird, und erst wenn man sie um einen Tanz bittet, entfesseln sie ihre Talente.

Sie sind von der Schmiegsamkeit der Jaguare, welche die Hängematten ihrer Jugendzeit umfauchten, zum Verweilen und Rasten sind ihre Umarmungen nicht; infolge ihres Tänzerinnendaseins sind sie sehnig und nicht zu ermüden; der Einheimische mag ihnen gewachsen sein, den Fremden führen sie aber, und das auf eine Art, die ihn nach den ersten zwei Runden ums Parkett schwindeln macht; der zärtliche Druck ihrer Arme wird immer nachdrücklicher, die Leiber, die nur die dünne Seide des Tanzfähnchens deckt, winden sich, wirbeln, kreisen, der Atem des nah an der Wange liegenden Mundes geht heiß, und während man seine harmlosen Fox- oder Bluesschritte zu machen vermeint, merkt man

miteins, daß man sich mitten im wildesten orientalischen Bauchtanz zu zweit befindet. Man blickt halbbetäubt auf und sucht beschämt den Blick der Freunde, die am Tisch sitzengeblieben sind; man ist das — coram publico — nicht eigentlich gewöhnt; die Samba-Musik und dieser Tanz, das ist etwas zu viel für Nerven, die europäische Kost gewöhnt sind.

Sobald aber die Musik verstummt, reißt der Urwaldzauber ab, den die Körper der Tanzmädchen ausströmen; mit einemmal werden sie förmlich, sachlich und verlangen die Kontrollkarte, mit der sie sich zur fiskalisch anmutenden Theke begeben. Sie kehren an deinen Tisch zurück und stellen dir die Karte wieder zu, die mittlerweile drei Lochungen erfahren hat. Jedes Loch bedeutet einen Minusmilreis. Wer zehn Tänze absolviert hat, der weist beim Verlassen des Saales die Karte mit dreißig Lochungen vor und hat dreißig Milreis zu entrichten, wovon ein Drittel dem Etablissement, ein Drittel der Kapelle und ein Drittel der Tänzerin zufällt, eine Teilung, die mir wirtschaftlich und sozial durchaus gerecht und tragbar scheinen will. Zwei Tänze gleich drei Flaschen Bier, das ist wohl zunächst ein bißchen viel für einen Tanz, der in drei Minuten vorüber ist; sobald man aber erlebt, wie diese Mädchen tanzen — grundsätzlich ohne das übliche üble „Ballgespräch“, nur mit dem Körper sprechend, mit den Fingern flüsternd, mit den Knien heißen Unsinn schwatzend — glaubt man sich dennoch beschenkt. Ich sah junge Büroangestellte — solche, die offensichtlich nur ihre 50 oder 60 Milreis in der Woche verdienen — den ganzen Lohn an einem Abend vertanzen.

Wir verließen uns auf mein System im Roulette und tanzten jede dritte oder vierte Samba, schichtweise, denn sonst wären wir zusammengebrochen. Gewissenhaft wie wir selbst in der Ausschweifung bleiben, vergaßen wir nie, unsre Partnerin zu fragen, ob sie Enriqueta hieß und hinterher etwa Soares.

Armer Seringeiro, wartest oben am Amazonas auf „Enriqueta, du entschwandest!“ — —

Die Mädchen aber verneinten, „nao, nao, nao“, und lachten nur. „Warum lachen sie, wenn sie mit uns tanzen? Ich meine, ganz so plump stellen wir uns doch dabei nicht an.“

Lenhardt war es, der mit der schmutzigsten Phantasie, der uns zuerst darauf brachte, daß die jungen Leute den Salon nicht etwa für den Tanz als Endzweck aufsuchen, sondern mit durchaus realeren Absichten.

„Wie meinen Sie das? Sie meinen, sie suchen etwas fürs Herz?“

„Nein, ich glaube, das Organ liegt ein wenig tiefer.“

Wir beobachteten darauf die jungen Leute, die vier, fünf und sechs Tänze in der Reihe tanzten, auffallenderweise immer mit derselben Partnerin, wobei es unter den Mädchen ganz besonders bevorzugte Fachleute zu geben schien — und der Augenschein dieser Paare, die sich gewissermaßen ineinandergelagert hatten und sich als heidnische Vierfüßler im höllischen Rhythmus der Samba bewegten, wanden, wirbelten, schien ihm recht zu geben. — Eine Bestätigung erhielt er, als ich zu einem Tanz eine der „Spezialistinnen“ wählte; nach dem ersten Drittel der Samba bat ich geniert: „Oh, nao nao nao“, und trennte die Partnerschaft auf Lebenszeit.

Das Mädchen kehrte auf seinen Platz an der Wand zurück, und sie und die Nachbarinnen, denen sie sich anscheinend durch Gesten mitteilte, lachten herzlich.

Die Kontrollkarte hat Raum für neunundneunzig Lochungen — ein tanzwütiges und ausdauerndes Volk, die Brasilianer.

Lenhardt, der mit einer rothaarigen Mulattin tanzte, meinte entschuldigend: „Nicht wahr, mein Tanz langweilt Sie, Senhorita; der Partner, den Sie vorher hatten — das war was andres.“

„Ah, nao“, widersprach sie, „an dem war auch nichts; er ist vorher im Cinéma Tabaris gewesen, glaube ich.“

„Im was?“

„Im Cinéma Tabaris. Kennen Sie das nicht?“

„Nein.“

„Ah, haha!“ Und die Nachbarinnen, zwischen die sie sich setzte, lachten ebenso herzlich wie sie.

Wir setzten uns daher in eine Taxe und sagten dem Fahrer: „Cinéma Tabaris.“ — Tabaris, Tabaris, mein Gott, man wird das einfach nicht los in diesem Lande hier.

Der Fahrer, ein herkulischer Neger, der in drei Teile gebogen am Steuer kauerte, lachte und zupfte sich mit der rechten Hand

am linken Ohrläppchen. Das ist das brasilianische Äquivalent für „große Klasse“; das rechte Ohr mit derselben Hand gezupft, bedeutet lediglich „Klasse“.

Das Kino lag in der Rua Pedro I. in der Nähe der Praça Tiradentes, und hieß vollinhaltlich „Cinéma Casino Tabaris“; ich setze das hierher, damit sich meine Angaben nicht der Nachkontrolle entziehen; es war ein Kino wie jedes andre; da war ein Vorraum mit der Kasse, da waren die staubigen grünen Flauschvorhänge, durch die man ins magisch flackernde Innere drang; allerdings fiel uns auf, daß die großen Aushangbretter mit den Reklame- oder Werkphotos das Gesicht nach innen gekehrt hatten, also nicht von der Straße aus zu studieren waren. Aber das betrachteten wir zunächst nicht; die hübschen Damen auf den Plakaten waren nicht ausgezogener als sie sonst in Lateinamerika gemeinhin zu sein pflegen.

Wir traten ein, setzten uns in den mäßig besetzten Saal und langweilten uns eine Viertelstunde über einen ungemein läppischen amerikanischen Film, der noch sehr aus der Stummfilmzeit stammte, aber immerhin Clara Bow, die unvergeßliche Molligsüße, zur Heldin hatte. Es drehte sich um einen armen Jungen, der Tankstellenwart war und in einer billigen Pension wohnte, deren Besitzerin eine hübsche Tochter hatte, eben Clara Bow, in welche er verliebt war, ohne den Mut zu finden, es ihr zu gestehen. Wie man zugeben wird, ein nicht gerade erschütterndes Thema.

Eines Tages hatte Clara Bow ihren siebzehnten (oder sechzehnten) Geburtstag, die Pensionäre, meist Greise, vermutlich Beamte im Ruhestand, taten sich zusammen, um ihn zu feiern, und da enthüllte Clara das ungeahnte Talent einer Tänzerin. Sie hob das Röckchen bis zum Knie — beileibe nicht weiter — und setzte einen hirnerweichenden Step aufs Parkett. Der Zwischentitel verriet jedenfalls, daß der sympathische Tankwart ihn so empfand, denn: „Jack, weit entfernt davon, sich damit zu begnügen, verlangt mehr; seine Seele lechzt nach einem Tanz anderer Art“, und da sah man miteins die molligsüße Clara Bow völlig entkleidet in einem so ziemlich alle ihre Reize entblößenden Tanze sich drehen. Nur die Schuhchen von schwarzem Lack behielt sie dabei an.

„Mein Gott“, ächzte Hillern, der als junger Mensch für die Molligsüße geschwärmt hat, „ist es denn möglich, daß Clara, meine Clara sich zu sowas hergibt?“

Es war noch mehr möglich: Nach einer weiteren Viertelstunde war der junge Mann Jack immerhin so weit, daß er es wagte, Clara'n einen Kuß zu rauben. — „Auch diese Berührung“, enthielt der Zwischentitel sein Innenleben, „hätte er sich anders gewünscht“, und damit begann Jack, nun gar nicht mehr blöde, sondern höchst talentiert, Clara nach den Regeln der Kunst zu entkleiden — zuerst das Kostüm, dann das Hemdchen, die unaussprechliche Wäsche, schließlich mit viel Genuß die Schühlein und die Strümpfe. Und dann verfuhr er mit ihr wie's ortsüblich ist in der ganzen Welt.

Und wie das so beim amerikanischen Film ist, waren zahlreiche Großaufnahmen eingestreut, gesoftet und auch nicht.

„Daß man das mit einer Künstlerin wie Clara Bow — —“ aber da merkten wir, daß die „Traumspiele“ keineswegs von ihr gestellt wurden; sie war es selber, solange die Handlung honett ablief; aber sobald der Regisseur, vielmehr der brasilianische Nachregisseur, seiner (und Jacks) Phantasie die Zügel schießen ließ, war es irgend ein gleichgültiges, in der Figur und im Gesicht der Bow einigermaßen ähnliches Mädchen, das sich als Clara gab.

Man hatte einem alten nordamerikanischen Film Szenen von durchaus überzeitlichem Gepräge eingeklebt oder „eingeschnitten“, wie der Fachausdruck lautet, und diese Praxis, von der die Produzenten und Künstler des ursprünglichen Films hoffentlich unterrichtet sind, fanden wir durchweg auf alle Filme angewandt, die in diesem Theater (und auch in andern des gleichen Genres) vorgeführt wurden.

Das Licht ging an, und wir sahen, daß das Theater folgerichtigerweise nur von Männern besucht war, die einigermaßen ermüdet in ihren Stühlen hingen. In weitere Details hinsichtlich der Technik des nutzbringenden Besuchs solcher Filmtheater einzugehen, verbietet mir die Stubenreinheit, die ich diesen Seiten zu wahren gesonnen bin.

An andern Abenden sahen wir einen Film mit Dita Parlo, einen

mit der Mosheim. — Eine durchaus honette Gesellschaft saß beisammen, tafelte, konversierte und tanzte; plötzlich seufzte der Zwischentitel namens eines Emil oder Gustav: „Ah, wenn es nach meinen Wünschen ginge...“ und da saß denn der weibliche Teil der Gesellschaft völlig unbekleidet da; es war der Zelluloid gewordene Wunschtraum von Unreifen, die Erfüllung von Begierden, die sie beim Erwachen mitten in einer heißen Nacht spüren mochten. — Um einen jungen blonden Mann, der Dita nicht vergessen konnte und infolgedessen zwischen Revolver und Strychnin schwankte, auf andre Gedanken zu bringen, führte ihn ein guter Freund, der miteins viel südamerikanischer aussah, in die Rua Conde de Lage, wo Dita — aber es war eine andre, die eine Perücke mit Ditas Simpelfransen über ihr krauses Wollhaar gezogen hatte — in sehnsüchtiger Haltung auf einem Lotterbett lag, den Leib unbedeckt der Abendluft preisgebend, während im lauschigen Garten, unter den Palmen und den Jasminbüschen, in denen die Glühlampen schimmerten, die Marmorfiguren lebendig geworden waren und zu Spielen aufforderten, die nicht immer Versteckenspielen waren.

Geheimkinos für solche, die niemals ganz den Knabenschuhen entwachsen — Cinémas cochons, wie sie der Franzose mit romanischer Offenheit nennt — kennt auch die eine oder andre europäische Stadt; sie sind aber der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglich; das Cinéma Tabaris hatte immerhin die Werkphotos, die durchaus über den Charakter der Vorführung Aufschluß gaben, nach innen gedreht, war aber für jeden, der ein oder zwei Milreis entrichten mochte, zugänglich. Ob das ein Vorteil oder Nachteil gegenüber der Geheimtuererei ist, das möchte ich nicht entscheiden, nur feststellen, daß eine Stadt wie Rio Raum auch für solches hat und wohl haben muß. Aus Gesprächen mit Brasilianern schöpfte ich die Gewißheit, daß solche Genüsse bald zu denen von vorgestern gehören werden, denen kein Erwachsener eine Träne nachweint.

Ins Notizbuch geschrieben:

Nicht vergessen, vor der Abreise folgende Platten zu kaufen:



Zuckerrohrbar





Reise von Müller . . .



. . . nach Meyer

Murucututu, Indianerlied vom Amazonas,

Victor 34. 105-A

Boneca Triste, Samba Canção,

Victor 34. 107-A

Corçao! Samba (Carmen Miranda)

Victor 33. 885-A

No Taboleiro da Bahiana, Batuque (Carmen Miranda)

Odeon 11 402

Maria Boa, Samba,

Victor 34. 009-A

Favella, Samba, (Francisco Alves)

Victor 34. 059-A

Baden auf der Mondsichel

Eines Sonntagsvormittags lag ich faulenzend im Bett, als einer meiner Cariocafreunde eintrat.

„Was haben Sie für heute nachmittag vor?“

„Ich habe mir vorgenommen, nach Copacabana zu gehen, um die Badenden zu photographieren.“

„Wie, nachmittags? — Grotteske Idee!“

„Wieso ist das eine grotteske Idee?“

„Nun, weil kein Mensch am Sonntagnachmittag badet. Die vornehmen Leute baden alle am Vormittag; und weil keiner als unvornehm gelten mag, ist nachmittags der Strand völlig leer.“

„Aber vormittags ist es um diese Zeit noch reichlich frisch, wie? Warm genug zum Baden wird es erst nach Mittag.“

„Ganz gleich; wenn Sie den leeren Strand mit ein paar plan-schenden Negerkindern photographieren wollen, so gehen Sie nachmittags.“

Ich zog mich in aller Eile an und setzte mich in den Omnibus nach Copacabana. — Schon auf der Rio Branco fielen mir nackte Männer auf, die nur eine schmale Badehose um die Mitte hatten und in Begleitung von Frauen und Mädchen im Trikot, die ebenso wie sie barfuß über das Pflaster gingen, in Taxis, Omnibusse, Privatwagen stiegen. Drei junge Herren, lediglich mit einer Zigarette und der Badehose bekleidet, sprangen hinten auf meinen Omnibus und hielten sich am Verdeck fest. Sie machten die ganze Fahrt auf dem hinteren Stoßdämpfer des Wagens mit, das war,

wie man an den vielen Omnibussen mit ähnlichen Anhängseln sah, die durchaus korrekte Art für die jeunesse dorée, an den Strand zu gelangen. Tropfnaß, unabgetrocknet kehrten sie auf dieselbe Weise zurück; die Haut und die Hose voll Seewasser konnten sie ja nicht gut auf die Polster betten.

Vor den großen Hotels der Copacabana-Bucht stieg ich aus; rechts standen die Höchhäuser des Palace Hotels, der vielen Pensionen und Gasthäuser vor einer eindrucksvollen Kulisse urwaldbewachsener, rotleuchtender Felsberge, links am Fahrdamm zog sich ein Gehsteig mit kühnem Mosaikmuster hin, daneben gleich der Sand, weiß wie Zucker, wenige Meter breit, aber dafür fünf Kilometer lang, ein unvergleichlicher Badestrand. Viere breit fuhren die Autos vor — die Taxameter ebenso elegant wie die Privatwagen — und erbrachen grellbunte Trikotmenschen, expressionistische Badewäsche überm Arm, in der Hand einen Federball, der dem Regionalspiel der Copacabanabucht dient und den jungen Damen Gelegenheit gibt, ihre schlanken Körper in den reizvollsten Verrenkungen und Dehnungen zu zeigen. Schön war die Haut der Menschen, nicht in der Farbe von Gras, das lange unter Steinen gelegen hat, sondern in allen Schattierungen eines warmen Braun, schön die Natürlichkeit, mit der man sich unbedeutend zwischen Autos und Hochhäusern, aus den Hotels heraus und in die Hotels hinein bewegte, denn man nahm sich, sofern man bedeckt gekommen war, im Hotel ein Zimmer oder eine Badekabine und kleidete sich dort um. Der Strand selbst war völlig frei, bis auf ein Dutzend Telegraphenstangen aus Zement, auf deren Spitzen herkulische schwarze Badewächter über die Badenden wachten.

Schön war in erster Linie jedoch die schlanke Grazie, die Biegsamkeit und Feinheit der Gelenke bei den Brasilianerinnen; man sagt, daß in ganz Südamerika die Chileninnen die Schönsten, die Argentinierinnen die Elegantesten sind, während die Brasilianerinnen sich am schönsten bewegen und sich durch die feinsten Hände, Füße, Gelenke auszeichnen, dies, weil sie von allen südamerikanischen Frauen diejenigen sind, die das meiste schwarze Blut in sich aufnehmen. — Wer sie in Copacabana Federballspielen sah, der gibt das gerne zu.

Gebadet, vollends geschwommen wurde allerdings wenig; der Atlantik schickt mächtige Wellen, die den Strand mit einer majestätischen Herausforderung hinanrollen; man nimmt es nicht gern mit ihnen auf, und in der Tat sollen sie auch einen Sog haben, dem die kräftigsten Schwimmer unter Umständen nicht gewachsen sind. Die schwarzen Adler oben auf den Zementtelegraphenstangen merken es bald, wenn einer im Kampf mit den Wellen den kürzeren zieht, und stürzen sich im kühnen Delphinsprung hinein, dem Schwächeren zur Hilfe.

Im Gegensatz zu anderen Bädern gilt es hier nicht als demütigend, ja, nicht einmal als komisch, vom Badewärter aus dem Wasser getragen zu werden. Das gehört zum Vergnügen des Badens. — Links hält der schwarze Kegel des Zuckerhuts Wacht, rechts führt die Promenade weiter, höher, wird zur Avenida Niemeyer, die sich unter Palmen schmiegt und aus dem Fels des Steinufers gesprengt ist; draußen auf hoher See ziehen die Schiffe nach Europa, Afrika, Nordamerika, dem Süden vorüber, geruhsam gewiegt von den Wellen, die vielleicht geradenwegs von der Küste des schwarzen Erdteils kommen. Wem das nicht paßt, der nimmt sein Bad noch vornehmer in einem der Privatbassins der großen Hotels und Klubs; das Wasser glitzert dort — über blendendweißen Kacheln — wie Smaragd, nur noch durchsichtiger und grüner, und ist im übrigen dasselbe wie in der Bucht, denn es wird durch unterirdische Leitungen unter der Straße hindurch in die Becken gepumpt. Hier sind die Badekostüme gewagter und eleganter als draußen am Strand, und die „Creme“ (Sahne) der Einwohnerschaft sitzt ringsum, trinkt Cocktails, ißt einen Sandwich und langweilt sich demonstrativ. Die gute Gesellschaft eigentlich der ganzen Welt hat sich nach britischen Vorbildern gebildet, und man hat das Gähnen an die Stelle einer lebhaften, charmanten oder geistreichen Unterhaltung gesetzt. Davon macht man hier — zwischen einem Urwald wie nirgends sonst und einem superben Mondsichelstrand von seltener Schönheit — keine Ausnahme.

Den nicht so Vornehmen draußen verkaufen schwarze Händler Eis, Früchte, aber auch Teppiche und Papageien. Einer wollte einmal gegen den Durst eine wunderschöne Dolde Weintrauben

kaufen, griff zum Zahlen in die Tasche, griff natürlich vorbei, denn er hatte die Hose mitsamt Tasche und Geld im Zimmer des Hotels gelassen und wollte nun süßsauer lächelnd die Weintrauben in den Kasten des Händlers zurücktun. „Nehmen Sie nur“, meinte der, „Sie kommen ja wieder, da zahlen Sie ein andermal.“

Es ist eben eine durchaus unvornehme Welt da draußen; lauter Müllers und Meyers, kleine Leute; und die Händler gar gehen in verwaschenem Zeug und Lumpen.

Ins Notizbuch geschrieben:

Die Straßenbahnen heißen in ganz Brasilien Bonds oder Bondes; den Grund hierfür nicht in Erfahrung gebracht, nehme an, daß es ein regionaler oder nationaler, wenn nicht der, daß die erste Straßenbahn des Landes von einer englischen oder amerikanischen Gesellschaft auf Aktien (bonds) betrieben wurde.

Kleine Reise von Müller nach Meyer

Von Müller zu Meyer laufen, das ist in unsren Himmelsstrichen nichts Besondres, jedenfalls weniger selten als das etwas in Verfall geratene Laufen von Pontius zu Pilatus; aber daß man im Hauptbahnhof Müller eine Karte löst, um in die Vorstadt Meyer zu fahren, das ist eben wieder nur in Rio möglich, wo man die Straßen, Plätze, Stadtviertel und Bahnhöfe neidlos und vorurteilslos nach Heiligen, Eroberern, Indianern, Kaisern, Revolutionären, Präsidenten und den bedeutenden Männern aller Länder benannte. Da kreuzt denn etwa eine Straße, die sich nach dem Kaiser Dom Pedro nennt, einen Platz, der an den Freiheitshelden Tiradentes erinnert, den man auf eben diesem Platz aufhängte. Die Stadtteile heißen Espirito Santo, Santa Anna, Andarahy und Meyer, und da sind denn Gott, eine Heilige, ein Indio und der Herr Meyer einträchtig beisammen.

Welche Bewandtnis es mit diesem Herrn Meyer hat, ist nicht leicht in Erfahrung zu bringen. — Die Brasilianer sind ein in

Dingen der Vergangenheit und Zukunft sorgloses Volk; die Geschichte, auch die neuste, kümmert sie wenig, selbst wenn sie sich in ihrem Angesichte zur Begleitung von Maschinengewehrgeknatter und dem Brutzeln brennender Kasernen abwickelt; fragt man sie nach der Bedeutung eines Namens, der eine Straße, einen Platz oder ein Stadtviertel zierte, so war es immer „um heroe nacional“ oder „um heroe regional“; national oder regional, das ist für sie — glückliche Einbahn-Denker — eine völlig schlüssige Erklärung; welcher ins einzelne gehenden Deutung könnte sie noch bedürfen!

Diese Eigenschaft — des „Einbahn-Denkens“ ohne Seitenblicke nach rechts und links — haben die Brasilianer mit den hochstehenden Völkern Asiens gemein; es ist ein Denken, das jung und gesund erhält und die Jahrtausende unversehrt überdauern läßt; dem lernbegierigen oder neugierigen Reisenden legt es aber Hindernisse auf den Weg zur Erkenntnis von Volk und Land. — Wie in allen Ländern mit reicher Flora und Fauna ist die Kenntnis des Brasilianers darum erstaunlich gering; es ist wie mit der Niere: erst wenn sie zu schrumpfen beginnt, redet man davon. Auf die Frage „Was ist das da für eine Pflanze, Senhor?“ gilt als völlig hinreichende Antwort: „Es ist eine regionale Pflanze, Senhor.“

„Was für eine Blume ist das da?“

„Eine von unseren Blumen.“ — Eine geradezu klassische Antwort, wie mir scheinen will.

„Welch ein seltsames Tier! Sehen Sie es — dort drüben!“

„Ja, Senhor, das ist ein regionales Tier.“

„Wie nennen Sie es?“

„Wir sagen: regionales Tier.“

„Ah, welch köstlicher Obstsalat! Aus welchen Früchten besteht er, Senhora?“

„Aus regionalen, Senhor.“

Um sich nicht in geistige Unkosten zu stürzen, wählten sich die Brasilianer einen Richtpunkt: das Regionale; es ist eine völkische Eigenart; dem Portugiesen drüben auf den Azoren tut der Vulkan dieselben Dienste. Dem Azoreser, wenn man ihn fragt, ist alles volcao. Ich hatte da einen Chauffeur, der mich in seinem Wagen kreuz und quer durch die Insel fuhr; irgendwo standen verwüstete

Häuser, die man nicht wieder hergerichtet hatte. Was war da geschehen? — „Volcao.“ — Aha. (Der Vulkan war, beiläufig, seit einigen Jahrtausenden nicht mehr in Tätigkeit; aber sei's drum.) Seitlich von der Landstraße gähnten Löcher und Höhlen im Hang; später habe ich selber herausgefunden, daß die Azoreser da den Kies für den Straßenbau hernehmen; unbefangen fragte ich aber meinen Fahrer. — „Volcao.“

Das Meer erglänzte weit hinaus, und plötzlich wurde es wild bewegt durch irgendeine Unterwasserursache; zweifellos handelte es sich um eine Schar Fische, vielleicht Bonito, die dort spielte. Ich fragte den Mann. — „Volcao.“

Mit der Zeit erhielten die Erläuterungen einen Anstrich des Unverschämten: Vor einem über und über bemoosten Aquaedukt, der anscheinend unmotiviert und beziehungslos in der Landschaft stand und aus der Römerzeit, sehr wohl aber auch aus einer späteren Epoche stammen konnte, fragte ich den Mann nach Ursprung und Sinn des Bauwerks, und bekam dieselbe Antwort: „Volcao“ mit einer allumfassenden Geste der Arme, die an ein Achselzucken grenzte.

Möglich, daß der Mann es pädagogisch meinte, daß er nicht mehr wollte als mir die verteufelte mitteleuropäische Angewohnheit des Fragenstellens auszutreiben; aber ich nahm es krumm, besonders, da er vor dem abscheulichen Azorenwein, dem noch abscheulicheren Mineralwasser und vor einem Schloß, in dem Manuel, letzter König der Portugiesen, residiert haben soll, ebenfalls „volcao“ von sich gab. Als es beim Abschied zum Trinkgeldgeben kam, hielt ich ihm ein großes Geldstück hin, ließ es aber im Augenblick da er es nehmen wollte, hochschnellen und schnappte es ihm vor der Nase weg. — „Volcao“, sagte ich dabei nicht ohne Humor. — Sein Gesicht, statt lang zu werden, verbreiterte sich, und ein beifälliges Schmunzeln ließ sich darauf sehen. Er war mir nicht böse; Portugiesen sind Stierkämpfer ohne Blutdurst; sie nehmen es nicht übel, wenn das Tier auch einmal zurückstößt. Sie haben Sinn für Humor.

Wer aber etwas Handfestes über Land und Volk erfahren will — dazu reisen wir ja letzten Endes — dem bleibt, sei's in Fernost,

sei's in Fernwest — nur eines: Er wendet sich an Deutsche, die bereits lange im Lande wohnen. Es gibt — mit Dankbarkeit sei das hier festgestellt — nichts besser Unterrichtetes als die Auslandsdeutschen in aller Welt. Ob man über die Literatur des Landes Auskunft wünscht oder über die Höhe des Trinkgeldes, das man dem Stubenmädchen gibt, ob über das unter den besondern klimatischen Verhältnissen zu empfehlende Insektenpulver oder die zulässige Kürze der Badehose, über die wahren Hintergründe des letzten Staatsstreichs oder die landesübliche Methode des Mangosessens, stets ist man von den Deutschen, die sich je nach dem Kontinent, gern „alte Afrikaner“, „alte Asiaten“ oder „alte Amerikaner“ nennen, am besten beraten. Und so erfuhr ich denn nach vielen vergeblichen Fragen, von einem deutschen Herrn, den ich bei einem Frühstück der Botschaft in Rio kennenlernte, wer dieser Herr Meyer war und wieso man einen Stadtteil und seinen Bahnhof danach benannte.

Herr Meyer war ein Auswanderer, der sich im Hinterland von Rio ansiedelte und ein engenho, ein Gut, erwarb, das er so vorzüglich bewirtschaftete und zu so großer Bedeutung trieb, daß die Umwohner es mit der Gegend identifizierten: Man fuhr nach dem Engenho Meyer — sprich Meyähr — oder einfach nach Meyer; man wohnte am Engenho Meyer oder ganz einfach in Meyer. — Als Rio — ebenfalls unter der nicht unbedeutenden Assistenz eines Deutschen — wuchs und den Vorort, in dem das engenho lag, verschluckte, blieb gar nichts andres übrig, als dem neuen Stadtteil, um ärgerliche Verwechslungen zu vermeiden, den Namen zu geben, den er als Vorstadt längst getragen hatte. Der Bahnhof, auf dem die kleinen Leute des Stadtteils aussteigen, wenn sie abends von der Arbeit in der City heimkehren, erhielt ebenfalls den Namen Meyer.

Der Bahnhof Müller aber liegt mitten in der Stadt, zwischen der Praça da Republica, über den, wie gesagt, die Trams und die Goldhasen sausen, und der Quinta da Boa Vista, dem ehemaligen kaiserlichen Lustschloß, das heute als Museum dient; nicht weit vom Canal do Mangue, dessen linkes Ufer auf den älteren Stadtplänen Avenida Lauro Müller, auf den neueren Rua Visconde de Itauna heißt. Der Bahnhof erinnert, wie man ohne Schwierigkeit und „regionale“

oder „nationale“ Ausflüchte von jedem Passanten erfahren kann, an den deutschen Pionieroffizier Lauro (Laurenz) Müller, der unter dem außerordentlich fähigen Ministerpräsidenten Dr. Alves Minister für Verkehr und öffentliche Arbeiten war und hervorragenden Anteil an der Entwicklung der Stadt zu dem Natur- und Bauwunder hatte, als das sie sich heute darbietet. Im Jahre 1914, als der Weltkrieg auch in Brasilien Leidenschaften, Haß und Argwohn erregte, trat Dom Lauro zurück; sein Name wurde jedoch nicht von einem der wichtigsten Bahnhöfe der Stadt entfernt; es wäre mit solchen Umbenennungen auch eine eigene Sache in einer Stadt, deren Straßen auf den Italiener Garibaldi, den Franzosen Lafayette, den Lausanner Benjamin Constant und auf Müller und Meyer lauten. — Zwischen Müller und Meyer liegen die Bahnhöfe Mangueira, Sampaio, Engenho Novo, dann geht es über Encantado — „das Verzauberte“ — und Piedade — „die Frömmigkeit“ — und endlos sich dahinziehende Vorstädte aufs Land, und wer den Zug irgendwo besteigt, dem fällt zunächst zweierlei auf.

Zum ersten sind die Eisenbahnwagen auf sehr vernünftige Art dem tropischen Klima angepaßt und man hat nicht törichterweise, wie anderswo in der tropischen Welt, einfach Abklatsche europäischer Waggons auf die Räder gestellt. Die Abteilungen gerieten in Fortfall, der Windzug dringt — zu den Türen, die strengstens zu schließen sind und daher sperrangelweit geöffnet stehen — vorn herein und hinten hinaus; die quergestellten Sitze sind nicht mit Plüsch oder andren hitzenden Stoffen bezogen, die man andernorts in völlig hilfloser Weise sommers mit Leinenüberzügen versieht, sondern mit einem angenehm kühlen Mattenwerk aus einer einheimischen Faser. Der Schaffner, ein Cavalheiro in makellosem Weiß wie alle brasilianischen Beamten, sitzt nicht in einem muffigen Dienstabteil, sondern mit den Fahrgästen auf denselben Plätzen. Vermutlich ist ihm das streng verboten, aber das Leben hat oft ungeschriebene Gesetze, die bereitwilliger befolgt werden, als die geschriebenen.

Zum zweiten wird der Zug auf den Bahnhöfen überfallen durch Horden von Knaben und Männern, die sich zwischen den Sitzen hindurchdrängen und Zeitungen, Bücher, Karamellen, Obst, Pfef-

ferminztabletten, Rosenkränze, anstößige Postkarten und solche, die man verschicken kann, Blumen, Kruzifixe und manches andre verkaufen. Es ist dieselbe Belegschaft, die fahrende Straßenbahnwagen entert und in riskierten Posen an deren Außenwänden hängend, Waren feilbietet, ohne die ein Brasilianer den Strapazen einer Reise von zwanzig Minuten nicht gewachsen zu sein scheint, nur eben, daß der Warenumschatz in den Eisenbahnwagen weniger lebensgefährlich ist und dem fremden Reisenden nicht immerzu den Angstschweiß aus den Poren treibt. Ob dieser Handel erlaubt oder verboten ist, entzieht sich meiner Kenntnis; ich möchte aber annehmen, daß er das letztere ist. Dagegen weiß ich ganz gewiß, daß die Rosenkränze, Kruzifixe und andern Kultgegenstände nicht für die Verwendung unterwegs bestimmt sind; brasilianische Eisenbahnen sind vorzüglich und es geschehen darauf nicht häufiger Unfälle als auf andern Bahnen. — Daß auf dem D-Zug von Rio nach Sao Paulo die Weinflaschen nach dem Einschenken verkorkt und waagrecht an den Tisch gebunden werden, weil sie sonst umfallen würden, ist eine Legende; wahrscheinlich hat es sich um alten Bordeaux gehandelt, den ein argentinischer Gefrierfleischkrösus selbst im D-Zug nicht entbehren zu können glaubte und der ohnedies waagrecht serviert werden muß. Daß auf der Linie von Rio nach Bello Horizonte jeder achte Zug wegen Entgleisung ausfällt, ist wieder solch eine Legende; ich habe sie häufig gehört, sie wird aber dadurch nicht wahrer; wer die Bahn von Sao Paulo nach Curityba oder diejenige von Santos nach Sao Paulo gesehen hat, der traut den Brasilianern schwierigere technische Kunststücke zu, als einen Zug glücklich ans Ziel zu bringen.

Ich fuhr von Lauro Müller gern nach Sampaio, Engenho Novo, dem „Neuen Gut“ oder nach Meyer, um von hier einen der endlosen, ermüdenden und dabei nicht langweiligen „namenlosen Spaziergänge“ anzutreten, in Quartiere, in denen „nichts los ist“. Keine Denkmäler prunken da, keine Museen zwingen zur Besichtigung, keine Wolkenkratzer verlocken zu Betriebsamkeit und Gelderwerb, aber es gedeiht das charakteristische kleine Leben; hier spielen Kinder auf dem nicht gerade untadeligen Pflaster mit Kreide, Ball und Strick die überall verschiedenen, überall gleichen Spiele, die

mit der Saison wechseln — die kleinen Cariocas sind im Augenblick begeisterte „automobilistas“ und veranstalten mit ihren Trampelautomoveis halsbrecherische Wettkämpfe, zu denen ihnen die Rennen der Großen auf der superben Bahn rund um die Lagune Rodrigo de Freitas in Copacabana Vorbild sein mögen — hier sieht man Frauen Einkäufe tätigen, notiert, was sie in den Markttaschen und Netzen heimtragen, und erkennt an Geste und Gesichtsausdruck besser als an der Indexziffer, ob Wohlstand im Lande herrscht oder die kleinen Leute — und nicht allein die großen — zu krabbeln haben. (Denn daß die Großen sich kaum die Butter aufs Brot leisten können, wissen wir nachgerade; und es ist wichtiger, zu wissen, wie es dem kleinen Manne geht.) — Hier — in Straßen, an denen Mietshäuser stehen, wie anderswo auch, nur daß sie südliches Temperament fleischrot, grasgrün, taubenblau und zitronengelb färbte — sieht man die Hebamme, in allen Teilen der Welt am eigenartigen zielbewußten Gang zu erkennen, zu einem Hause eilen, in dem man einen neuen Weltbürger — hier also einen schwarzen, braunen, milchkaffeefarbenen oder olivenen Carioca — erwartet; aus einem andern Haus trägt man eben einen Toten, und neben dem Eingang ist eine schwarze Urne aufgestellt, in welche die Kondolenzbesucher die Karten fallen lassen. — Sie haben stolze Namen wie Christovao Cabral Peixoto, Francisco Carvalho Montero oder gar Ataulpho Combacau Sant'Anna und sind doch nur kleine Leute.

Die Völker wohnen nicht in Kathedralen und Museen, sie wohnen durchweg in Mietshäusern.

In solche Viertel eingebettet liegt der Zoo von Rio, von dem ich sagte, daß er kein zoologischer Garten ist. Zwar werden einige exotische und weniger exotische Tiere darin gehalten — nach der alten Methode hinter Gittern und Drahtzäunen — aber er dient doch, wie ein Führer der Stadt ganz richtig sagt, vorzugsweise den „pic-nics, festas sportivas e de beneficencia“, er ist also mit einem Wort ein Volksgarten; zudem kreucht und fleucht und schwirrt in den Wipfeln der üppigen Bäume eine so reichhaltige ungebändigte Fauna, die unmittelbar aus dem Urwald zu kommen scheint, daß man der eingegitterten dagegen wenig Aufmerksamkeit schenken

mag. — Ich erlebte da an einem Abend, als es rasch dunkelte, das Zwiegespräch zwischen einem gefesselten Papagei und einem jungen Faultier, das völlig frei, wenn auch langsam umherstrich und anscheinend nur zum Besuch bei seiner Stadtverwandtschaft gekommen war. Es war ein ebenso aufschlußreiches wie erschütterndes Zwiegespräch, in dessen Verlauf der ganze wahre Urwaldzauber aus dem dichten Pelz des Faultiers roch und die falsche, dumme, plappermäulige Exotik des Papageien Lügen strafte, aus dem man das beschämende Abbild eines lächerlichen, geschwätzigen Menschen gemacht hatte. Aber so sind wir Menschen: Wir schätzen den Papageien mehr, wenn er „Karline, koch Kaffee“, „Knorke, Mensch“ oder sonst einen Unsinn schwatzt, als wenn er vor sich himmurt und merkwürdige Selbstgespräche hält, die für ihn wahrscheinlich eine Heimwehballade auf den Urwald sind. Das Faultier hing mit unnachahmlicher Nonchalance und unter verschmitzter Ausnutzung der Schwerkraft am Zweig eines jungen Mangobaums, lächelte und frozzelte den Papagei, indem es ihm, träge aber tückisch, die Hand zum Hineinbeißen hinhielt, so dicht vor den Schnabel des Vogels, daß der, überzeugt, sie zu treffen, mit fürchterlichem Stimm- und Kraftaufwand zuhackte. Mit dem scharfen Blick eines Schützen zog jedoch das Faultier die Hand um wenige Millimeter zurück, daß der Vogel vorbeischnallte, das Gleichgewicht verlor, sich überkugelte und das Lächeln des Faultiers noch um einen Grad infamer wurde. Das ganze dummdreiste Gesicht schien Ätsch! zu schreien.

Der Papagei geriet in komischen Zorn und kollerte. Wieder näherte sich die Hand des Faultiers — es ist streng genommen eine Pfote mit langen gebogenen Klauen, aber für mich war es eine Hand. — „Na, nun versuchen Sie es noch einmal, Senhor Papagei!“

Senhor Papagei versuchte es noch einmal, mit den wutrollenden Augen eines Schauspielers von der Comédie française und mit dem ungefähren Stimmaufwand eines solchen. — Wieder war es nichts: das raffinierte Tier ließ ihn ins Leere schlagen und sich überkugeln.

Was der Vogel sagte, als er wieder hochkam, ist nicht druckreif; er äußerte vorn und hinten ungefähr dasselbe.

Geradezu an den alternden Voltaire gemahnte nun das lächelnde Gesicht des Faultiers. — „Versuchen's halt noch amoal“, meinte er nun auf Bayrisch, um Berlinisch hinzuzusetzen: „Drei Schuß für'n Jroschen.“

Und nun lege ich meine Hand dafür ins Feuer, daß der Vogel, den der lachende Beifall der zuschauenden Menschen rampentoll gemacht hatte, mit Absicht vorbeischlug und sich mit Fleiß überkugelte. Denn das Faultier, im Grunde ein vornehmer Mensch, fand, das Spiel wäre nun weit genug gediehen, und war bereit, sich diesmal wirklich in die Hand beißen zu lassen, um dem Vogel weitere Demütigungen zu ersparen. Der Papagei aber, als der gerissene Komödiant, den die Menschen aus ihm gemacht hatten, witterte Beifall für jeden Purzelbaum, den er schlug, und so betrog er seinen Tierinstinkt, der nach einem saftigen Biß in die Pfote des (für ihn) widerlichen Faulviehs hungerte, und kugelte sich ins Leere.

Das Faultier zog nun, während der Vogel Ausrufungszeichen erbrach, die Hand endgültig zurück und betrachtete sie eingehend, liebevoll und ein wenig enttäuscht. — „You are a bad sport, Mr Papagei“ schien es zu sagen, denn selbstverständlich beherrschte es mehrere Idiome, „Sie sind ein schlechter Sportsmann.“ Und dann, Hand über Hand, mit etwa dem Energieaufwand einer verregneten Hängematte, den Pelz fein überm Bauch gescheitelt, wie sich das für ein Hängetier gehört, begab es sich hinweg; aber noch in der Krümmung seiner Schulter, als es im Dämmer und im öligen Grün des Mangobaumwipfels verschwand, lauerte ein überlegenes Lächeln und die ganze Verachtung für etwas so Käufliches wie den Papageien.

„Crapule“, schien es zu sagen, polyglott, wie es war, „Gesindell“

Ins Notizbuch geschrieben:

*In der Zeitung die Aufforderung zur militärischen
Gestellung gelesen. Unter den Namen der zur Fahne
Gerufenen solche wie:*

Francisco Apocalypse Junior

Lafayette Gurgel do Amaral

Dioscorides Lopes

Grazian Marcondes Mayer

Carlos José Baumann

Benedicto Seraphim do Espirito Santo

Mario Jonnaruma

*Wobei mir der letzte — einen Indianernamen führend
— als bemerkenswert erschien, als dekorativ der zweit-
letzte, der mit Familiennamen geradezu v. Heiliger
Geist heißt.*

Ein Baum, der den König beschämt

„In Jena, da steht eine Linde“, sangen die jungen Deutschen beim Bier im „Restaurant Allemao“ in der Rua Carlos Sampaio; im Botanischen Garten draußen an der Freitaslagune aber steht eine Palme, eine „Palmeira Real“, welche den Ehrentitel Palma Mater — „Mutterpalme“ — trägt. In einer Art Erbbegräbnis mit vornehmem Schmiedeeisengitter steht sie, ist unermesslich hoch, und ihr Stamm hat nichts mehr Baumähnliches; eher wie ein langgezogener ungeheurer Klotz Eisenbeton sieht er aus. Eine Marmorplatte zu ihren Füßen sagt, daß sie, ein Kind der Antillen und die erste ihrer Art in Brasilien, im Jahre 1808 von Dom Joao VI. gepflanzt wurde. Sie ist also 130 Jahre alt.

In jenem Jahr flüchtete Dom Joao unterm Schutz der stets gern schutzbereiten britischen Kriegsschiffe mit seiner Familie und einem zahlreichen Hofstaat von Portugal, dessen König er gewesen und dessen Thron Napoleon anderweitig besetzt hatte, in die Kolonie, nach Brasilien. Da die Brasilianer bislang von ihrem portugiesischen Stammland, vom Königshaus im besondern, sehr stiefmütterlich, als eine Art Menschen zweiten Ranges behandelt worden waren — es war ihnen verboten, aus dem Zuckerrohr, das sie ernteten, Zucker zu fabrizieren, aus den Rückständen Schnaps (den Caxassa, Leute!) zu brennen — nahmen sie, wie Volk nun einmal ist, die flüchtige Königsfamilie aufs Beste auf. Sie baten den Exkönig, zum Gedächtnis an seine geglückte Flucht in ihren Schoß

die erste Königspalme zu pflanzen, aus der sie alle die stolzen Palmen zogen, die heute das Stadtbild — besonders am Canal do Mangue — schmücken; der Kavalier-König kam dem Wunsche gern nach und fühlte sich bald so zu Haus, daß er 1815 das brasilianische Volk für unabhängig und sich selbst unter dessen unsagbarem Jubel zum ersten König von Brasilien erklärte.

Die Jahre gingen dahin — über den Monarchen, seine Familie, die Mutterpalme an der Lagune Rodrigo de Freitas und auch über die europäischen Gefilde, von denen Napoleon abgetreten war, um andern Mächten Platz zu machen. Im allgemeinen waren es dieselben Mächte, die er unter einem Riesenaufwand von Energie und Feldherrnkönnen entfernt hatte. Und so sah Joao VI. auch die Möglichkeit, auf seinen angestammten Thron in Lissabon zurückzukehren. Mein Gott, was war damals Rio mit seinen 112 000 Einwohnern im Vergleich zu Lisboa, spr. zärtlich Lischbua, am verliebten Mund des Tejo!

Nachdem er dem jungen brasilianischen Königreich nochmal unverbrüchliche Treue gelobt und seinen Thronerben als Prinzregenten in Rio zurückgelassen, reiste er 1821 nach Portugal zurück. Der Dank des Königs sollte nicht lange auf sich warten lassen: Kaum in seinen Palast in Lissabon zurückgekehrt, hob er alle Rechte auf, die er Brasilien gegeben hatte und erklärte es erneut zur Kolonie; das Bereiten von Zucker, das Brennen von Cachacha wurden dabei erneut verboten und zu einem Monopol des Mutterlandes erklärt.

Die Palmmutter, die sechs Jahre in königlicher Erde gestanden hatte, mußte nun ihre Kraft wieder aus Kolonialboden ziehen, an dem halb Portugal selbstsüchtig sog. Sie überstand auch das.

Der zurückgelassene Prinzregent, Dom Pedro, mit etwas mehr Voraussicht begabt als sein liebenswürdiger Vater, errang Brasilien — indem er auf der Ypiranga-Höhe von Sao Paulo, dort wo heute ein Denkmal steht, die portugiesische Kokarde abriß und „Unabhängigkeit oder Tod!“ verkündete — die Selbständigkeit wieder. Als Dom Pedro I. wurde er von den dankbaren Brasilianern zum Kaiser gekrönt.

Die Palmenmutter überlebte auch ihn und ist, wie man schätzt,

heute etwa dreißigmal so hoch wie der königliche Gärtner, der sie pflanzte. Sie hat seither Königtum, Kaiserreich, die Republik und eine ganze Reihe von Diktatoren erlebt. „Hoffen wir“, meinte ein brasilianischer Freund, „daß wir immer mit freiem Blick zu ihr hinaufblicken können.“

Ins Notizbuch geschrieben:

Lusitanisierung

Als brasilianische Staatsbürger gelten:

- 1. Alle Personen, die bei der Revolution von 1889 im Lande waren und nicht ausdrücklich erklärten, daß sie keine brasilianischen Staatsbürger zu sein wünschten;*
- 2. In Brasilien lebende Ausländer, die Grundbesitz haben, mit Brasilianerinnen verheiratet sind oder von solchen Kinder haben, falls sie nicht ausdrücklich auf das brasilianische Bürgerrecht verzichten;*
- 3. Die in Brasilien geborenen Ausländerkinder;*
- 4. Alle Kinder brasilianischer Staatsangehöriger, die in Brasilien Wohnung nehmen, wo immer sie geboren seien;*
- 5. Im Ausland geborene Kinder brasilianischer Diplomaten und Beamten, auch wenn sie nie nach Brasilien kommen;*
- 6. Unvorbestrafte Ausländer, die ihre Naturalisation beantragt und erhalten haben.*

Zwischenspiel:

Cavalheiros

Ein devisenarmer Ausländer sitzt in einem Lokal von Belem und trinkt gegen die Hitze eine Maracuja-Limonade.

„Moço, zahlen!“

„Macht einen Milreis, Senhor.“

Der Ausländer gibt dem Kellner einen englischen Schilling.

„Bedaure außerordentlich, Senhor, aber ausländisches Silbergeld darf ich nicht annehmen; das Lokal nimmt grundsätzlich keins.“

„Was machen wir da? — Es ist das letzte Geld, das ich bei mir führe.“

Der Moço zuckt die Achseln. Es ist Nacht, die Banken sind geschlossen, da kann man schwer etwas machen.

Steht am Nebentisch ein Herr auf, der Domino gespielt hat und ruft den Mann beiseite. Sie wechseln zwei Worte, der Kellner tritt an den Tisch des Fremden zurück, der von dem Vorgang kaum etwas gemerkt hat. — „Es ist erledigt, Senhor, muito obrigado, Senhor.“

Der Fremde erhebt sich, um das Lokal zu verlassen.

„Dann behalten Sie immerhin den Schilling.“

„Nao, Senhor; es ist alles arrangiert.“

Nicht umsonst heißt es im Portugiesischen: „Arranjase todo“, alles arrangiert sich.

Am andern Morgen, knapp ehe der Dampfer amazonasaufwärts abgeht, findet der Fremde Zeit, den Schilling zu wechseln und bringt dem Kellner des Lokals einen Milreis und ein schönes Trinkgeld.

Der nimmt aber nichts. „Nein, Senhor, der Herr hat gestern für Sie erledigt.“

„Welcher Herr? Wer ist der Herr?“

Achselzucken. — „Keine Ahnung; wir kennen ihn nicht.“

Ein ungenannter Cavalheiro, und der Vorgang ist nicht nur bezeichnend, sondern durchaus gang und gebe; hat einer in einem Lokal Zahlungsschwierigkeiten, so tritt ein anderer wortlos für ihn ein. Verzweifelte Existenzen, sagte man mir, sind auf diese gentlemanlike Weise zu einem reichlichen Abendbrot gelangt, das ihnen wieder Mut und Hoffnung gab.

Als ein junges Mädels aus Berlin sich auf dem Lande bei Rio einer Familie vorstellen wollte, die ein Kinderfräulein mit fremdsprachlichen Kenntnissen suchte, verpaßte sie den Vorortzug. Damit sie nicht zu spät kam, fuhr ich sie im Taxi vom einen Bahnhof zum andern. Unterwegs stieß der Wagen auf regennasser Straße mit einem Neger zusammen, der Rad fuhr — eines der ganz wenigen

SIMONE SINOIR

SIMONE SINOIR



Im Klosterbus zur Klosterschule



Das ganze Institut trägt „Schotten“

Räder, die Rio befahren — und eine große Kanne Milch aufgepackt hatte. Der Mann wurde etwa zwanzig Meter mitgeschleift, ohne daß er sich etwas tat, das Rad blieb verbogen liegen, und die Milch floß über den Asphalt; die ganze Straße war weiß davon. Dem Wagen war nichts geschehen; wer den Zusammenstoß verschuldet hatte, war völlig unklar.

Ein Polizeibeamter kam langsam auf den Wagen zu, der hielt, und ich saß mit dem unbehaglichen Gefühl des Taxametergastes, wenn etwas passiert, gleichsam auf rostigen Nadeln. Ellen ächzte, den Schreck hinunterwürgend:

„Mensch, det jibt jetzt 'n Heckmeck!“ Zank, Krach, vielleicht Hiebe, Protokoll, Zeugenaussagen, die man von uns verlangte, ein Prozeß durch ein, zwei Instanzen, all das schwebte uns vor.

Der Heckmeck vollzog sich folgendermaßen: Der Neger trat zum Polizisten, der schweigend die Hand auf den Wagen gelegt und den Fahrer angesehen hatte, der sich ebenfalls jeden Kommentars enthielt; er schien durchaus nicht verstört, vielmehr vollkommen ruhig und gleichmütig.

Der Polizist: „Wer trägt die Schuld am Zusammenstoß?“

Der Neger: „Ich, Cavalheiro.“

Der Polizist: „Sie sprechen also den Wagenfahrer von jeder Schuld frei, Cavalheiro?“

„Jawohl, Cavalheiro.“

„Sie haben keinerlei Ansprüche an ihn?“

„Nein, Cavalheiro.“

Der Polizist löste die Hand vom Wagen, und wir fuhren weiter: der Neger hob Rad und Milchkanne auf und trottete nach Hause.

Ich bin überzeugt, daß er die vergossene Milch hat ersetzen müssen; für ihn ein großer Verlust; aber die ganze Angelegenheit hatte nicht einmal eine halbe Minute gedauert, und Ellen erreichte noch den Zug.

In Bahia erkundigte ich mich im Touring Club do Brasil nach einem Lokal, in dem ich angenehm und typisch brasilianisch essen könnte. Der Leiter des Klubs rief einen Angestellten und wies ihn an, mit uns zu fahren und dem Fahrer unseres Wagens, der nicht ortskundig war, den Weg zu solch einem Lokal zu zeigen. — Beim

Abschied wollte ich dem Angestellten ein Trinkgeld geben; er schien innerlich verlegen, augenscheinlich war er es nicht gewohnt, ein Geldgeschenk zu nehmen. Er lehnte es jedoch nicht ab, sondern gab es wortlos dem Fahrer und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

Ein Cavalheiro!

In allen Städten sind die Wirtschaften, die Bars, die Cafés, die bescheidenen und die anspruchsvollen, angewiesen, auf der Theke Gläser mit eisgekühltem Wasser stehen zu haben. Wer Durst hat — und in der Tropenhitze dicht am Äquator hat man häufig Durst — sich aber kein Getränk kaufen kann oder mag, tritt ungeniert ein, trinkt ein Glas und geht, ohne etwas zu bezahlen, mit einem Dank:

„Muito obrigado, Cavalheiro — sehr verpflichtet.“

Worauf der Mann an der Theke erwidert: „Erwähnen Sie es nicht, Cavalheiro.“

Es kann einer in einer niedrigen Kneipe Zuckerrohrschnaps aus-schenken, er ist dennoch Cavalheiro; es kann einer in Lumpen gehen, und er bleibt doch Cavalheiro — solange er sich als solcher benimmt. — In den Straßenbahnwagen steht der Spruch, der klassisch genannt zu werden verdient:

„Um cavalheiro nao cospe na chao“ — „Ein Kavalier spuckt nicht auf den Boden.“ — Und man kann Gift darauf nehmen, daß das besser wirkt als ein geharnischtes Verbot mit Nennung der Höchststrafe.

In einem Straßenbahnwagen in Pernambuco erlebte ich folgendes: Eine Gesellschaft von deutschen Krankenschwestern stieg ein, und der Schaffner kam draußen vorbeigeturmt. Brasilianische Schaffner turnen immer halsbrecherisch draußen an den Wagen herum. Die Schwestern klaubten das ihnen ungewohnte Geld aus den Börsen und wollten zahlen; der Schaffner aber schüttelte den Kopf, wies in eine andre Ecke des Wagens und wollte das Geld nicht nehmen. — Verwirrung bei den Schwestern: Saßen sie im falschen Zug oder war das gar ein Wagen, in dem Frauen nicht fahren durften? Bis ein Brasiliendeutscher helfend einsprang: Das Fahrgeld war bereits von den Herren dort drüben in der andern Ecke entrichtet worden;

brasilianische Cavalheiros machen sich eine „Ehre und ein Vergnügen“ daraus, in der Straßenbahn das Fahrgeld für Nonnen und Schwestern, für diejenigen also, die den Bedürftigen und Kranken helfen, zu zahlen.

Gibt es auch weibliche Cavalheiros? — Gewiß gibt es das, wenn auch, in einem Lande, wo die Frau nicht sehr in der Öffentlichkeit auftritt, weniger. Das Gegenstück des Cavalheiro ist die große Dame, die Dame bleibt, selbst wenn sie in einem kleinen schmierigen Café mit greller Radiomusik eine Erfrischung trinkt.

Zwei bildschöne Damen, entweder Mutter und Tochter oder Schwestern mit bedeutendem Altersunterschied, saßen in einem solchen Café des an gut aussehenden Menschen so bitterarmen Bahia, tranken Bier und aßen diese mit Fleisch, Fisch und Gemüse gefüllten Pasteten, die an russische Piroggen erinnern. In ihrer Begleitung befand sich ein jüngerer Herr von distinguiertem Aussehen, anscheinend der Bruder der einen, vielleicht beider Damen, möglicherweise auch der Noivo, der Bräutigam. Man merkt den Unterschied in Brasilien nicht am Benehmen vor Leuten. Lenhardt, Hillern und ich saßen einige Tische entfernt, tranken Caxassa, versuchten gegen die robusten Anstrengungen des Lautsprechers eine Unterhaltung über Knut Hamsun in Gang zu halten, was selbst ohne Zwischengeräusche ein schwieriges Unterfangen ist, und waren, ehrlich gestanden, wieder einmal etwas angeheitert.

Da betrat ein kleiner Junge das Lokal, der irgendwo eine Flasche Parfüm gegriffen hatte und sie nun zu verkaufen wünschte. Die zwei Damen interessierten sich sehr für das Fläschchen; besonders die jüngere, von schönem, temperamentvollem Kreolentyp, konnte nicht genug daran riechen und verzückt die Augen verdrehen. Sie berieten, sie feilschten mit dem Jungen, sie berieten mit dem Begleiter; sie konnten sich jedoch nicht zum Kauf entschließen. Obwohl sie schick, ja mit der ausgesuchten, etwas grellen Eleganz der vornehmen Brasilianerinnen gekleidet waren, schienen sie aus kleinen Verhältnissen zu sein; der Preis des Parfüms war ihnen zu hoch.

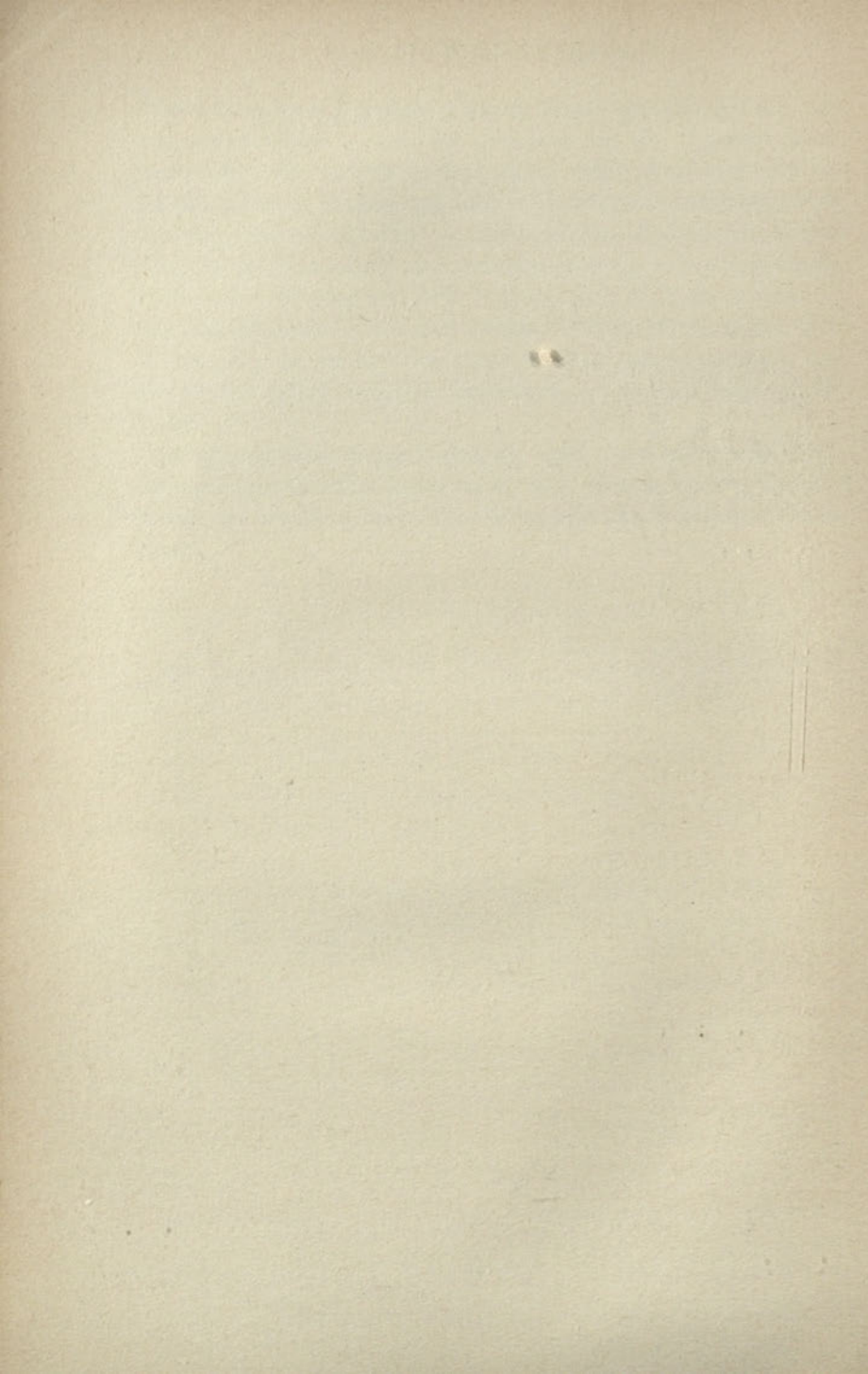
Der Junge kam damit zu uns herüber; durch den Cachacha kühner gemacht, als ich sonst zu sein pflege, kaufte ich ihm das

Fläschchen ab — es kostete ganze 4 Milreis oder 55 Pfennig und war ausgezeichnet — und ließ es durch ihn der jüngeren Dame überreichen. Sie machte große Augen, nahm dann aber das Geschenk mit einer Verbeugung und — wie ich nicht aufhören werde, mir vermessen einzubilden — einem leichten Erröten an, kramte rasch in der Handtasche und entnahm ihm ein rosa Taschentuch, spritzte drei Tropfen von dem Parfüm drauf, roch daran und ließ mir das Tüchlein durch den Jungen reichen. Verbeugung hier, Verbeugung da, an der sich auch der Noivo gern beteiligte, und als wir das Lokal verließen, verbeugten wir uns nochmal voreinander.

Ich glaube, diese junge Dame, die wohl von einem Fremden ein Geschenk anzunehmen wußte, nicht aber, ohne es spontan und mit Grazie zu erwidern, war eine Vertreterin der weiblichen Cavalheiros.

DRITTER TEIL

KAFFEE UND WOLKENKRATZER



„Das bißchen Regen“ — in Santos

Der Hafen von Santos gehört zu denjenigen, bei deren Einfahrt man vom zweiten Offizier durch Bummern an der Kabinentür geweckt wird: „Stehen Sie auf, ziehen Sie sich was an; gleich fahren wir ein!“ — Es erinnert einigermaßen an den Morgen der Hinrichtung. — Der Zweite hat von allen Offizieren auf dem Schiff am meisten zu tun; er ist daher der nettste. Man schlüpft, da man nackt geschlafen hat, in Pyjamahose und Bademantel und torkelt hinaus.

Stewards gießen Seifenwasser über den Linoleumbelag der Treppe zum Deck, es riecht nach gewaschenem Schlafwagen, und auch draußen ist es naß; die ganze Nacht hat es geblitzt und gedonnert, ein richtiges Tropengewitter ist herniedergegangen. Der Morgen graut kaum, und da wir uns immerhin schon südlich vom Wendekreis des Steinbocks befinden, tagt es nicht so plötzlich wie weiter oben im tropischen Norden; vielmehr hat die Sonne ihre liebe Not, sich durchzusetzen gegen das viele Naß in der Luft, das sich, zu Wolken geballt, ganz niedrig über Meer und Erde bewegt.

Man glaubt, in eine von chinesischen Malern gemalte Inselgruppe irgendwo im Fernen Osten zu fahren; diese Maler, Schlauberger die sie waren, ließen überall viel Weiß stehen — Wolken, Atmosphäre, Raum an sich — und malten nur zwischendurch mal hier und da ein wenig Landschaft; so sieht das aus. Aber nachdem die Wolken sich widerwillig verziehen, merkt man, daß da ein Zusammenhang besteht, daß wir in eine Bucht fahren. Von einem Festland zu reden, wäre jedoch übertrieben.

Links wird ein Gewimmel sichtbar, das eine Stadt sein muß, doch heißt es, daß wir ganz um sie und um ein Vorland herumfahren müssen, um anlegen zu können. Rechts erheben sich dichtbewaldete Hügel, Berge; das ist die Insel Santo Amaro, die dem Hafen vorgelagert ist und den Badeort Guaruja trägt. Die Höhen machen krampfhaftige Versuche, sich vom Wolkennaß zu befreien — man sieht sie die Achseln zucken und den Kopf schütteln — aber das Naß hat sich ins dichte Baumgewöll festgekrallt und läßt sich nur in dünnen weißen Fäden herausziehen. Gewöll und Gewölk, das ist

kaum zu unterscheiden; es ist wie an den ersten Tagen der Schöpfung, als die Erde begann, Erde zu werden; keiner von uns war dabei, aber so ähnlich muß es wohl gewesen sein.

Links wird ein Ufer sichtbar, feucht, vom Gewitterregen verwüstet; unter Bäumen stehen bunte Pavillons, Lauben, Klubhäuser, und hier und da ist einer verloren dabei, ein Boot vom Steg zu lösen oder die Angel zum erstenmal auszuwerfen. In einer Großstadt gibt es eben solche und solche, und es ist immer einer darunter, der um sechs Uhr früh nach einem Gewitterregen ausfahren will oder unbedingt im Atlantik angeln muß. Und da ist sie denn auch wieder, die Stadt, groß, unübersichtlich und flach wie der Nebel, der gleich einem Laken in geringer Höhe darüber schwebt.

Die Sonne bricht weit drüben überm Atlantik durch und zündet das steile Randgebirge an, das sich hinter der Stadt erhebt und sie von Sao Paulo, dem neuen Großzentrum brasilianischen Lebens, trennt. Das Gebirge umarmt Stadt und Hafen von Santos, die auf flachen feuchten Sumpfkuchen zu liegen scheinen, und verhindert, daß der Seewind die Nachtnebel landeinwärts treibt. In einer üppigen Chlorophyll-Orgie von Urwald und Bananenlaub dämmt die Stadt. Zehn Minuten lang scheinen Wasser und Luft — das eine kaum feuchter als das andre — aus Blut zu bestehen, und dieses brünstige Rot gibt mit dem fetten geilen Grün der Hügel und Sümpfe einen wilden indianischen Akkord. Wenn ich, als kühner Entdecker, dieser Bucht an einem solchen Morgen begegnet wäre, ich wäre nicht gelandet; mich hätte die elementare Wucht der Natur, ihre Schamlosigkeit und Ungebrochenheit geschreckt. — Ozeandampfer von heute kennen — gottlob — solche Hemmungen nicht; wir nehmen einen Lotsen auf, vollführen ein paar überflüssige, wengleich verzwickte Manöver, um die Existenz dieses hochbezahlten Beamten zu rechtfertigen und befinden uns im Hafen, dem schmalen Wasserlauf zwischen Insel und Festland — aber, wie gesagt, ist es übertrieben, von Festland zu reden. — Santos ist der größte Hafen Brasiliens; es hat 8 Kilometer Kais, während beispielsweise Rio de Janeiro nur deren 3,5 Kilometer besitzt. Eine $6\frac{1}{4}$ Kilometer lange, großartige Autostraße und eine etwas kürzere, genial angelegte Gebirgsbahn verbinden es mit der Mil-

lionenstadt Sao Paulo im Inneren. Es ist zudem ein Mittelpunkt des Kaffeehandels, denn die Provinz Sao Paulo, deren Tor es ist, besitzt über fünfzehntausend Kaffeeplantagen, davon elftausend Großanlagen mit je fünfzigtausend Bäumen. Von zehn Tassen Kaffee, die in der Welt getrunken werden, ganz gleich ob in Athen, Kapstadt, New York oder Berlin — selbst Sachsen macht da keine Ausnahme — stammen sieben aus Brasilien; eine stolze Statistik, stolzer selbst als die bekannte Geburtsstatistik der Chinesen. Selbst die Nordamerikaner, die den Brasilkaffee gar nicht mögen und den Nicaragua, den Guatemala, den Honduras vorziehen, trinken jährlich acht bis zehn Millionen Sack davon. Zehntausend Pflanzer, darunter die größten und mächtigsten, vereint das „Kaffeeverteidigungsinstitut“ in Sao Paulo, das die Lagerung und den Verkauf der Ernte korporativ regelt und den Preis reguliert. „Verteidigungsinstitut“ heißt es, weil die Kaffeewirtschaft durch Überproduktion an den Rand des Zusammenbruchs gebracht wurde und der Verteidigung durch die Körperschaft, der strengen Rationierung und Kontingentierung bedurfte, um sich wieder zu erholen. Eine Hauptfeste des Instituts ist die Kaffeebörse von Santos, mächtiger als das Parlament manchen Landes; ihr Bau ist durchaus nicht großartig, kaum eindrucksvoll; es genügte offenbar den Großmächtigen, die Macht in ihren Händen zu wissen, ohne zu zeigen, daß sie sie haben. Wie denn überhaupt, je weiter man in Brasilien nach Süden gelangt, der Sinn für die Innerlichkeit wächst und derjenige für das Äußerliche sich verliert. Nord und Süd sind auf dieser Erdhälfte vertauscht; man spricht vom lodernden nordischen Temperament und von südlicher Innigkeit; man lobt den soliden Fleiß der Südländer und tadelt das (durch das Klima bedingte) dolce far niente der Nordländer. In den Zeitschriften sieht man häufig Bilder mit der Unterschrift: „Nordische Landschaft“ es sind da Kakteen oder Palmen drauf.

Man kann wohl sagen, daß Santos vom Kaffee lebt — nicht allein vom Kaffeetrinken, sondern vom Kaffeezüchten, Kaffeeverkaufen, Kaffeeverladen. Wenn der Wind vom Lande steht, riecht man auf den einlaufenden Dampfern den Kaffee eine Stunde vor dem Anlegen. Kein Wunder. Die Schiffe aller kaffeetrinkenden Nationen

der Welt liegen an den acht Kilometern Kais, zahlenmäßig im Verhältnis zum Kaffeedurst der einzelnen Nationen. Voran die Griechen, von denen ich zu Zeiten allein sieben Schiffe zählte; danach die Italiener (der Konsum an espresso!), die Amerikaner, die Deutschen, die Engländer und sogar die Japaner, die in ihrer Hauptstadt einen großartigen, von ihrem Maler Fujita ausgemalten „Brasilianischen Kaffeeplast“ haben.

Auf den Kais rollen die je 60 Kilo enthaltenden Kaffeesäcke in endloser Reihe auf laufenden Bändern von den Lagerhäusern in die Bäuche der Schiffe. In den guten Jahren betrug Brasiliens Kaffeeausfuhr, die zu 55 v. H. über Santos ging, annähernd 18 Millionen Sack im Werte von zusammen über 680 Millionen Mark; 1936/37 waren es nur mehr 13 Millionen Sack. Der Weltbedarf steht ziemlich stabil bei 24 Millionen Sack, die Weltproduktion bei 33 Millionen; die zwei Zahlen machen den notwendigen Rückgang der Ausfuhr begreiflich. — Der Großhandelspreis für das Kilo Kaffee schwankt in Santos zwischen 22 und 24 Pfennig, in Rio, wo die Qualität nicht mehr so hoch ist, zwischen 16 und 19 Pfennig. Den Kleinhandelspreis — was also die Santosianer Hausfrau für ein Pfund des besten Kaffees ausgibt — werde ich Ihnen nicht sagen; ich möchte Sie, den ich, wie alle Deutschen, für einen begeisterten Kaffeetrinker halte, nicht zu sehr ärgern. Der Kaffeestrauch ist eine Art Zauberpflanze, ein Tausendsassa unter den Gewächsen. Das Holz eignet sich einesteils als Brennholz, andernteils zu den sogenannten künstlerischen Tischlerarbeiten — Lampenständern, Tischen, Truhen, Vertikows — bei denen man bedauert, daß die Brasilianer nicht sie, sondern die Kaffeebohne zum Heizen der Lokomotiven brauchen; aus den Blättern braut man einen höchst trinkbaren Tee, der ebenso koffeinhaltig ist wie der Maté, und das Fruchtfleisch — denn, nicht wahr, die Kaffeebohne ist der Kern der Kaffeefrucht — gibt vergoren einen vorzüglichen Spirit.

Solches Wissen und andres dazu vermittelt der Parque Indígena, der Eingeborene Park, ein ausgedehnter botanischer Garten, der mitten in der Stadt liegt und nach fünfundzwanzig Jahren vorbereitender Arbeit im Jahre 1932 eröffnet wurde. Hier sieht man auf verhältnismäßig engem Raum den Stolz Brasiliens, seine natür-

lichen Pflanzenschätze, beieinander: Maté und Kakao, den Zucker dazu, die Orange, Banane, Abacaxy-Ananas und den Mamao, die Tabakpflanze, den Gummibaum, den Baumwollstrauch, Kokos, Manioca, Weinrebe und die Paranaß, die man hier bescheiden Kastanie nennt. Und mittendrin steht auf einem schlichten Emailschild: „Die hauptsächlichlichen landwirtschaftlichen Reichtümer Brasiliens“, und darunter

Landsleute! Brasilien muß der Welt entgegen-
treten mit dem Gewicht seiner zahllosen Bodenerzeugnisse.

Das Schöne zum Nützlichen fügend, besitzt der Park das größte Orchidarium der Welt — so sagt jedenfalls der gedruckte Führer durch den Garten — „wo die Blumen in Ruhe und Schönheit leben, von niemand berührt, die Umgegend parfümierend mit ihrem reichen Duft...“ Viertausend verschiedene Orchideen, nicht in Gewächshäusern, sondern an der freien Luft in Astgabelungen lebend, Schmarotzer der Lebensweise nach, dem Aussehen nach Königinnen — sie machen einen glauben, was die Druckschriften groß verkünden: daß Brasilien die „Patria das Flores“, Vaterland der Blumen ist.

Am Eingang sagt, statt einer geharnischten Verbotstafel, ein Schild cavalheirohaft zu den Besuchern:

„Die Schönheiten der Natur gehören der Menschheit, und alle Personen, welche sie betrachten, achten sie.“ — Das heißt, ins Allgemeinverständliche übertragen, daß das Betreten des Rasens, das Abreißen der Blumen, das Entfachen von Waldbränden, das Ballspielen, das Spielen von Drehorgeln und das Mitführen von Fahnenstangen und andren spitzen Gegenständen laut Betriebsordnung untersagt ist und mit schweren Geldstrafen geahndet wird. Und in der Tat hat sich die Menschheit von Ost und von West gerade hier in verhältnismäßig großer Zahl eingefunden, um der natürlichen Schönheiten (und der Reichtümer) teilhaftig zu werden, die das Land zu verschenken hat; wobei man bedenken muß, daß Südamerika auch in der Hinsicht ein „verkehrtes“ Land ist, daß vom Westen die Asiaten, vom Osten die Europäer einwandern. —

Während beispielsweise die Bananenplantagen zwischen Santos und Sao Paulo sich vielfach in japanischen Händen befinden, ist ein gut Teil der Kaffeepflanzungen weiter landeinwärts, besonders um die Stadt Campinas, hundert Kilometer von der Provinzmetropole, in deutschem Besitz; wer also in Deutschland Brasilkaffee trinkt, nimmt nicht notwendig ein fremdes Erzeugnis zu sich, sondern unterstützt unter Umständen deutschen Gewerbefleiß, ja, sicher tut er das, denn ein bedeutender Teil des Kaffeehandels liegt — nach den Verlusten im Weltkrieg — wieder in deutschen Händen. Die Ausfuhrfirma Theodor Wille & Co. allein versendet über anderthalb Millionen Sack — rund ein Zehntel der gesamten Erzeugung — und ist damit die größte Kaffeehandelsfirma der Welt. Anderthalb Millionen Sack, das sind, wenn mich meine Volksschulkenntnisse nicht täuschen, neunzig Millionen Kilo — drei Pfund auf den Kopf (oder in die Kehle) jedes Deutschen; und das exportiert eine einzige Firma. — Im Austausch für soviel Kaffee sandten die Deutschen das Bier, das hier „Chopp“ — Schoppen — heißt und vielfach unter deutschen Braumeistern gebraut wird; die Bars und Bierhäuser der Stadt führen zur Hälfte deutsche Namen wie „Allemao“, „Rheingold“, „Tirolez“, und „Gambrinus“, den man anscheinend für den deutschen Gott der Bierbrauer (Stammtempel München) hält. Hier trinken junge, blonde, heimwehtolle Menschen „immer noch eins“ und singen dazu das melancholische Lied:

„Gänsekeulen,
Die vor dem Fenster heulen . . .“

Die Japaner verlegten sich auf die Gewerbe, die ihnen liegen: Wäscherei, Bäckerei, Photographie. Der Begriff des Waschens, Backens und Photoentwickelns — alles Dinge, die äußerste Sauberkeit, Exaktheit und Werktreue verlangen — wurde hier so sehr mit dem Begriff Japan verquickt, daß man selbst Betriebe, die keinem Japaner gehören und in denen keine Japaner arbeiten, „Wäscherei Japao“ oder „Bäckerei Japao“ nannte. — Es ist ein seltsames Völkergemenge — im Sinne eines physikalischen Gemenges, denn vermischt, miteinander verbunden haben sich die Völker nicht —

das sich durch die engen, von altertümlichen Häusern eingefassten Straßen und über die begrünten Plätze drängt. Es ist, wie das bei dem kräftigen Zuschuß von deutschem und japanischem Blut nicht anders zu denken ist, eine Stadt von großer, ja, geradezu unangenehmer Betriebsamkeit, wozu die Unzahl von Straßenbahnlinien, mit denen man in der Stadt und vor die Stadt und durch den Urwald und an den Strand und ins Gebirge fahren mag, ihr Teil beiträgt. Mit der 19 fährt man vom Hafen zu der etwas zurückliegenden Stadt, mit der 15 von der Stadt zum Hafen. Die 3 ist die beliebteste aller Bonds, denn sie entführt einen durch Alleen, in denen der Hibiskus, die Bougainvillee und die „japanische Rose“ blühen, nach dem Strand von Sao Vicente und Gonzaga, der zehn Kilometer lang ist und einen so festen Sand besitzt, daß man Autorennen darauf veranstaltet. Hier, am Rande der Promenade, gibt es kleine Buden, in denen Austern aufgeknackt werden, die man sogleich ißt, die großen zu zwei Milreis oder 30 Pfennig das Dutzend; daneben werden Taschenkrebse mit Salz und Lorbeer im Wasser gesotten, wer einen von ihnen bestellt, erhält dazu eine Latte Holz und einen Hammer zum Aufknacken. Essen mit dem Hammer — immerhin etwas Originelles, besonders wenn dreißig Schlemmer an den tönenden Eisenblechtischen sitzen und hämmern!

Ich aß zwei Dutzend Austern (große) und drei Krebse, da begann es zu regnen. — „Nun, wird es anhalten?“ fragte ich die Krebskocherin, eine Kielerin, die kaum noch Deutsch sprach und mit dem Austernknacker, einem Brasilianer, verheiratet war. — „Aber nein, das ist nur ein kleiner Schauer.“ — Ich bestellte noch ein Dutzend Austern (große) und verzehrte noch einen Krebs. Der Regen fiel weiter und nahm, schien mir, an Heftigkeit zu. — „Es regnet sich doch ein, wie?“ — „I wo, das ist nur ein kleiner Platzregen, der gleich vorüber ist. Wir haben ja keine Regenzeit mehr; die ist vom Februar bis zum Juni; außerhalb der Regenzeit gibt es nur kleine Schauer und mal einen Platzregen.“

Ich trank die zweite Flasche Chopp; der Regen strömte in stetigen Bindfäden herunter, dazu gesellte sich mit der Zeit ein Wind, der die Bindfäden in die Waagerechte zwang. Naßgewordene elegante Damen und Kinder kamen hereingeflüchtet unter das Zelttuch, das

über der Krebsküche gespannt war; aber bald zwangen uns die waagerechten Wände von Wasser, die der Wind durch die Gegend jagte, im Lokal Schutz zu suchen, das sich hinter den Austernischen befand. Es war ein kleines, muffiges Sommerrestaurant mit Tischtüchern von nicht gerade jungfräulichem Weiß. Die eleganten Damen und Kinder hatten ihre Kleider notdürftig getrocknet, die Dauerwellen unter ungemein reizvollen Verrenkungen vor dem mit Fliegendreck interpunktierten Spiegel erneut zum Wogen gebracht, die Gesichter aufgefrischt und beschäftigten sich nun damit, ganze Austernvölker auszurotten, wobei ich besonders an den kleinen Mädchen die Selbstverständlichkeit bewunderte, mit der sie die in Europa als „schwierig“ geltenden Schalentiere meisterten.

Austern, wie rohe Muscheln überhaupt, soll man selbstverständlich frisch aus dem Meer und nur am Meer — mit einem Schluck Seeluft zu jedem Mundvoll gewissermaßen — genießen; und selbstverständlich sollen sie — so roh das klingt — lebend sein. Wer Austern (Kaviar, Kognak) auf Eis reicht, der verrät damit sein schlechtes Gewissen; er fürchtet, das Aroma könnte, wenn es offenbar wird, nicht als angenehm empfunden werden. Das Aroma eines guten Muscheltiers (Kaviars, Kognaks) hat es nicht nötig, sich vom Eis töten zu lassen; in ihrer natürlichen Lebensläue wollen diese Dinge — Leckereien für Männer — genossen werden, der Kaviar am besten auf den Werften von Astrachan unmittelbar aus dem geschlitzten Bauch der Störe, lau und noch vibrierend, meint man. Eine Auster zumal, die wochenlang in einem Faß gelegen hat, macht sich darüber Gedanken, und die schaden ihr genau so wie den Menschen.

Es regnete. Mit dem Mittagspfeiff einer Fabrik, die offenbar noch nicht überschwemmt war, kamen viele neue Gäste ins Lokal, Angestellte und Arbeiter umliegender Betriebe, wie es schien, für die hier ein Mittagstisch gerichtet war. Die Verheirateten unter ihnen trafen sich mit ihren Frauen und Kindern, was mir eine für südamerikanische Begriffe ausgezeichnete Lösung des leidigen Haushaltungsproblems schien. — Bald stand der erste Gang eines ebenso bescheidenen wie wohlfeilen Mittagsmahls vor ihnen: Ca-

maroes, jene köstlichen, fingerdicken Hummerkrabben, dazu Kopfsalat und Mayonnaise. In der Küche, deren Tür sich nun immerzu öffnete, sah ich die Wirtin Suppe aus dem Kessel in große Terrinen schöpfen. Das war der zweite Gang, eine safrangelbe Brühe mit Gemüsen, deren Duft mir wilden Appetit machte. Obgleich ich ein gerüttelt Maß Tiefseefauna in mir trug, widerstand ich der dampfenden Verlockung nicht und bestellte ein Gedeck.

Beim dritten Gang, Spaghetti mit Gulaschsoße, geschah etwas Merkwürdiges: Bevor die Leute zu essen begannen, schnippten sie etwas von den Nudeln und von der Soße mit der Gabel — pitschkleck — aufs Tischtuch. — Aha, dachte ich, der ich Humaniora getrieben habe, die schöne alte Sitte der Libation, des Speiseopfers an die Götter, von den Römern auf die Brasilianer von heute — ausgerechnet auf sie — vererbt!

Ich tat es ihnen nach — in Rome do as the Romans do — und kleckerte, pitschkleck, eine Gabelladung Spaghetti aufs Tischtuch; ich konnte ohnehin allerhöchstens die Hälfte der Einmann-Portion vertilgen. Alsogleich stürzten sich — als Abgesandte der Götter zweifellos — die Fliegen auf das Opfer und begannen zu völlern.

Nun nahten große ovale Platten mit gebackenem Fisch: drei verschiedene Fische, paniert und in Öl knusprig gebacken, für jeden, dazu eine Handvoll frischer Sardinen — eigentlich nur um die Pausen zu füllen, während denen man eine Gräte entfernte oder Atem holte — für jeden auch eine ganze faustgroße grüne Zitrone zum Auspressen. — Beim nächsten Gang verstand ich bereits, warum die Tischtücher nicht ausgesprochen weiß waren, denn auch von dem Churrasco, deutsch: Beefsteak, von den pommes frites, dem Butterreis und dem zweifellos von Japanern gezogenen Wirsingkohlschnippten die Leute eine Kleinigkeit auf den Tisch. Und während ich es ihnen nachmachte und die geflügelten Abgesandten der Götter sich auf die neue Zufuhr stürzten und meinen Teller in relativer Ruhe ließen, begriff ich den Sinn dieser Übung: Das war es ja gerade, wozu man das Opfer brachte — daß die Fliegen ihren Teil hatten und das Essen auf den Tellern in Ruhe ließen! — Eine saubere Teilung der Besitzverhältnisse, der Nutzungsrechte; und die brasilianischen Fliegen, ordnungsliebend und friedfertig, wie

Brasilianer sind, hielten sich streng an die Abmachung, solange die Menschen sie einhielten.

Nur unter Zuhilfenahme von Strömen Chopp war es mir möglich, ein bescheidenes Drittel des Fleischgerichts zu bewältigen. Immerhin war es schon der fünfte Gang. — Wir hatten denn auch so gut wie ausgelitten, denn nun folgte nur noch ein knuspriger, im Ofen gebackener Brotpudding, mit großen Stücken Dörrobst darin und einer Zabaglionesoße (deutsch: Chaudeau), danach die Hälfte einer reichlich rugbyfußballgroßen Mamao, jener Baumelone, die wegen ihres Überreichtums an Vitaminen sehr empfohlen wird.

Der Kellner trug die Hälfte davon mit einem leidenden, mir wollte scheinen, auch vorwurfsvollen Gesichtsausdruck ab. Die Wirtin, eine ältere resolute Person mit falschem Haar, die bereits eine ganze Weile drohend zur Küchentür herausgeschielt hatte, kam nun entschieden auf mich zu, stützte die Fingerknöchel auf den Tisch und sagte kurz:

„Da es Ihnen bei mir nicht geschmeckt hat, brauchen Sie auch nicht zu zahlen, Senhor. Es ist nicht nötig.“

Ich beteuerte, daß es mir im Gegenteil ausgezeichnet gemundet hätte, aber — —

„Warum haben Sie dann die Hälfte wieder abtragen lassen? Besonders von den Spaghetti.“

„Ich dachte, das wäre eine Portion für fünf.“

„Nein, es war für Sie allein. Meine Gäste verlangen meist noch nach.“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich war nur auf ein leichtes Mittagessen vorbereitet. Hätte ich gewußt, daß Sie heute hier etwas feiern, ein Jubiläum, eine Hochzeit — —“

„Es war allerdings das Gedeck für sechs Milreis; das Fleisch ist teuer, das Gemüse steigt auch von Tag zu Tag, und erst die Butter, die Butter, Senhor! Aber im Abonnement bekommen es meine Gäste billiger.“

Ich zahlte die sechs Milreis und rechnete erschüttert aus, daß es zwischen 75 und 90 Pfennig machte. Die Abonnenten kriegten es zweifellos für sechzig.





Politik:
Integralisten-Versammlung



Wirtschaft:
Kaffeebörse in Santos

„Es hat sich eingeregnet, wie?“ — Es sollte ein Scherz sein, aber die Wirtin verzog keine Miene. — „Ah, das bißchen Regen!“

Das bißchen Regen drang unter der Tür und unter den Fenstern ein und malte die Sumpf- und Seenlandschaft von Santos auf die Fliesen. Es trommelte dermaßen gegen die Scheiben, daß die Welt draußen aussah, wie ein sehr schlechter, sehr abgebrauchter Kulturfilm.

Der Film riß plötzlich ab, und wir saßen wie im Kino vor der leeren weißen Leinwand. Nur mit dem Gehör merkten wir, daß ein Wagen der Straßenbahn nahte und stürzten hinaus. Die zwanzig Schritte bis zum Wagen ließen uns so naß erscheinen, daß wir den Eindruck von auf Hochglanz lackierten Schornsteinfegern machten. Aber es ist ja keine Schande, ein auf Hochglanz polierter Schornsteinfeger zu sein. Wir standen auf der falschen Seite und hätten eigentlich um den ganzen Wagen herumlaufen müssen; doch die Fahrgäste hoben den Balken, der die Sitze nach der einen Seite abschließt, und halfen uns herein.

Einer wechselte mit mir den Platz, damit er außen und ich innen saß, dazu hängte er den Regenmantel gewissermaßen als Zelt auf, das uns beide einigermaßen vor dem schräg hereinfallenden Wasser schützte. — An der Praça Maua im Zentrum der Stadt muß man umsteigen; aber der Fünfzehner ließ auf sich warten. Mein Beschirmer und ich, wir stürmten in ein Lokal und ließen uns Cachacha geben. Selbst dort, wo wir saßen, waren wir naß.

Das Lokal hatte keine eigentlichen Wände, keine verschließbaren Fenster und bestand eben nur aus Luftigkeit; aber wir saßen zwischen Wänden von nassen Rücken und im Schutze glasverdeckter Frigidaires, die Leckereien darboten, ohne die eine Feijoada completa nicht komplett ist: ganze Berge von gesottenen Muscheln, Hummerkrabben, Krebscheren.

Die Straße vor dem Haus hatte sich in einen Strom verwandelt, dessen Wasser die Autos mit hoher Bugwelle durchschnitten. Die jüngeren und die bescheideneren Passanten hatten sich der Schuhe und Strümpfe entledigt und achteten auch der Nässe von oben nicht. Drüben auf der andern Straßenseite, die Firmenschilder trug — Philomeno Meyer und Vicente Selbach waren die deut-

schen, Xavier Tanaka und Luiz Yamaoka die japanischen Beiträge — war ein Mann in zwölfter Stunde auf sein Haus geklettert und besserte bedächtig und unbekümmert um den Regen das Dach aus. Ich fand, daß es eigentlich die dreizehnte Stunde wäre.

Der Lautsprecher im Lokal brüllte Nachrichten, eine gedrängte Wochenübersicht anscheinend, die mir jedoch, der ich wochenlang keine Zeitung gelesen hatte, Neues brachte. Mein Brasilianer übersetzte es: Frankreichs Minister Salengro hatte sich mit Gas vergiftet, Deutschland und Italien hatten die Franco-Regierung anerkannt, und Roosevelt war zum zweitenmal Präsident der USA geworden.

Ich sagte: „Zur Wiederwahl Roosevelts kann ich Ihnen, der Sie Amerikaner sind, gratulieren.“ — Er sah mich groß an: „Ich bin kein Amerikaner; ich bin Brasilianer.“ — „Ich glaube aber“, entgegnete ich, „daß Roosevelt ein großes, einiges und mächtiges Amerika vorschwebt, das zum Sammelbecken all dessen wird, was Europa geschaffen hat und das dort drüben heute vielerorts verkommt.“

Er begriff nicht. Brasilianer denken noch nicht in Kontinenten, ja, kaum eben im Ausmaß ihrer Nation, viel eher in einzelnen Provinzen, denen sie angehören, in Regionen; sie sind Paulistas, Bahianos, Pernambucanos, Paraenses. Sie haben keine Nationalgerichte, sondern Regionalgerichte, sie haben regionale Früchte, regionale Schönheiten, einen regionalen Stolz; Sao Paulo, Bahia, Para, all die Provinzhauptstädte nennen sich Kapitalen.

Auch mein Brasilianer dachte regional; wenn er sich einen Ruck gab, brasilianisch. Und dann hegte er, wie alle Brasilianer, Argwohn gegen die Vereinigten Staaten und ihr Geld. — „Dennoch“, schnitt ich unsere Diskussion ab, die fruchtlos war, weil wir auf zwei verschiedenen Kontinenten standen, „dennoch glaube ich, daß Roosevelt ein Pan-Amerika vorschwebt, daß er es schaffen wird, wenn man ihn nur läßt.“ — „Pan-Amerika?“ er lachte achselzuckend, „das ist ein Begriff, mit dem Sie in Europa spielen. Hier gibt es ihn nicht; nicht hier und nicht oben in den Staaten. Für die Yankees ist Pan-Amerika ebensowenig ein Begriff wie für uns.“

Wir leerten die Caxaßgläser, wobei ich bemerkte, daß ich den

Schnaps dem brasilianischen Bier weit vorzöge. „Unser Chopp ist das beste Bier Südamerikas“, erklärte er hingegen, „und es ist ausgezeichnet.“ — „Dann sollen Sie“, entgegnete ich, „bei uns an Bord ein Glas deutsches Bier trinken; kommen Sie, ich lade Sie ein!“

Wir erhoben uns, da die Straßenbahn 15 sich nahte, bis über die Achsen im Wasser und eine eindrucksvolle Bugwelle werfend, wie ein schwerer Frachter. — „Ich wollte Sie ohnedies begleiten, Cavalheiro“, sagte der Brasilianer, „denn bei diesem Wetter wäre es eine Unhöflichkeit, einen Fremden allein zurückkehren zu lassen. Wir wollen den Regen teilen.“

Die Fahrt zum Schiff wollte sich nicht ganz ohne Zwischenfall vollziehen: Die 15 fuhr wohl ihren Weg; aber die 19, die in der Gegenrichtung fährt, hatte im tiefen Wasser eine Weiche falsch befahren und war auf unsere Schiene geraten. Ein Zusammenstoß wurde zwar vermieden, doch war die Lösung des Problems deswegen nicht leichter, zumal die Ausweichstelle Hunderte von Metern entfernt lag und einer von den Wagen hätte rückwärts fahren müssen. Nach kurzer Beratung taten die Schaffner jedoch etwas schlechterdings Geniales: Sie tauschten die Nummernschilder, machten mithin aus der Straßenbahn 15 eine 19, aus der 19 eine 15, die Fahrgäste stiegen um, und der Zwischenfall war gelöst, ohne daß er mehr als eine Minute gekostet hatte.

Ich sagte, noch ganz der Probleme voll, mit denen mich der Lautsprecher eben von oben bis unten beladen hatte: „Mein Gott, so lösen sie in Brasilien die Probleme — man macht aus der 15 eine 19 und aus der 19 eine 15, und die Fahrt geht weiter — das ist fürwahr auch eine Art, die Schwierigkeiten zu überwinden, nur möglich — vielleicht — in einem Lande, das nicht viel mehr als vierhundert Jahre alt ist.“ — Der Brasilianer verstand nicht, was ich meinte; vielleicht rechnete er auch angestrengt nach, ob sein Land denn tatsächlich schon so alt war.

Als wir am Hafen anlangten, klarte es auf, und der Regen ließ nach; immerhin blieben die Kais dermaßen überflutet, daß die weiblichen Fahrgäste nur auf den Armen von Negern an Bord der Schiffe gelangen konnten. Neben unserem Dampfer hatte ein stattlicher, gewiß 22 000 Tonnen verdrängender Amerikaner festge-

macht; der Schornstein trug die Farben der Munson Line. — Ich blickte nach dem Schiffsnamen vorn am Steven und da las ich

Pan-America.

Eine merkwürdige Erregung erfaßte mich, etwa wie wenn eine Prophezeiung wahr geworden wäre; ich tat eine große Geste und sagte zum Brasilianer: „Sehen Sie dorthin: Pan-America; es ist also bei den Nordamerikanern doch schon Begriff geworden, wie? Jedenfalls taufte man ein großes Schiff, das die Häfen Nord- und Südamerikas verbindet, danach.“ — Er schien betroffen und schwieg viel über dem Franziskaner, den wir im Rauchsalon tranken. Ich sagte ihm: „Begreifen Sie doch, daß der Weg, der von den Fürstentümern zu den Nationen führte, nun von den Nationen zu den Kontinenten führen muß.“

„Wir hatten keine Fürstentümer, Senhor“, beharrte er, „was Sie sagen, trifft daher für uns nicht zu.“

„Nun, so hatten Sie Staaten, es kommt auf dasselbe heraus.“

„Wir hatten nicht allein die Staaten, wir haben sie noch. Wir sind — mit Stolz — ein Staatenbund, ein Bundesstaat.“

Ich ließ mir vom Bibliothekssteward den Atlas geben, obwohl er eigentlich nicht verliehen wird, solange man im Hafen liegt, und schlug die Weltkarte auf, die schön bunt war, im europäischen Bezirk ein verwirrendes Mosaik.

„Sehen Sie“, und ich fuhr mit dem Finger selbstherrlich hin und her, „die Klimate, die Temperamente sind auf unsrer Erde nach der Waagerechten geschichtet; wir haben den tropischen Gürtel, den gemäßigten Gürtel, die Polarkreise, auch in bezug auf die Temperamente, das geht genau nach dem Äquator und den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks. Nach Kontinenten und Großvölkern aber — ich meine damit großzügige Zusammenfassungen verwandter Völker — sind wir in der Senkrechten geordnet; es liegen dazwischen die Ozeane, die ihre Hauptausdehnung in der Senkrechten haben. Amerika ist sowohl von Europa als auch von Asien durch solche Weltmeere getrennt; die Grenze zwischen Europa und Asien, im Uralgebirge gelegen, verläuft ebenfalls in der Senkrechten. Ich für meinen Teil bin allerdings geneigt, diese

Grenze weiter westlich zu legen, dort, wo Halbasien, als welches ich Rußland bezeichnen möchte, endet und das eigentliche Europa beginnt; in diesem Falle ist die Senkrechte eine noch viel auffälligere; sie verläuft mit fast geometrischer Genauigkeit an Rußlands Westgrenze gegen Finnland, Estland, Lettland, Polen, später übers Schwarze Meer und die Ägäisküste der Türkei.“

„Aber Afrika“, wandte mein Brasilianer ein, der offenbar Feuer fing, „Afrika scheint nicht in Ihre starre Rechnung passen zu wollen.“

„Afrika“, sagte ich, „den Einwand habe ich erwartet. Afrika, das nach meiner Einteilung rechtens zu Europa gehören sollte, stellt ein merkwürdiges, ich möchte sagen tragisches Gebilde dar. Infolge seiner völkischen Verschiedenheit kann es nicht zu Europa gehören, und so wird es real von Europa besessen und ist geistig ein Sklave des Islams, der über Afrika den bewundernswerten Vorstoß bis nach Spanien hinein machte. Das kompliziert die Sache, wie denn der Islam überhaupt alles kompliziert, an dem er Teil hat. Dieselbe Tragödie, die das afrikanische Volk durchmacht, sehe ich für Australien voraus, das — immer nach meiner unmaßgeblichen Einteilung — rechtens zu Asien gehört, aber von einem weißen, dem Asiatentum entlegenen, ja, abholden Volk bewohnt wird. Wenn es eines Tages an eine asiatische Nation oder an den asiatischen Nationenbund fällt, was ich für unausbleiblich halte, setzt für dieses weiße Volk eine Tragödie ein, die vielleicht größer ist als diejenige des schwarzen Volkes in Afrika, weil es ein tieferes Empfinden für das Tragische hat als jenes. Aber lassen wir das. Um bei Amerika zu bleiben — sehen Sie nicht ein, daß der ganze Erdteil, vom Nordpol bis zum Südpol, eine einzige Einheit bilden muß, früher oder später bilden wird, um sich im — hoffentlich edlen — Wettstreit der drei Kontinente und Großvölker behaupten zu können? Welche Machtfülle, welches Maß von Möglichkeiten, wenn alles Land, alles Volk zwischen Baffinland und Feuerland zu einer einzigen Einheit verschmolzen ist!“

„Wie reden Sie!“ Er trank unwirsch sein Bier aus. „Wie könnte beispielsweise Europa wünschen, daß sich auf dem amerikanischen Kontinent eine solche mächtige Einheit bildete?“

„Weil“, ich malte Kontinente in den tropfnassen Beschlag des Glases, „vielleicht weil Europa mächtige Konkurrenten braucht, um einig zu werden. — Wissen Sie, wir können nicht mit dem großen Glück rechnen, daß wir eines Tages von einer Armee überlegener — sagen wir Marsmenschen angegriffen werden. Ein solcher Angriff würde allerdings die ganze Menschheit zu einer großartigen Einheit verschmolzen sehen; aber eine starke Konkurrenz seitens Amerikas und Asiens ist — für europäische Verhältnisse wenigstens — ein guter Ersatz dafür.“

„Meinetwegen: die Einheit ganz Amerikas, Panamerika, das ist ein großartiger Begriff; aber wir glauben, daß wir den Yankees nicht trauen dürfen.“

„Ich weiß; ich habe zahlreichen Gesprächen mit Ihren Landsleuten entnommen, daß Sie fürchten, zu einer Art Kolonie der Finanzmacht USA's zu werden, daß Sie — darf ich es so ausdrücken? — das Schicksal fürchten, das dem Erdteil Afrika beschieden war, als es — wegen seiner völkischen Verschiedenheit — nicht ein ebenbürtiger Teil Großeuropas zu werden vermochte. — Ich meine aber, daß Ihnen dies Schicksal ganz gewiß blüht, falls es Ihnen nicht gelingt, sich mit Nordamerika — auf dem Fuße der Gleichberechtigung — zusammenzutun. Die Afrikanisierung Südamerikas — sollte das nicht mehr als eine Phrase sein?“

„Afrikanisierung Südamerikas? Was ist das, was Sie mir da erzählen? Das ist Taschenspielererei, Spiegelfechtereier — —“

„Das ist Geopolitik, Senhor, oder ein guter Ersatz dafür: ein politisches Denken — und Phantasieren — in Erdteilen und ihren Gesetzen.“

„Gut“, beharrte er, „angenommen, Sie haben recht mit Ihrer senkrechten Einteilung nach Erdteilen und Großvölkern — was gibt Ihnen aber Veranlassung zu glauben, daß eine solche Einteilung oder Lagerung günstig oder erstrebenswert sei?“

„Die Überzeugung, daß ein jedes Volk Temperamente jeder Art umfassen, daß es Territorien unterm Polarkreis, in den gemäßigten Zonen und in den Tropen besitzen muß. Ins Wirtschaftliche übertragen: daß jedes Volk dieselben Rohstoffquellen, denselben Getreidegürtel, dieselben dem Gewerbefleiß günstigen Zonen haben

muß. Bleibt es bei einer andern als der senkrechten Schichtung, so gibt es keinen natürlichen Ausgleich der Temperamente, der Güter, wie zwischen dem heißen und dem kalten Wasser; vielmehr stoßen sie, durch Grenzen eingeengt und ‚verdrängt‘, heftig aufeinander.“

„Sie wollen damit sagen, daß die Erdteile, wie die Menschen, einen Kopf, einen Bauch und Beine brauchen?“

„Ein köstlicher Einfall!“ Ich trank mein Bier aus und bestellte neu; eisgekühlt und überschäumend stieg es aus dem Bauch des Schiffes und stellte sich schwitzend auf die Marmorplatte unsres Tisches. „Ich denke, daß alles, was wir Menschen schaffen, durch Naturnotwendigkeit mehr oder weniger antropomorph ist; das Schiff, die Lokomotive, das Auto, sie haben einen Kopf, einen Bauch, Gedärme, Beine; ich kann mir denken, daß anders gebaute Wesen andre Maschinen konstruieren würden. In gleichem Maße werden die großen Gebilde, in denen wir leben, denen wir dienen, statt daß sie uns dienen, ebenfalls menschliche Grundformen haben müssen, wenn sie uns passen sollen. Die Kontinente — oder Großnationen — brauchen, wie Sie ganz richtig andeuten, einen Kopf, einen Rumpf mit seinen lebenswichtigen Organen, und sie brauchen Beine, die das Ganze stützen. Und siehe da, wir haben diese Struktur in den Ansätzen: in den gemäßigten Zonen den Kopf, in den Tropen den Bauch und in der südlichen Erdhälfte die Beine. Und weiter: keine von diesen Strukturen steht etwa Kopf — oder ist Ihnen bekannt, daß auf der südlichen Erdhälfte jemals eine Zivilisation von Belang, eine Kultur mit Ausstrahlungen geblüht hätte? Nehmen wir selbst die südlichsten, die der Maya oder der Malaien, die nur sehr bedingt als Kulturen zu bezeichnen sind, so hatten sie ihre Zentren doch immer nördlich des Äquators.“

Es sollte mich nicht wundern, Senhor, wenn eines Tages die klügsten unter unsren Staatslenkern dahinterkommen, daß das Geheimnis einer friedlichen und sinnvollen Entwicklung der Welt im goldenen Schnitt des menschlichen Körpers liegt!“

Der Brasilianer zog ein langes Gesicht und gähnte, gähnte kräftig und ungeniert, ohne sich der Mühe zu unterziehen, die Hand vor die gähnende Kaverne des Mundes zu halten. So unnachahmlich die Brasilianer die Achsel zu zucken verstehn, so eindeutig, so un-

bedingt können sie gähnen. Das eine wie das andre ist eine natürliche Geste der Abwehr, der Selbstbehauptung, ein göttliches *noli me tangere*.

Hillern, der das instinktive Geschick hat, sich immer dort einzufinden, wo man mit Schnelligkeit Bier trinkt, hatte sich lautlos an unsern Tisch gesetzt und war dem letzten Teil der Unterhaltung gefolgt.

„Sie sind verrückt“, meinte er sachlich, während der Brasilianer Kaskaden gähnte, „verrückt, sich über solch abstruse Dinge mit einem Menschen von hier zu unterhalten.“ Er sprach Deutsch und vermied das Wort Brasilianer. „Die Leute wollen von den Nordamerikanern nichts wissen, sie wollen von Pan-Amerika nichts wissen, das höre ich aus allen Unterhaltungen mit ihnen heraus.“

„Ich bin der gegenteiligen Ansicht, Hillern; die Menschen wollen solange von etwas nichts wissen, bis sie sich mittendrin befinden. Die Brasilianer bilden da gewiß keine Ausnahme.“

„Abwarten und Kaffee trinken. Übrigens: Wer ist in Ihrem blödsinnigen antropomorphen System das Rektum Europas? — Steward, ich bitte um ein Helles und einen Korn.“

Ins Notizbuch geschrieben:

Kaffee, der in Brasilien vernichtet wurde (in Säcken zu 60 kg.)

1931	. . . . .	2825
1932	. . . . .	12155
1933	. . . . .	25842
1934	. . . . .	34108
1935	. . . . .	35801
1936	. . . . .	39532

Stadt der Arbeit: Sao Paulo

„Was Rio an Geld ausgibt“, sagen die Paulistas, die Bewohner von Sao Paulo, „das müssen wir verdienen.“ — Sie empfinden Rio als die prunkhafte Auslage des Landes, die sie sich — aus

Prestigegründen — eine Stange Geld kosten lassen, sich selber aber als die finanziellen und gewerblichen Stützen. Man muß ihnen recht geben, denn sehr im Gegensatz zu Rio ist Sao Paulo eine Arbeitsstadt wie Glasgow, Osaka, Mailand, eine reine Arbeitsstadt ohne Reize, wie es deren auf der Welt glücklicherweise nur wenige gibt. Die Anfahrt ist von einer Großartigkeit, die im voraus für alles entschädigt, was man nachher in Kauf nehmen muß; Santos verlassend, fährt man kilometerweit durch sumpfiges Gelände, auf dem in dichten Wäldern die Banane gedeiht. Mit schamlos rotbleckender Blume neigen sich tausend, zehntausend, vielleicht hunderttausend Dolden von ihren Stauden und recken die steifen grünen Früchte in die Höhe. Denn, wohlverstanden, die Banane wächst nicht hängend, wie in den Obstgeschäften, sondern aufwärts gerecht, eine männliche Frucht. Wo der Boden es erlaubt, fahren Lastwagen, Raupenschlepper durch die Baumregimenter, und man lädt die geernteten Dolden gleich da hinein. Wo der zwischen Erde und Wasser schwankende Grund sich jedoch für letzteres entschied, schieben sich Barken durch träge Kanäle und nehmen die Frucht auf; all diese Kanäle kommunizieren durch Wasserläufe, die sich zwischen Mangroven hindurchquälen und bei Ebbe entleeren, mit dem Hafen, in dem neben den Kaffeeschiffen die Bananenschiffe liegen.

Unter der Mittagsonne schrillen Plantage, Sumpf und Wasser von einer einzigen großartigen Dissonanz des singenden Ungezieters. Santos war bis zur Jahrhundertwende — einige sagen: bis vor wenigen Jahren — ein berüchtigtes Fiebernest; Schiffe, die von dort kamen, waren in andern Häfen ungern gesehen, ja, man verwehrte ihnen häufig das Einlaufen. Man staunt, auch den Schiffen aus Rio erging es nicht anders; und erst energisch durchgreifende Maßnahmen brachten eine Besserung, machten aus Rio eine der gesündesten Städte der Welt. — Wer die Sumpflandschaft sieht, in der Santos liegt, und feststellt, wie ein querliegender Felsberg — der Montserrat, der, um seinerseits zum Sumpfscharakter beizutragen, ein Spielkasino trägt — die kühle Seebrise fernhält, der wünscht insgeheim doch, er hätte die Chininkapseln nicht alle vor der Annäherung an den Wendekreis des Steinbocks vernascht. —

Überflüssige Sorge; wer fleißig Gim tonico trinkt, dem schadet selbst der Gedanke an Fieber nichts.

Der Rio Casqueiro, gewöhnlich ein träger Sumpffluß, trennt die Insel Sao Vicente, eigentlich ein Inselagglomerat, auf dem Santos liegt, vom Festland. Aber traue einer den trägen Sumpfflässen! Die Betonbrücke über diesen besonderen hat der Regen, der ihn toll machte, hinweggeschwemmt, die beiden Enden ragen übers Wasser, hilflos wie die Zahnstümpfe eines Alten. Der Wagen tastet sich vorsichtig über einen provisorischen Holzbau. Hinterm Städtchen Cubatao beginnt jäh der Anstieg zur Serra; der Wagen wird von uniformierten Beamten angehalten, die den Ausweis des Fahrers prüfen, den Wagen, die Fahrgäste von allen Seiten anschauen, die Nummer notieren. An dem Häuschen, das ihnen als Standquartier dient, steht „Posto de Fiscalisaçao de Vehiculos“. — Vehikelfiskalisierungsposten? So hoch sind wir daheim im Umgang mit den Behörden nicht gelangt. — „Wozu das?“ fragen wir den Fahrer, „wozu die Untersuchung?“

„Eine regionale Maßnahme“, antwortet der.

Na schön.

Der Wagen brüllt nun mächtig auf, und in steiler Fahrt geht es aufwärts; kurze steife Geraden wechseln mit überaus scharfen Haarnadelkurven, einige davon bezeichnet selbst die Automobilkarte als curva fortissima, die eine gar als Curva da Morte, setzt aber begütigend hinzu: Belvedere. Auf einer Strecke von acht Kilometern überwindet die Straße eine Höhendifferenz von 725 Metern; ohne gerade Paßkenner zu sein, kann man feststellen, daß das eine achtbare Leistung ist. Über den grünbewachsenen Hang schießen mächtige Röhrenleitungen grau und stracks zu Tal, sie gehören zur Represa da Light, dem Stauwerk, das Santos und Sao Paulo mit elektrischem Strom versorgt und das, nach seinem Namen zu schließen, eine nordamerikanische Gründung ist. — Langsam arbeitet sich der Wagen hoch, und auch die entgegenkommenden Fahrzeuge fahren langsam; eine Höchstgeschwindigkeit von 25 Kilometern ist vorgesehen, und Übertretungen werden, damit Sie es genau wissen, mit hundert Milreis Strafe geahndet.

„Hundert Milchreis — zwischen zwölf und fuffzehn Mark“,

rechnet Hillern, „die würde ich springen lassen, wenn ich's eilig hätte.“

Die Sache ist nur, daß man bei einer höheren Geschwindigkeit auch den Wagen springen lassen könnte — nur einen Meter oder zwei über die Böschung hinaus. Brasilianer verbieten nichts zum Vergnügen, wie Lenhardt feststellt.

Bei 718 Metern steht, kühn an den Hang geklebt, das Gasthaus vom Alto da Serra, „Höhe des Sägegebirges“; von seinen Fenstern hat man eine Aussicht, die, wie der Führer der Gegend mit Recht sagt, „die Menschen mit offenem Mund staunen läßt, denn in keinem Teil der Welt gibt es ein so großartiges und gewaltiges Panorama“. — Zwischen den dunkelgrünen Inseln und Landstreifen zu unsern Füßen glimmt bleiern das Band des Wassers, mancherorts erkennt man nicht, was Wasser und was Erde ist. Die Welt, ja, so ist es, scheint hier erst im Werden, und man glaubt sie noch brodeln zu hören.

Nebelstreifen ziehen darüber hin, von der gewaltigen großen Sonne angezogen, und lassen alles noch entfernter, noch niedriger, noch größer erscheinen. Man glaubt, das Negativ der Welt zu schauen. Und drüben, jenseits von allem, jenseits von den Sümpfen, von Santos, Santo Amaro und Guaruja, atmet — ein Ahnen nur — der Atlantik, der erst in Afrika zu Ende ist.

Im Angesicht von so viel Salzwasser gurgelt der eisgekühlte Caxambu, ein hervorragendes Mineralwasser, das landeinwärts von Rio aus der Erde quillt, ganz besonders köstlich durch die Kehle und man spürt hernach doppelt den Temperaturunterschied zwischen dem Tiefland und dem Hochplateau, auf dem wir uns befinden, der den Entdeckern auch den Anreiz bot zum Vorstoß ins Innere.

Miteins ändert sich der Charakter, ja, die Farbe des Landes; aus dem Schwarz der Tiefe wird eine rote Erdfarbe, die in der Sonnen- glut den Augen weh tut. In dicken Wolken wirbelt der weinrote Staub unter den Rädern der Wagen auf und bleibt schwer und trüchtig in der Luft hängen. Alles ist knallrot gefärbt, mit einer Schicht roten Staubs verkleistert: Die Bäume, die Zäune, die Wiesen an der Straße, die morschen, von Wind und Ungeziefer zer-

fressenen Stangen der Telegraphenleitung Santos—Sao Paulo, bald auch das Auto, die Kleidung, die Gesichter der Fahrer; es ist, als ob die gewalttätige Natur aus einem entlegenen Rachegefühl heraus Rote, Indianer aus uns allen machen wollte. Die Häuser, die Dörfer am Weg ersticken unter rotem Staub, die Menschen atmen den roten Staub, in jeder Falte ihrer Kleider, ihrer ausgedörrten, gefurchten Gesichter nistet das Rot. Es ist eine Orgie in Rot, durch die wir fahren; aber eine Orgie, die ermüdet, ohne zu entspannen.

Es ist kaum ein Hochmoor, vielmehr ist es ein seltenes geologisches Phänomen, ein Hochsumpf von 750 Meter Höhe, auf dem Sao Paulo liegt. Der Sumpf wird ringsum von Bergen und Hügeln in diesem unbarmherzigen Rot eingefaßt und ist zu einem Teil Menschenwerk, indem der Staudamm, der zur Represa da Light gehört, die Wiesen und Urwälder in der Mulde des Plateaus überschwemmt hat. Überall erblickt man Wiesen und Gebüsch unter Wasser, Bäume, die nur mit den Wipfeln herausschauen, Bäume, die zum Tode verurteilt sind, ganze Wälder, die ertrinken. Indianer in Einbäumen paddeln fischend unterm Laubdach daher, als ob nichts geschehen wäre, als hätte man nicht Täler in Flußläufe, Ebenen in Seen, Erde in Wasser verwandelt, und es geht einem, wenn man lange genug zuschaut, das Bemerkenswerte auf, daß während unten im Tiefland die Natur — mit Hilfe des Landratters Mangrove — das Wasser in Festland umwandelt, hier oben der Mensch den umgekehrten Prozeß durchführt: Er riegelte ein paar Abflüsse ab und schuf ein grandioses System von Stauseen, das sich über ein Gebiet von 30 km Länge und 20 km Breite ausdehnt — 600 Quadratkilometer, etwa den doppelten Umfang Schaumburg-Lippes oder zwei Drittel Groß-Berlins — und in seiner Gesamtheit das gewaltigste Staubecken der Welt darstellt, das die Kleinigkeit von 700 Metern überm Kraftwerk gelegen ist.

Hier, wo Wassermangel gewiß nicht auftreten kann und dennoch klimatische Verhältnisse herrschen, die es auch dem Nichteinheimischen gestatten zu arbeiten, haben Einwanderer eine Plantage neben die andre in den Urwald gebrochen. Einige von diesen fielen uns auf, deren Bananenstauden ausgerichtet in Reih und Glied standen wie nur je Preußens Grenadiere. Über Berg und Tal, unbe-

kümmert um die Bewegung des Bodens, in einem Fanatismus der Geraden, standen die sonst so ausschweifenden Stauden in Achtungstellung und mit Tuchfühlung gewissermaßen. — „Pflanzungen von Deutschen“, mutmaßte Hillern, „nur Preußen können Bananen so pflanzen!“ — Aber als wir um einen Hügel bogen und durch das lächerlich saubere Pflanzerdorf sausten, das zu den Plantagen gehörte, stürzten kleine schwarzzügige Kinder aus den Häusern mit Bansairufen.

Es waren Japaner.

„Hab' also doch recht gehabt“, beharrte Hillern, „es waren Preußen, die Preußen des Ostens.“ — Das deutsche Element wird hier hauptsächlich durch Süddeutsche, weniger durch Preußen vertreten.

Ganz aufschlußreich und bezeichnend für die bunte Zusammensetzung der Bevölkerung hier herum sind die Namen, die sie den Siedlungen gab. Woher der Bewohner stammt, häufig wes Geistes Kind er ist, verraten die Städtchen im engen Umkreis mit Namen wie Nova Odessa, Oetterer, Villa Americana, Cosmopolis, Fonte Sonja, Mayring, Nazareth, Brodowsky, die alle in zwei, drei Stunden Bahnfahrt von Sao Paulo zu erreichen sind. — Die malerischen, ursprünglich rosa, gelb und grünen, aber vom roten Staub unbarmherzig geröteten Städte, die wir durchfahren — Rio Grande, Sao Bernardo, Meninos — sind die Zentren des Plantagenreviers zwischen Santos und Sao Paulo, das Bananen und auch schon einigen Kaffee hervorbringt. — Im Vorbeifahren sehe ich an der Mauer einer Markthalle die Lebensmittelpreise auf ein schwarzes Brett geschrieben:

Kilo Rindfleisch 1,40 bis 2,— Milreis (RM —,21 bis —,30)

Kilo Schweinefleisch 3,80 Milreis (RM —,57)

Kilo Kaffee 2,50 bis 3,20 Milreis (RM —,37 bis —,48)

Nun ist er heraus, der Kaffeepreis; deutsche Hausfrau, erblasse vor Neid! — Wieder eine curva perigosa, eine gefährliche Kurve hinter uns lassend, gewinnen wir den Alto do Ypiranga, von dessen Höhe man, zwischen bunten Villen und Gärten hindurch, den ersten Blick auf Sao Paulo tut, das flimmernd im Geblinzel seiner Mil-

lionen Fenster, von Alleen lilablühender Akazien durchzogen, unterm roten Schimmer des unentrinnbaren Staubes liegt. — Am Hang des Alto steht stolz und mächtig das Museu Ypiranga, noch außerhalb des Häusermeers; ein wenig weiter stadtwärts, von unfertigen Straßen und von Grasflächen eingefast, die noch aufs Gras warten, das Freiheitsdenkmal, eine erzwungene Nationalhymne, zerrissen und erregend in der Silhouette. An dieser Stelle riß Dom Pedro, der spätere Kaiser Pedro I., die portugiesische Kokarde von der Mütze und prägte dazu das Wort „Independencia ou morte“ — Unabhängigkeit oder Tod — das danach zur Devise der jungen Nation, ihr Kriegsruf im Kampf um die nationale Freiheit wurde. Es ist geheiligter Boden, gewissermaßen das Rütli der Brasilianer, denn soweit Revolten zum staatserhaltenden Ende führen, erinnert sich das Volk gern daran.

Das Museu Ypiranga ist ein Prachtbau nach den schlechtesten europäischen Vorbildern, immerhin haben korinthische Säulengänge und offene Hallen in diesen Breiten einen besseren Sinn als droben in London, Petersburg oder Stockholm. Im Innern herrscht das geschichtliche Monumentalgemälde und das Herrscherbildnis vor; die Sammlung ausgegrabener Altertümer und ausgestopfter Tiere ist zweifellos einzigartig, aber nach überholten Museumsmethoden angelegt und daher wenig eindrucksvoll. Wir schritten an Wänden vorbei, auf denen brasilianische Kavallerie in Eisenhelm und Kürass(!) Attacke ritt wie die französische bei Vionville; die Majestäten — denn Brasilien hatte ja Monarchen, deren Name in der Geschichte haftet, wenngleich sie ihr Volk oft und gern betrogen — die Majestäten tragen auf den Porträts dieselbe wohlwollende Geste derjenigen Hand zur Schau, die nicht den Degenknauf faßt, und lächeln dasselbe feine und selbstsüchtige Lächeln, das die Kaiser und Könige in den Schlössern und Galerien von London, Petersburg oder Stockholm pflegen. Im Treppenhaus dagegen hat die findige Museumsleitung ein in Wahrheit großartiges Denkmal des Landes errichtet: Auf jedem Treppenabsatz stehen, von bronzenen Tieren gehalten, große Glaskugeln, in denen Wasser aus sämtlichen Flüssen des Landes enthalten ist. Bronzebänder tragen die Namen: Araguaya, Parana, Rio Madeira, und die Phantasie

schweift vom Amazonas im äußersten Norden zum Rio Uruguay im Süden, der keineswegs die Grenze gegen die Republik gleichen Namens, sondern diejenige gegen Argentinien bildet.

Lenhardt hatte den Einfall, wir sollten den Kustos bitten, uns von jedem Wasser kosten zu lassen.

„Verrückter Einfall! Das geht natürlich nicht“, widersprach Hillern.

„Wieso nicht? Wir sind von der Presse.“

Ich finde im Grunde, nicht allein wir müssen durch das Land, das wir bereisen; das Land muß auch durch uns.

„Aber die Kugeln werden verlötet sein.“

„Vielleicht ist unten ein verborgener Hahn“, beharrte Lenhardt, „oder es ist etwas übriggeblieben beim Füllen. Ich nehme auch das; ich bin nicht stolz.“

„Gut, fragen wir den Kustos.“

Dieser bedauerte. „Nein, das Wasser ist hermetisch verlötet und im übrigen sterilisiert; wir würden sonst mit der Zeit eine üppige Flora und Fauna in den Glaskugeln haben.“ — Er fand jedoch unser Anliegen durchaus nicht befremdlich, lächelte vielmehr geschmeichelt und meinte: „Wenn Sie das Wasser unsrer Ströme kosten wollen, Senhores, müssen Sie sich schon der Mühe unterziehen, unser ganzes Land zu bereisen.“

„Herr Professor“, entgegnete ich, „dazu würde ich mein Leben, das meines Sohnes und des etwaigen Enkels benötigen. Wir haben gerade ausgerechnet, daß es von der Mündung des Amazonas bis zu derjenigen des Rio Uruguay 4000 Kilometer sind, weiter als von Berlin bis zum Persischen Golf. In Europa hat es, das ist Ihnen bekannt, vier Jahre Krieg gegeben, weil einer den Gedanken hatte, man könnte über diese Entfernung — von Berlin nach Bagdad — eine durchgehende Eisenbahn bauen. Es ist auch — zugegeben — für einen Europäer ein tollkühner Gedanke; eine solche Bahn würde heute das Gebiet von neun Nationen schneiden.“

Wir gingen langsam die Treppe mit den Glaskugeln hinab, in denen unter der Einwirkung der Sonne, die durchs Oberlicht strahlte, das Wasser zum Teil verdunstet war und sich innen an den Glaswänden als feine Tropfen niedergeschlagen hatte.

„Schließen Sie es immerhin hermetisch ein, sterilisieren Sie es meinethalb“, meinten wir, „so ist doch Leben darin, so befindet es sich doch in ewiger Bewegung, das Wasser: es verdunstet, es kondensiert und fällt als Regen wieder zurück.“

„Vom Himmel fällt es, zum Himmel steigt es — —“ zitierte einer.

Goethe behält eben auch in einer hermetisch verschlossenen Glas-
kugel auf der Treppe des Museu Ypiranga in Sao Paulo recht. Die
Kugel, vor der wir standen, trug den Namen des Rio Tocantins, eines
unbedeutenden Flößchens von höchstens 2000 Kilometern Länge.

„Sie nennen es das Leben, Senhor?“ fragte der Professor, „einen
rein physikalischen Vorgang? Das Leben ist aber ein chemischer
Vorgang, wie?“

„Sagen Sie Ihrem Professor“, meinte Hillern, „er hätte uns
doch von dem Wasser zu kosten geben sollen; wir hätten ihm —
dem Wasser — einen chemischen Vorgang beigebracht, und viel!“

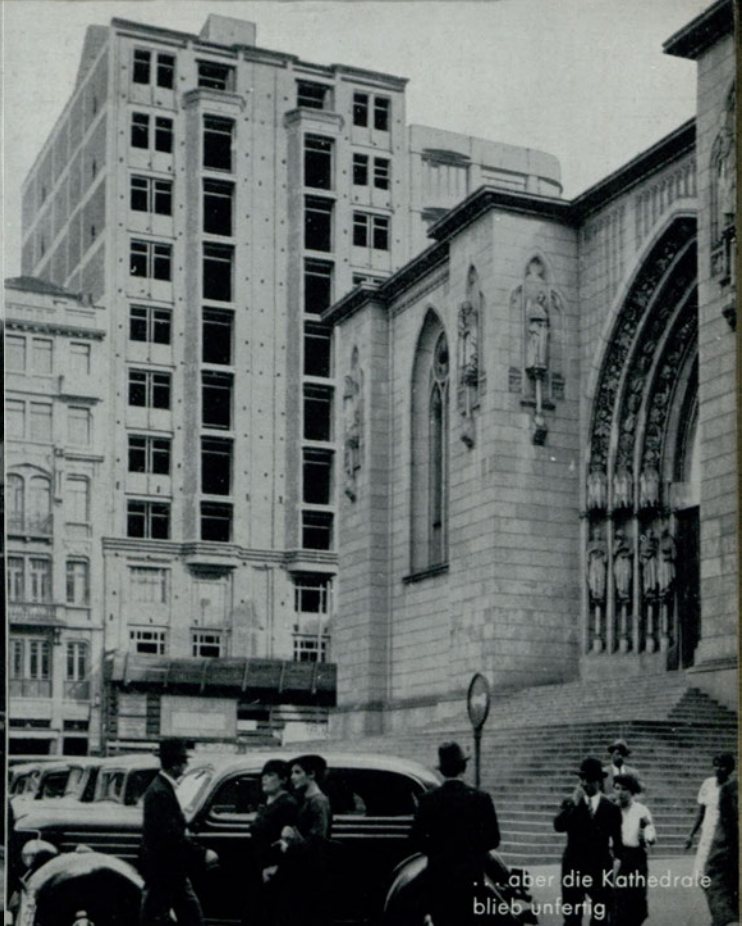
Wir lachten nicht, denn es ist eine zu eindrucksvolle Vorstellung:
zu wissen, daß alles Wasser des Landes — in Proben — in einer
einzigsten Halle zusammengetragen ist; aus Höflichkeit ließen wir
uns vom Kustos durch einige der Räume mit ausgestopften Tieren
führen, die wir vorhin bereits gesehen hatten; da er anscheinend
Zoologe war, hätte er unser ausschließliches Interesse für das
Wasser befremdlich finden können.

Das Museum verlassend, meinte Lenhardt: „Es ist eindrucksvoll
— trotz allem; und so ist es im Grunde mit dem ganzen Land: es
ist trotz allem groß. — Infolge von allem groß — das muß es erst
werden.“

Wir widersprachen nicht, denn in diesem Augenblick ließ die
Direktion — uns zu Ehren? — die Wasserspiele des Parks springen,
der sich mit stattlichen Fluchten von Stufen, üppigen Blumen-
beeten und sattem Rasen sanft zur Ebene der Stadt senkt. Wir
hatten noch nie im Leben so viele Springbrunnen auf einem Haufen
— und springen — gesehen. Jeder Strahl war mindestens dreißig
Meter hoch, und es gab Kreise, Sterne, Halbmonde, ganze Büschel
und Bündel von Strahlen; Wände von Sprühregen wanderten im
Wind langsam über die Anlagen; die übliche Fontänenfauna —
Wasserkentauren, Nixen, Najaden und das andre unsolide Stein-



Sao Paulo:
Die Wolkenkratzer wachsen...



... aber die Kathedrale
blieb unterig



Der Polizist,
der darüber wacht . . .



... daß dies Glücksspiel
nicht gespielt wird

gelichter — glänzte gottlob durch Abwesenheit; dafür strahlte die Sonne umso heller und bekränzte uns mit Regenbogen. Jeder hatte seinen Privatregenbogen, und wir sahen einander gerührt mit himmlischen Triumphbögen um die Schultern wandeln. Sachlich, wie Hillern nun einmal bleibt, warnte er uns davor, in den Streubereich des Wassers zu geraten — zu spät; als wir die Anlage verließen, nachdem er festgestellt hatte, daß die Direktion bereits für einige Hundert Milreis Wasser an uns vergeudet hatte, fanden wir uns rot gefleckt wie expressionistische Panther oder Masernkranke, bei denen die Flecken durch Hemd, Anzug und Regenmantel geschlagen sind. — Der rote Staub der Hochebene war unter Beihilfe des Sprühregens eine innige Verbindung mit unsrer Kleidung eingegangen.

„Wenn das dem Prinzen von Wales passiert“, meinte Hillern — mittlerweile ist daraus der Herzog von Windsor geworden — „hat die Welt morgen eine neue Herrenmode.“

Wir fielen mit unsrer Maserung nicht sonderlich auf, denn derselbe unbarmherzige rote Staub liegt auf der ganzen, noch völlig unfertigen Stadt, die im Augenblick etwa 1,2 Millionen Einwohner hat. Allerdings: während man das feststellt, ist es schon nicht wahr, denn die Bevölkerung wächst rasend, schneller als die Wolkenkratzer der Innenstadt und die großgeplanten Siedlungen in den Vororten mitkommen. Etwa ein Drittel der Einwohner ist italienisch; deutscher Abstammung, wenngleich brasilianische Staatsbürger, sind rund 50000; sie unterhalten gegen vierzig deutsche Vereine und Einrichtungen: Gesangsvereine, Kirchenvereine, Sport-, Skat- und Geselligkeitsklubs, Kolonisten-, Wander-, Arbeiter-, Berufs- und Unterstützungsvereine, Krankenhäuser, Zeitungen, Banken, Hotels. — Sao Paulo hat genau wie Teltow bei Berlin eine Hannemann-Straße; von den drei Badeanstalten, die der Führer des Automobilklubs angibt, tragen zwei deutsche Namen: Guilherme Gronau und Hugo Brandt, womit allerdings nichts gegen die einheimischen Badesitten gesagt sein soll.

Naturgemäß überwiegt das portugiesische Element, daneben das spanische; Schwarze sieht man so gut wie überhaupt nicht.

Die Stadt lagert sich — ohne indes davon pittoresker zu werden

— in und um eine ganze Anzahl von Tälern, die auf dem Platz Anhangabahu — sprich Anjangaba-uh — dem Mittelpunkt der Stadt, zusammenzulaufen scheinen. Großartige Viadukte tragen den unvorstellbar dichten und lebhaften, fast heftigen Verkehrsstrom darüber. Wolkenkratzer sprießen hier höher und in größerer Zahl als in irgendeiner Stadt Europas, und Stahlgerüste, die einem den Atem benehmen, versprechen neue, immer neue. Auf dem höchsten Koloß von 25 Stockwerken, soweit man das überhaupt zählen kann, steht ODOL in sechs Meter hohen Buchstaben.

Dagegen existiert die Kathedrale auf der Praça da Sé, ein ein-drucksvoller neugotischer Bau mit zwei Türmen und einer riesenhaften Kuppel, nur auf dem Stadtplan; in Wirklichkeit steht nur der erste Stock — und eine Kirche ohne Obergeschoß ist gar nichts. Nicht allein der Herrgott blickt in den dachlosen, turmlosen Bau hinein, der kaum, daß er geboren, zur Ruine verdammt wurde, auch die vielen Wolkenkratzer, die rings um die Praça sprießen, grinsen von oben herein.

Das Geld für den Bau ging der Gemeinde aus; wo die Prosperität üppig blüht, kommt oft die Religion zu kurz. Andre Zeiten werden inbrünstigere Beter und fleißigere Spender für den Klingelbeutel finden.

Im Gegensatz zu den sachlichen Wolkenkratzern und den neugotischen Kirchen tragen die Hotels und Theater, von denen sich viele um den Anhangabahu-Park drängen, den bekannten Monte-Carlo-Stil, leicht mit rotem Staub überpudert, prunkend unter stolzeren Palmen, die sich ihren Stil alleine machen.

Im „Esplanade“ abgestiegen, dem hektischen Getriebe auf den Straßen entronnen, glücklich entronnen auch dem Walzer von Johann Strauß, den die Kapelle im Speisesaal spielte, konnte ich mich ein wenig fassen. Das Fenster öffnen, heißt das verworrene, brodelnde, erbssuppendicke Geräusch der Stadt hereinlassen. Von den vor dem Hotel parkenden Wagen war einer immer in Bewegung. Im Stadttheater gegenüber spielte eine jüdische Schauspielertruppe unter einem Direktor, der sehr im Gegensatz zu Bel-Ami den Namen Ben-Ami führte. Nur ganz wenige brasilianische Theater haben ein festes Ensemble; sonst treten fast ausschließlich Gast-

spieltruppen und reisende Possenkomödianten, seltener italienische Operntruppen auf. Die Munizipalbühnen, Stadttheater, bilden keine Ausnahme.

Durch die Rua Direita, über den Largo San Francisco, den Viaducto do Cha lärmt ein Fußgängerverkehr, ein Gewürge von Kraftwagen, wie ich sie nirgends in der Welt gesehen habe. Die Schaufenster, auch der großen Kaufhäuser und feinen Läden, sind eher wirkungsvoll als geschmackvoll dekoriert, und alles, selbst die Markenware, ist auch hier bedeutend billiger als in Europa. Die flutende Menschenmenge, ein wenig abgehetzt, nervös und dichter als in irgendeiner andern Stadt der Welt, braucht die Ellbogen kräftig und durchaus unbrasilianisch. Aber da — dieser Flor schöner Frauen! Wo hätte man jemals so viele reizvolle, elegante, gepflegte, verwöhnte Mädchen und junge Frauen auf einmal gesehen! Im Frühjahr 1937 trugen sie die Kleider enger, die Röcke kürzer, die Hütchen spitzer als man sie im Frühjahr 1938 in Berlin trug. — Ich stellte mich an eine Ecke der Rua Direita, der Rua José Bonifacio und führte eine kleine private Zählung durch, die viel Augenweide bot und ergab, daß von vier Damen drei ansehnlich waren, davon wieder zwei ausgesprochen schön, so, daß man das ungezogene Hinterhergaffen nicht lassen konnte. Wie am Strande von Copacabana bewunderte man auch hier dreierlei: die bunte Blutmischung, die den Teint vom Haremsblassen über das Olivfarbene bis zum Bronzerot variieren ließ; die Feinheit der Gelenke, die straffen Schenkel und den knabenhaften Sitz; die angeborene, höchst dekorativ zur Schau getragene Eleganz in jeder Bewegung; das prachtvolle gefärbte und geölte Haar, das sich in hundert Wellen und Locken auflöste und infolgedessen in allen Schattierungen schillerte; und für den, der bei den Damen einen feinen Flaum über den Lippen liebt, Schnurrbärte in allen Graden. Wer fleißig nachgezählt hat, stellt fest: es sind der Vorzüge bereits fünf statt drei. In Wirklichkeit sind es — bei den Cariocas wie bei den Paulistas gleichermaßen — deren sieben; die beiden andern verschweige ich.

Der Preis für die schönste Stadt gebührt Rio de Janeiro; die Krone aller Brasilianerinnen aber ist die Paulista. Nun weiß man

auch, warum die Männer sich dort dermaßen abrackern: es lohnt; sie lohnt.

Sao Paulo selbst hat andren Ehrgeiz; obwohl es gern zugibt, daß Rivalin Rio „räumlich bedeutender“ sei, erhebt es Anspruch darauf, „wirtschaftlich und industriell die wichtigste Stadt Brasiliens“ zu sein. Es soll allein dreihundert Textil-, Möbel- und Lederwarenfabriken haben und 350 000 Industriearbeiter beschäftigen. — Ob das viel ist, kann ich nicht beurteilen; mir imponieren — unter uns gesagt — die Städte mehr, in denen weniger gearbeitet wird. Nichts kann überdies so sehr lügen wie Zahlen. Aber eins ist gewiß: Von allen Stadtplänen der Welt ist derjenige Sao Paulos der größte: Er bedeckt — im Verhältnis 1:20 000 gezeichnet — den Boden einer mäßig großen Kammer; zehn Zentimetern auf dem Plan entsprechen zwei Kilometer in der Wirklichkeit: eine halbe Stunde zu gehen, die Schaufensterpausen nicht mitgerechnet; ich habe nie Ähnliches gesehen.

Es ist eine „geplante“ Stadt; eine immense Metropole ist im Entstehen mit unzähligen Vororten — rot und gelb und mit wohlklingenden Namen versehen auf dem Plan, wobei rot die bebauten, gelb die teilweise bebauten Viertel bezeichnet; aber das ist sehr cum grano salis zu nehmen, und viele der Bezirke sind erst gewollt; dafür tragen sie denn auch, wenn sie fertig werden, solch nüchternromantische und programmatische Nirostanamen wie Hygienopolis, Saude (Gesundheit), Brooklyn Paulista („das Brooklyn von Sao Paulo“) Villa Prudente, Nova Manchester, Lausanne Paulista, die zeigen, daß hier keine Stadt wächst, wie sonst Städte wachsen — mit Namen, die in der Luft lagen, auf der Erde hafteten, an einem Quell lagerten — sondern geschaffen und gestempelt wird — geschaffen und gestempelt, eine synthetische Stadt.

Synthetische Städte bereiten uns, die wir Europas und Asiens blumigste Stadtkreszenzen genossen, ein leichtes Unbehagen, dem zu unterliegen gewiß falsch ist. Es ist altmodisch; unsre Kinder werden vielleicht wieder Städte wachsen sehen, wir bauen sie.

Wer zu warten versteht, dem kommen die Erkenntnisse von selbst, dem fallen sie stracks vom Baum der Erkenntnis in den

Schoß. Als wir vor der Fahrt zum Schlangeninstitut Butantan einen erzwungenen Aufenthalt in den Räumen der Verkehrspolizei nahmen, fiel uns der Text eines dichtbedruckten Pappschildes von einem guten Quadratmeter Fläche auf. Es waren die Verkehrsvorschriften, vielmehr — wie das so ist — die Verkehrsverbote für die Autostraßen der Umgebung, so nach Santos; und da las man:

„Verboten ist (Strafe 100 bis 200 Milreis) das Ausreißen oder Abbrechen der Verkehrszeichen, das Ausheben von Höhlungen, das Fällen von Bäumen, das Leiten von Wasserläufen über die Straße, das Wegwerfen von Draht, Nägeln, Glas usw.“

So hat jedes Land sein eigenes Päckchen von Verboten; aber nun wußten wir, wozu man uns auf der Landstraße bei Cubatao gehalten und untersucht hatte: man wollte sehen, ob wir keine Werkzeuge — Baggermaschinen, Dynamitpatronen, Preßluftbohrer — zum Ausheben von Höhlungen und zum Graben eines Kanals quer über die Chaussee bei uns hatten.

Ins Notizbuch geschrieben:

Das Blatt „O Estado de S. Paulo“ gibt in seiner Nummer vom 17. November 1936 folgende Zahlen, in denen die ganze wirtschaftliche Entwicklung des Landes in den letzten Jahren einbeschlossen liegt:

„Im vergangenen Jahr kauften die nachgenannten Länder vom Staate São Paulo in Contos de Reis:

<i>Vereinigte Staaten</i>	<i>.</i>	<i>1062296</i>
<i>Deutsches Reich</i>	<i>.</i>	<i>272252</i>
<i>Frankreich</i>	<i>.</i>	<i>170223</i>
<i>Großbritannien</i>	<i>.</i>	<i>143253</i>
<i>Holland</i>	<i>.</i>	<i>87280</i>

In den ersten acht Monaten des laufenden Jahrs kauften die folgenden Staaten vom Staate São Paulo:

<i>Vereinigte Staaten</i>	<i>.</i>	<i>690562</i>
<i>Großbritannien</i>	<i>.</i>	<i>195996</i>
<i>Japan</i>	<i>.</i>	<i>172609</i>
<i>Deutsches Reich</i>	<i>.</i>	<i>145358</i>
<i>Frankreich</i>	<i>.</i>	<i>120656</i>

Die Vereinigten Staaten sind immer noch bei weitem der beste Kunde Brasiliens, und Großbritannien hat sich an die zweite Stelle geschoben, während das Deutsche Reich infolge der Einschränkungen des Vierjahresplanes vom zweiten auf den vierten Platz glitt. Die Umwälzung zum Ausgang des Jahres 1937 zeigt, daß politische Veränderungen sich nicht mehr an die Wirtschaftsbilanz halten sondern der Weltanschauung, der Erkenntnis, der seelischen Haltung des Volkes folgen. — Und: ein neuer trat auf, Japan, und setzte sich am Tisch der Großkunden an die dritte Stelle.

Der Schlangengärtner harkt

Durch ein Viertel, daß der Stadtplan rot und gelb gequadert — „gänzlich bebaut“ und „teilweise bebaut“ — zeigt, das in Wirklichkeit jedoch aus Moor, Fluß und Grünflächen besteht, fährt der Wagen nach Butantan. Der Fluß, das ist der eigenwillige Rio Tieté, der wenige Kilometer von der Küste bei Santos entspringt, aber statt sich gleich in die Arme des Atlantik zu stürzen, es vorzieht, einen Umweg von dreitausend Kilometern durch Sao Paulo, Parana, Paraguay und Argentinien zu machen, ehe er — mit dem Rio Parana — im Ozean mündet — Solche Starrköpfigkeit bei den Flüssen ist auch etwas charakteristisch Brasilianisches; alle bedeutenden Ströme der Staaten Sao Paulo und Parana — es sind rund ein Dutzend — fließen, eben wegen des Randgebirges, das sich hart an der Küste erhebt, landeinwärts statt ins Meer. Der Parana fängt sie auf, und seine Mündung, der Rio de la Plata weit im Süden, schwemmt den Schlamm von einem Halbdutzend brasilianischer Staaten in den Ozean; darum fahren dort so häufig Schiffe auf Bänken fest.

Bald jenseits des Tieté liegt das Institut Butantan, ein kleiner hügeliger Park mit villenartigen Bauten und den Serpentarien, die aussehen wie Badebassins ohne Wasser. Sao Paulo, der reichste Staat Brasiliens, gehört zu den giftschlangenreichsten Gebieten der

Welt; achtundzwanzig verschiedene Arten kommen vor, solenoglyphe und proteroglyphe, für jeden Geschmack. Daher wurde hier bereits 1894 das Institut geschaffen, um die Entdeckung der Immunisierung gegen Schlangenbiß durch den Franzosen Calmette praktisch auszunutzen.

Butantan, das hat in aller Welt vertrauten Klang; vom Schlangenbiß Geheilte in ganz Südamerika bis weit hinauf nach Mexiko und USA gedenken seiner in Dankbarkeit. Man weiß, daß 40 v. H. aller von der Klapperschlange Gebissenen sterben, 20 v. H. der von der Jararaca Gebissenen; Kinder erliegen dem Gift zu 100 Prozent, während bei rechtzeitiger Behandlung mit Serum die Sterblichkeit — bei Kindern und Erwachsenen gleichermaßen — nur 3 v. H. beträgt. Butantan, das bedeutet im Tupy-Guarany, dem Indianerdialekt der Gegend, „Viel Wind“ — schon wieder Wind, Wind mit dem roten Staub, den man nicht los wird.

Der Schlangengärtner, selbst dreizehnmal (bis auf weiteres) von Giftschlangen gebissen und immer wieder durch Einspritzungen geheilt, völlig gesund, ein herrlicher, dürrer, sachlicher, ruhiger Brasilianer, ein wandelndes Zeugnis, lebende Reklame für Wert und Güte des Instituts, steigt in die Schlangengärten, mit nichts als Ledergamaschen und einem Hakenstock bewehrt, die Zigarette im Mundwinkel. Zu Hunderten ringeln sich — im Wassergraben, auf dem Gras, in den kleinen Kuppelbauten aus Zement, die den Tieren als Schutz gegen Sonne und Unwetter dienen — die Giftschlangen; der Schlangengärtner harkt sie zusammen, armdicke und aaldünne, und häuft sie aufeinander. Wütend führen sie blitzschnelle Bisse gegen seine Gamaschen; trüge er sie nicht, er wäre zum vierzehnten, fünfzehnten, zwanzigsten Male gebissen. Er aber bleibt ruhig inmitten der zischenden Knäuel von Schlangenleibern, ein großartiger Vertreter neuzeitlicher Wissenschaft inmitten des gefährlichsten Ungeziefers aus dem Urwald. Er packt die Tiere dicht hinter dem Kopf, und mit zwei Fingern melkt er den glasklaren, fadenziehenden Giftspeichel aus den Drüsen in die Glasbehälter; die größte Sorte, der Buschmeister, liefert drei Kubikzentimeter Gift, der Jararacussu einen Kubikzentimeter; die Klapperschlange, die auf den eindrucksvollen lateinischen Namen *Crotalus terrificus*

terrificus hört, am wenigsten. Man zwingt sie alle, den Menschen im Kampf gegen die noch freien Brüder im Busch beizustehen, ein imponierender Gedanke. — Nun steigt der Gärtner zu den Skorpien, den Giftspinnen, den Giftkröten, deren milchiger Speichel, in die Augen gespritzt, den Tod herbeiführt, und läßt sich von ihnen die Gamaschen bespucken. Auch sie stehen im Dienste des Instituts, auch gegen sie sind Sera gewachsen.

In einem besonderen Serpentarium, das dicht mit Bäumen bewachsen ist, gedeihen die ungiftigen Schlangen, Riesentiere unter ihnen, die wie Panther auf den belaubten Zweigen liegen und sich aalen. — Der Gründer des Instituts, der bemerkenswerterweise Brazil heißt, hat das Einfangen und Einliefern der lebendigen Schlangen organisiert, indem er anfangs Fangprämien, später Belohnungen in Form von Immunserum einführte. Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften sind gesetzlich verpflichtet, den Transport der Tiere unentgeltlich vorzunehmen. Im ersten Jahr seiner Tätigkeit erhielt das Institut 64 Schlangen eingeliefert, 1911 bereits 2719, 1921 waren es 7515 und im Jahre 1934 schon 25000 Stück. In den Jahresberichten des Instituts werden die zehn erfolgreichsten Schlangenfänger genannt und öffentlich belobt; 1932 standen deutsche Siedler an zweiter und dritter Stelle; der eine, im Staate Santa Catharina, hatte 499 Tiere gefangen, der andere, aus Parana, 253.

Dreimal in der Woche wird die ringelnde Last von den Bahnhöfen der Stadt abgeholt, die Giftigen werden von den Ungiftigen sortiert. Die ersteren verweigern in der Gefangenschaft die Nahrungsaufnahme — eine Beobachtung, der von vielen zoologischen Gärten widersprochen wird — und gehen nach 30 bis 40 Tagen, nachdem sie zwei- bis dreimal gemolken worden sind, ein. Das gewonnene Gift hat bei den Brillenschlangen die chemische Formel $C^{17}H^{26}O^{10}$, bei den Klapperschlangen $C^{34}H^{54}O^{21}$, man kann sich also das Zusagende aussuchen; es wird neuerdings auch zu Heilzwecken verwandt, mit zum mindesten vorübergehendem Erfolg bei Epilepsie, Krebs und Bluterkrankheit.

Das filtrierte, zentrifugierte und konservierte Gift wird in steigender Menge Pferden eingepflegt, die den dritten im Bunde beim

Kampf gegen den Schlangenbiß darstellen, bis sie nach etwa einem halben Jahr dreihundert bis fünfhundert Milligramm Gift unbeschadet vertragen, dann entnimmt man unter sorgfältiger Einhaltung von Pausen, Kontrollierung der Temperatur, des Körpergewichts, drei- bis viermal Blut, das sich mittlerweile mit den natürlichen Gegenstoffen angereichert hat und zur Herstellung des Serums eignet. Allerdings liefert erfahrungsgemäß nur jedes fünfte Pferd ein brauchbares Serum, und diese Tiere — Serumstars, wenn man will — erhalten eine noch sorgfältigere Pflege als die andern, die nach jeder Blutabgabe einige Monate der Ruhe pflegen dürfen, bis sie wieder an die Reihe kommen.

Einige der Pferde stehen bereits zehn und mehr Jahre im Dienste des Instituts; befragt, erklärten sie, sie zögen ihren Dienst dem Ziehen von Lastkarren vor, außerdem wäre das eine gehobenere Art der Beschäftigung, eine Art Beamtentum. — Vier verschiedene Schlangensera werden regelmäßig hergestellt, und zwar eins gegen die Klapperschlange, eins gegen die Jararaca, die beliebteste Schlangenhautlieferantin der Schuh-, Gürtel- und Handtaschenindustrie, eins gegen alle Bothropsarten, zu denen die Jararaca gehört, und eine Universalmischung, welche gegen die Klapperschlange wie gegen die Bothropsarten gut ist und die ich mir zulegen würde. Das Serum gegen Buschmeister und Korallenschlangen wird nur auf Wunsch hergestellt; die Schlangenzieher erhalten das Serum gegen diejenige Schlangensorte, die sie lieferten, kostenlos zugesandt. Wer in Brasilien von einer Schlange gebissen wird, dem kann nur geraten werden, sich statt auf den Cachassa auf ein Serum des Butantan-Instituts zu verlassen.

„Ob es nicht“, meinte Lenhardt mit sehnsüchtigem Blick, „ob es nicht angeht, in derselben Weise, in der man das Schlangenserum herstellt, Sera auch gegen die andern Geißel der Menschheit herzustellen?“

„Als da wäre?“ fragte Hillern.

„Lüge — Raub — Krieg“, phantasierte Lenhardt.

„Ihnen, mein lieber Lehnhardt, würde ich doch Caxaxa statt Serum empfehlen — in Ihrem gegenwärtigen Zustand“, meinte Hillern, fügte aber begütigend hinzu, „ich kann mir allerdings

denken: man läßt Rösser von Lügnern und Kriegshetzern beißen und injiziert deren Blut solchen, die Amok zu laufen drohen. Vielleicht — —“

Durch Wolken roten Staubs — Butantan, „Großer Wind“ — fuhren wir zur Stadt zurück.

Die Städte stehen eben da, wo man sie hingestellt hat: Peiping erstickt zu Zeiten unter gelbem Staub, andre Städte kenne ich unter grauem Staub, hier gibt es reichlich von der paprikaroten Sorte. Man kann ganze Städte nicht unter Moskitonetze tun oder auf einen Frigidaire setzen. Ford hat es oben im Amazonas versucht — mit negativem Erfolg. Schöner wird Sao Paulo durch den roten Puder weiß Gott nicht; aber Brasilien hat Perlen von Städten genug, wozu braucht es eine mehr!

Ins Notizbuch geschrieben:

Wer einwandern will.

Einwanderer werden nur laut Quote, d. h. im Verhältnis zu den bereits im Lande ansässigen Landsleuten zugelassen. 1937 durften zuwandern:

27074 Italiener

22956 Portugiesen

11536 Spanier

3546 Japaner

3099 Deutsche

2035 Polen

Der Quote nicht unterworfen sind u. a. Ringkämpfer, Illusionisten und Pelotaspieler. Also!

Der Ausreißer

Auf der Fahrt von Belem do Para nach Pernambuco war ich viel auf Deck — dem Bootsdeck ganz oben; in der leisen, doch machtvollen Dünung des Südatlantik kämmten die Masten die Sternenniese mit den funkelnden Blumen; ich stierte einigermaßen unverwandt auf das Kreuz des Südens, studierte, was wohl den See-

fahrrern daran solch tiefen Eindruck gemacht haben mochte, versuchte mir einzureden, wie hervorragend und einzigartig es sei — und mußte mir doch eingestehen, daß es im Fernen Westen dieselbe Enttäuschung bereitet wie im Fernen Osten, auf den Philippinen, in der Südsee, vor Singapore. Ach, letzten Endes behalten die Humoristen stets recht; wenn irgendwer, so messen sie die Erde, und ihre Erscheinungen mit dem rechten Maßstab, mit dem lächerlich kurzen des Gelächters, und so hat denn Mark Twain vollkommen recht: das Kreuz des Südens würde mit mehr Berechtigung „Sarg des Südens“ heißen; es hat nicht das geringste von einem Kreuz an sich, und wenn schon: Hat nicht jeder von uns sein Kreuz! Viele, viele Sternbilder des nördlichen Himmels sind leuchtender, haben mehr Ähnlichkeit mit dem Ding, auf das sein Name kokett anspielt, wie es denn überhaupt eine Torheit ist, die nördliche Hemisphäre zu verlassen. Allein, die Seefahrer machen viel her von ihm — aber Seefahrer beziehen Wallungen selbst aus dem Hundstern.

In winterlicher Nordlandschaft den Abendstern als ersten angezündet werden, den Morgenstern als letzten verglimmen sehen — wenn der Himmel die bei ihm wie bei Frauenaugen gleichermaßen seltene grüne Farbe zeigt — —

In diesem Augenblick kniff mich jemand unterhalb des Kreuzes — meines Kreuzes wohlverstanden — und meinte mit einem unverkennbar sächsischen Einschlag: „Na, Sie.“

Ich war mir nicht bewußt, mit irgend jemand an Bord des Schiffes soweit gediehen zu sein, und entgegnete (mit einem unverkennbar undefinierbaren Einschlag): „Na?“ Und wandte mich langsam um.

Es handelte sich um einen jungen Menschen in einer Sportmütze; er war jünger als ich, was schon etwas heißen will, auch kleiner, machte aber einen viel kompakteren und trainierteren Eindruck. — „Ich sitze doch beim Essen mit Ihnen am selben Tisch“, begann er.

„Oh, das hatte ich übersehen.“

„Und Sie sind mir gleich als sympathisch aufgefallen, weil Sie der einzige am Tisch sind, wo trank.“

Ich meinte: „Das ist schließlich kein Kriterium für Wert oder Unwert eines Menschen.“

„Ja, doch“, verstand er mich wider Erwarten, „ja doch, schlechte Menschen, das habe ich immer beobachtet, trinken keinen Alkohol.“

„Wo man trinkt, soll man vertrauen wollen“, reimte ich aus dem Ärmel, „böse Menschen trinken keine Mollen.“

„Ja aha, so ist das.“

Ich fragte: „Fahren Sie auch nach Pernambuco?“ Und er antwortete: „Ich weiß nicht recht“, was mir nicht uninteressant schien, denn ich auf meinen Reisen habe leider nicht allein immer gewußt, wohin ich wollte, sondern auch was ich darüber schreiben würde und wie die Überschriften lauten würden.

„Ich bin nämlich ein Ausreißer“, erläuterte er nicht ohne Stolz.

Von dieser Sorte hatte ich schon viel gehört und gelesen, nie aber ein lebendiges Exemplar vor die Augen bekommen.

„Ah so.“

Er bewahrte mir seine Sympathie und eine rührende, manchmal störende Anhänglichkeit bis nach Pernambuco, wo er, wie er sich ausdrückte, zu „türmen“ gedachte, wenn ... Lehnte ich in elegischer Stimmung an der Reling und hatte meine reizvolle Kabinennachbarin gerade auch so weit in elegische Stimmung gebracht, daß ich einen Cocktail oder einen gemeinsamen nächtlichen Landausflug in Vorschlag bringen zu können hoffen durfte — flugs stand er hinter mir, kniff mich ins Kreuz des Südens und machte: „Na, Sie?“

Worauf ich mich genötigt sah, den Ablauf der elegischen Stimmung zu unterbrechen und wechselseitig bekannt zu machen; worauf er die Hand der Dame ergriff und „ich bin so frei“, sagte.

Immerhin hatte ich nicht allein den Vorteil seiner Gunst, sondern denjenigen, daß er mir seine Lebensgeschichte erzählte, sein Geschick anvertraute. — Er stammte, wie 50 v. H. aller Ausreißer, aus Sachsen, war jedoch wie $33\frac{1}{3}$ v. H. aller Ausreißer, in Hamburg beschäftigt als Dreher. Mein junges Leben hat noch nicht ausgereicht, um herauszubekommen, was das ist: Ein Dreher. —

Kurz und gut, er war es. Und eines Tages hatte ihn das Fernweh gepackt — so drücke ich das aus — er hatte sein Sparkassenkonto abgehoben und damit eine Fahrkarte erster Klasse nach Brasilien und zurück gekauft. (Im Grunde argwöhnte ich, daß er einen Mord begangen oder eine beachtliche Unterschlagung unter Dach und Fach gebracht hatte.)

„Warum“, fragte ich, „warum in aller landläufiger Teufel Namen lösten Sie denn, den ich weder für wohlhabend noch für einen Hochstapler halte, ausgerechnet erstens eine Fahrkarte erster Klasse und zweitens auch für die Rückreise, da Sie doch ausreißen wollten?“

Darauf machte er eines der verschmitztesten Gesichter, die mir begegnet sind. — Wir gingen zum Ladedeck hinunter, um Shuffleboard zu spielen — das Spiel um eine Mark — und warfen verschwitzte Gummipplatten — noch nicht Buna — nach gleichgültigen Nummern.

„Sehen Sie wohl, die Sache ist so: Die Passagiere dritter Klasse werden bei der Landung in Brasilien streng kontrolliert, sie kommen auf die Ilha das Flores und so; die Passagiere erster Klasse nur wenig; diejenigen mit Rückfahrkarte schon gar nicht. Drum.“

„Das halten die Behörden so“, meinte ich, „weil sie in der dritten Klasse verschämte Einwanderer vermuten.“

„Freilich.“

„Sie haben also Ihre ganzen Ersparnisse an eine Fahrkarte gelegt, die Sie mindestens zur Hälfte nicht zu benutzen gedenken?“

„Na, nicht ganz, aber doch. — Es war hart, aber ich sagte zu mir: Kumpel, sagte ich“ — er gehörte zu den Leuten, die sich selbst gern mit Kumpel anreden — „Kumpel, sagte ich, entweder du willst rinmachen, oder du willst nicht rinmachen; und willst du rinmachen, so wirst du eine Fahrkarte erster lösen, und wenn's dein ganzes Vermögen ausmacht, Kumpel. Habe ich zu mir gesagt. — Nun, etwas habe ich übrigbehalten — für die Wäsche, die Lektüre und die Getränke und so; es ist ja eine heiße Gegend, wo wir hinkommen.“

„Wieviel haben Sie denn?“

„Nu, zehn Mark.“

„Die vorgeschriebenen zehn Mark!“ — Das gibt es auch; von andren wußte ich, daß sie sich Platinglieder in die silbernen Uhrketten hatten machen lassen, herausnehmbare Goldplomben in die Zähne, Brillanten auf die Verschlüsse der Bruchbänder — was ihnen die holde Phantasie eingab.

„Allerdings habe ich mir schon einige Lektüre gekauft, zwei Bücher; ich will doch auf meinen Beruf als Kolonist vorbereitet sein, nicht wahr.“ — Das eine Buch war die „Blumenhölle am Jacinto“, das andre „Bestie Ich in Brasilien“, beides ausgezeichnete Vorbereitungsbücher, zusammen sieben Mark fünfzig, so daß ihm — falls mich die rechnerischen Fähigkeiten nicht trogen — ganze zwei Mark fünfzig für weitere Lektüre, die Wäsche und diverse Getränke verblieben. — Mir war denn auch aufgefallen, daß er bei Tisch nicht trank; mir fiel ferner auf, daß Niewalda, unser Tischsteward, der ihn mit dem geübten Blick des Stewards gleich richtig eingeschätzt hatte, ihm in wunderbarer Solidarität dreimal Beefsteak reichte, wenn er es mir nur zweimal reichte, die Kartoffeln zweimal, mir nur einmal, und daß er — der Kumpel — in allen Fällen nahm. Ich grüße Niewalda aus der Ferne und wünsche von Herzen allen Ausreißern, daß sie die Überfahrt unter seinen nahrhaften Fittichen machen; ich bewundere sein goldenes Herz und bin ihm nicht gram, obwohl auch ich gern drei blutige gut abgehangene Filetbeefsteaks esse statt zwei.

Als verschämter Wohltäter kaufte ich dem Ausreißer die beiden Bücher ab, obwohl ich sie nicht zu lesen gedachte, und trank des öfteren mit ihm ein Bier. — „In Pernambuco, Santos oder Rio rücke ich aus, müssen Sie wissen“, sagte er, „und lass' mich nie wieder sehen. Und wenn dabei mein Paß zum Teufel geht!“ Auch daß er daheim eine Braut gelassen, vertraute er mir an.

Je weiter man an der brasilianischen Küste südwärts gelangt, um so strenger wird die Kontrolle beim Anlandgehen, begreiflicherweise, denn das Klima in Para ist nicht erträglich für Neulinge aus Europa, in Pernambuco kaum, in Rio und Santos aber durchaus. In Belem do Para kann man so gut wie ohne Kontrolle an Land gehen, in Pernambuco nehmen sie einem beim ersten Landgang die Pässe ab und geben sie einem erst nach dem letzten

wieder, in Rio und Santos stellen sie gar einen numerierten Ausweis aus, den man an Stelle des Passes vorweisen muß und gegen den, und nur gegen den man beim Verlassen des Landes den Reisepaß wiedererhält. Mit der abnehmenden Temperatur kehren vertraute europäische Usancen ein.

Wir, ein hochnasiger Bridgetisch im Damensalon, hatten uns hierüber Gedanken gemacht, und es waren uns, da wir durchaus keine Ausreißer waren und ganz gewiß nicht die Absicht hatten, Kolonisten zu werden, mühelos sechzehn verschiedene Methoden eingefallen, um die Kontrolle zu umgehen. So konnte man in Pernambuco am ersten Tag an Bord bleiben, am zweiten Tag beim Verlassen des Schiffes dem Paßbeamten frech sagen: „Den Paß habe ich gestern bereits abgegeben.“ — Den Ausreißern aber, den Kolonisten in spe, war — wie das so ist — nichts eingefallen, und acht von ihnen blieben in Pernambuco — die Pässe im Stich lassend, was selbst in Brasilien ein nicht ganz unbedenkliches Unterfangen ist.

Gäbe es für so etwas Auskunftsbüros und wäre ich deren Leiter — —

Ich will nur — zum Vorteil der brasilianischen Paßbehörde und damit sie sich in Hinkunft danach richtet — berichten, wie zwei Freunde — Herr X. und Herr Y. wie im Ploetz-Kares — den Herrn Z., einen ungarischen Journalisten, dessen Gewissen ebensowenig in Ordnung schien wie sein Paß, in Rio de Janeiro — ausgerechnet in Rio, wo die Überwachung am eifersüchtigsten ist — zur Einwanderung mit Paß verhalfen.

Herr Z. war entschlossen, in Rio zu bleiben, koste es was es wolle, und sei es den Paß. Mit Bestechung ist in Brasilien nichts anzufangen, das weiß jeder, der das Land und seine Beamten gut kennt. Er ging an Land, heftig schwitzend, denn er trug drei Anzüge übereinander und zwei Mäntel überm Arm, und tauschte an der Schiffsleiter den Paß gegen einen numerierten Ausweis. Darauf nahm er sich ein Zimmer in einem Vorort an der Bahnstrecke nach Leopoldina, ging wieder an Bord und betrat wieder Land, diesmal mit drei Unterhosen, vier Paar Socken, dem Rasierzeug und drei Anzügen am Leib. Überm Arm trug er den Hausrock, in dessen

Taschen sich zwei Pyjamas schmiegt; aber er hatte immer noch nicht den Paß. Er würde ihn nach dem letzten Landgang erhalten — eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers — und nur gegen den numerierten Ausweis.

„Joi“, machte er, „gehe ich eben ohne Paß, gehe ich im Urwald, wer wird mir dort mögen fragen nach der Paß!“

Ich stand dabei und machte „Na na“, womit eigentlich alles Erforderliche gesagt ist. — Es war bei ihm auch nur Bravado, ein Sorglosgetue, ein Fesch tun; denn es ist kein Spaß, den Paß zurückzulassen: Der Kontrollbeamte schreitet beim Aufheulen der Sirene des auslaufenden Schiffes mit ernster Miene die Schiffstreppe herunter, schwingt mit drohender Gebärde die acht, neun oder zwölf Pässe, die ihm die Ausreißer — und man wird's nicht glauben: Ausreißerinnen! — als Angebinde gelassen haben, und der Lautsprecher verkündet dröhnend, daß die Fehlbaren sich hiermit der kriminalpolizeilichen Verfolgung aussetzen.

„Joi, man wird mir nicht in den Matto grosso befolgen“, kämpfte Z. die heftig keimenden Bedenken nieder. Herr X. und Herr Y. aber, die Freunde, waren entschlossen, ihn nicht ohne den Schirm des Reisepasses ziehen zu lassen; Z.'s letzten Anzug und letzte zwei Pyjamas unterm Anzug tragend, gingen sie am letzten Tag des Aufenthalts an Land, zogen in der Toilette eines Cafés an der Praça Maua Z.'s Eigentum aus und hießen ihn warten. Mit Z.'s numeriertem Ausweis versehen, kehrten sie eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers an Bord zurück, X. wies den Schein vor und erhielt Z.'s Paß ausgehändigt. Zwar blätterte der Beamte darin umher, bestrebt, die Photographie mit dem Antlitz des Paßinhabers zu vergleichen, doch Y. lenkte ihn ab durch die Bemerkung, daß er seinen Paß noch nicht wünsche, er müsse rasch nochmal an Land, die letzten entwickelten Filme abzuholen.

„Na, denn machen Sie man“, machte der Beamte, sah nicht, daß X. eine völlig anders geartete Nase sein eigen nannte als Z. und verabfolgte X. den Paß von Z.

X. gab ihn Y., und der begab sich nochmal (die letzten entwickelten Filme!) an Land. Im Café händigte er ihn dem vor sportlicher Spannung fast umgekommenen Z. aus; dann tranken sie

zusammen einen letzten Gim tonico auf gutes Glück und verabschiedeten sich. Y. kehrte an Bord zurück und ließ sich ordnungsgemäß seinen Paß aushändigen. X., der im Rauchsalon gesessen und in Ermangelung von Caxax Gordon Gin getrunken hatte, tat zwei Minuten vor Abgang des Dampfers — und des Paßbeamten — dasselbe unter Vorweisung diesmal seiner richtigen Nummer.

Mit drohender Miene verließ nach Ablauf der genannten zwei Minuten der Beamte das aufheulende Schiff, ein Bündel Pässe schwingend — und, siehe, es waren statt achte sieben!

Mein Kumpel aber drückte mir in Pernambuco warm die Hand und erklärte: „Ich mache jetzt rin, ganz egal.“

Ich sagte: „Und der Paß?“

Er winkte ab: „Habe ich abgeben müssen; is' auch egal.“

Ich sagte: „Mann, Kumpel, hätten Sie mich vorher gefragt!“ — Und er schritt — mit verhaltenem Schluchzen, wie ich seinen Schultern ansah — die Schiffstreppe hinunter, brav und ein wenig kurzbeinig.

Beim Abendessen, nachdem wir den Hafen wieder verlassen hatten, saß er ganz still und als ob nichts geschehen wäre, am Tisch und aß drei Beefsteaks. Die Arbeitsbedingungen an Land hatten ihm nicht behagt, wie er erläuterte.

Ich fand es nun an der Zeit, ihm — als Älterer und bedeutend Reiferer — ins Gewissen zu reden. — „Hören Sie“, sagte ich etwa, „wenn Sie ohne Paß an Land geblieben wären, das wäre eine maßlose Eselei gewesen. — Zudem habe ich nie recht verstanden, warum Leute auswandern, um zu siedeln. Ich wohne in Berlin, und wenn ich den Drang verspürte, zu siedeln, würde ich nach Marienfelde ziehen, allenfalls nach Buckow. Siedeln Sie doch daheim — gibt es nicht Neuland genug, Watten, die man in Kooge verwandelte? — Dort finden Sie die ganze Romantik der Arbeit — und eine andre finden Sie in Brasilien auch nicht! — Trinken Sie ein Bier mit? — Steward, zwei große Helle.“

Er schien nachdenklich; ich wäre es auch nach dem dritten Beefsteak und zweimal pommes frites. (Niewalda!) Aber im Hafen von Rio verabschiedete er sich wieder von mir auf Lebenszeit. — „Wie ist es mit dem Paß?“ fragte ich, „ich — ich wüßte gegebenenfalls

eine Technik, um Sie in seinen Besitz zu versetzen. Allerdings ist das erst eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers möglich.“

„Ach nee“, machte er, „da darauf kann ich nicht warten. Ich hab's eilig; ich mach da rin — auch ohne.“ — Seine kurze Geste umfaßte schlechterdings das ganze Brasilien. — Wir schüttelten uns die Hände; er machte die Schultern vierkantig und stieg steifbeinig die Schiffstreppe hinunter.

— Welche Narretei, sagte ich bei mir, hätte ich nicht so viele eigene Angelegenheiten, ich hätte ihm stundenlang zugeredet, ihn händeringend gebeten, keine solche Torheit zu begehen. Ohne Papiere in ein fremdes Land! Was stellt er sich vor unter „Siedeln“? Es ist hier ganz genau dasselbe wie auf einem Nordsee-Koog, nur daß es dort oben keine zweifelhaften Agenten gibt.

Als das Schiff nach Sao Paulo weiterfuhr, war von meinem Kumpel nichts zu sehen; der Paßbeamte stieg an Land und schwang ein Bündel Pässe; ob seiner darunter war, konnte ich nicht wissen. Beim Abendessen war sein Platz an meinem Tische frei, auch zum Frühstück erschien Kumpel nicht, er hatte also wohl den Sprung gewagt. Aber beim Mittagessen — es gab, wenn ich nicht irre, Filetbeefsteak — saß er still und betont unauffällig auf seinem Platz.

„Naaaa?“ fragte ich, „ich dachte, Sie wären längst fazendeiro — Großgrundbesitzer im Hinterland von Rio oder wo.“

„Nee“, machte er, „ich war bloß krank; ich vertrag' den ersten Tag auf See schlecht.“

In Wirklichkeit hatte er sich geniert.

„Aber das mit dem fazendeiro, das mag stimmen.“

„Nanu und wieso?“

„Ich mach' nämlich doch noch rein.“

Ich bestellte zwei Helle. — „Ja, ich weiß schon: in Sao Paulo.“

„Nee, ohne Spaß. — Was meinen Sie, wozu ich die ganzen Tage in Rio weg war?“

„Na, die Mangue, allenfalls die Conde de Lage.“

„I wo. Ich bin mit der Bahn nach Bello Horizonte gefahren.“

„Na und?“

„Dort wohnt ein entfernter Verwandter von meiner Mutter.“

„Wo hat ein Sachse nicht einen entfernten Verwandten seiner Mutter wohnen!“

„Da haben Sie wohl recht. Na, und der schuldet einem andern entfernten Verwandten von meiner Mutter in Bautzen Geld.“

„Was weiter?“

„Also mit dem Geld hat er vor sieben Jahren nach Brasilien reingemacht, nach Bello Horizonte, genau wie ich. Dort hat er von der Regierung hundert Alqueiren Land erworben; das ist das, was jeder Einwanderer bekommt.“

„Hundert was? — Ich denke, Flächen werden in Brasilien nach Quadratbraços gemessen?“

„In unsrer Gegend nicht, Herr.“

„Unsre Gegend — das ist Bello Horizonte?“

„Wie Sie sagen. Die Alqueire ist ein Hohlmaß — soviel wie zehn Scheffel — und bezeichnet eigentlich die Menge Getreide, die man für die Aussaat einer bestimmten Fläche braucht; aber bei uns daheim in Bello Horizonte benutzt man es, um die Fläche selbst zu bezeichnen.“

„Aha.“ Seine Kenntnisse schienen mir für reine Aufschneiderei zu detailliert.

„Nun hat der gute Mann, der wo einem entfernten Verwandten von meiner Mutter Geld schuldet, in den sieben Jahren erst zwanzig von seinen hundert Alqueiren kultiviert — der Rest ist all Urwald — und er sieht schon jetzt, daß er das Ganze nie und nimmer wird bändigen können. Ist er vorn mit dem Urwald zu Rande gekommen, stürzt das Unkraut sich von hinten wieder auf den gerodeten Boden, da ist nichts zu machen. — Also, er läßt mir gern vierzig Alqueiren ab, wovon viere bereits gerodet sind. Darauf habe ich geachtet, denn ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen, müssen Sie wissen; ich muß ja sehen, wo ich bleibe. Ich muß ihm dafür 1300 Mark zahlen — aber die zahle ich nicht, denn ich kann ja wegen der Devisengesetze gar nicht ins Ausland zahlen. Aber meine Mutter zahlt das Geld an den entfernten Verwandten in Bautzen, dem der Mann Geld schuldet, und so geht das alles ganz schön. — Dreizehnhundert Mark, das ist ein schönes Stück Geld, besonders für mich als Kumpel; aber dafür verpflichtet sich der Mann in

Bello Horizonte, ein Haus auf dem gerodeten Stück für mich zu bauen, bis ich komme. Ferner muß er ein affidavit leisten, das heißt für mich bei der Einwanderungsbehörde bürgen, müssen Sie wissen, und drei Contos als Pfand hinterlegen, das sind nochmal 450 Mark, aber die kriegt er ja wieder, falls ich nicht der Behörde zur Last falle. Und das tu ich nicht, da können sie lange drauf lauern.

Der Mann zieht Bananen und Ananas auf seinen zwanzig Alqueiren, und ich werde auch in Ananas und Bananen machen. Sehen Sie, endlich kann ich Ananas essen, soviel ich will, und nicht bloß immer die eine Scheibe mit Schlagsahne so wie auf dem Schiffe hier. — Sie müssen mich besuchen, wenn Sie mal wieder nach Rio machen und rauf nach Bello Horizonte; Sie sind mein Gast. — Das Haus — also, was Großartiges müssen Sie sich nicht drunter vorstellen, so wie Sie es gewöhnt sind; aber willkommen sollen Sie sein, bei mir und meiner Frau. — Darf ich Sie darauf jetzt zu einem Bier einladen? Bitte geben Sie mir keinen Korb. — Herr Niewalda, zwei große Helle.“

Niewalda machte zwei große Augen, und auch ich fragte: „Wieso haben Sie Geld? Mich geht's zwar nichts an, aber — —“

Er raschelte mit einem ganzen Bündel Milreisscheinen. „Ich hab' mir natürlich von dem Mann gleich auch ein bißchen Kleingeld für die Reise geben lassen, das war *conditio sine qua non!*“

Ich konnte nicht umhin, die Umsicht zu bewundern, mit der sich der junge Mensch — 1937er Ausreißer — seinen Weg geebnet hatte. „Wieso Ihre Frau?“ fragte ich immerhin.

„Na, ich fahr' doch jetzt nach Haus, um zu heiraten. Dann besorgen wir uns die Visen und das alles, wie es sich gehört, und dann machen wir zu zweit rein. Aber richtig!“

Ich beglückwünschte ihn dazu, daß er es vermocht hatte, seine abenteuerlichen Ausreißerpläne aufzugeben, und verspürte dabei selber eine große Erleichterung. Ohne daß man ein besonders guter Mensch ist, fühlt man sich doch irgendwie verantwortlich für das, was einer tut, mit dem man ein Stück Weges gegangen ist.

Ich dachte auch — zwangsläufig — an die Größe und Großzügigkeit eines Landes, das so viel Grund vergeben kann, daß ein er-

wachsener Mann in sieben Jahren nur ein Fünftel davon urbar machen mag.

An diesem Tag servierte Niewalda dem Kumpel nur zwei Beefsteaks. Sehr richtig!

Ins Notizbuch geschrieben:

Zwei Konventionallügen, welche die Jugend (aller Länder) aufrechterhält:

- 1. Im Ausland könne man leben ohne zu arbeiten,*
- 2. der Arbeit im Ausland eigne mehr Heroisches als derjenigen daheim.*

Interviews

Die Brasilianer haben mit den europäischen Völkern die Angewohnheit gemein, prominente und bedeutende Gäste, die ihr Land berühren, durch Interviewer ausfragen zu lassen; mit den außereuropäischen Völkern haben sie die Angewohnheit gemein, auch Leute interviewen zu lassen, die weder hervorragend noch bedeutend, sondern lediglich dadurch bemerkenswert sind, daß sie ihr Land berühren, z. B. mich. So wurde ich überall, wo ich hinkam, von freundlichen Zeitungsleuten, die das Schiff enterten, kaum daß es angelegt hatte, ausgefragt, wohin ich wollte, wie lange ich mich aufzuhalten gedächte, was ich von ihrer Stadt dächte, was ich triebe; sobald sie erfuhren, daß wir Kollegen wären, erlahmte ihr Eifer — durchaus begreiflicher Weise — einigermaßen, und sie wollten wissen, wen es denn „sonst“ Interessantes und Bedeutendes an Bord gäbe.

Auf den ersten Teil der Fragen hatte ich mir eine genormte Din-Antwort zurechtgelegt, die allen Brasilienreisenden wärmstens empfohlen werden kann. — „Ich halte Belem (Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro)“, sagte ich, „nicht nur für die schönste, sondern auch die bedeutendste Stadt Brasiliens, viel schöner und bedeutender als Pernambuco (Belem, Rio oder Bahia); ich habe gefunden (fünf Minuten vor Verlassen des Schiffes), daß die Paraenses (Pernambucanos, Cariocas, Bahianos) viel intelligenter und betrieb-

samer sind als etwa die Pernambucanos, Cariocas oder Bahianos, und daß ganz besonders das Zeitungswesen bei ihnen auf einer einsamen Höhe steht.“

„Ah, Sie finden das wirklich?“

„Sim, ich finde es wirklich.“

Und strahlenden Auges deklamierten sie: „Ich werde es unsern Lesern sagen, ich werde es Belem (Pernambuco, Rio, Bahia) sagen! — Wer ist sonst noch Interessantes oder Bedeutendes an Bord, Senhor?“

„Nun“, antwortete ich in Belem und ließ den Blick durch den Salon schweifen. „Sehen Sie den Herrn bei der cerveja, beim Bier dort drüben?“

„Der Herr mit dem roten Kopf und den — wie sagt man?“

„Schmissen. Sim, derselbe. Das ist Professor Z., der Miterfinder der Buna, des synthetischen Gummis.“

„Ay“, sein an sich schon dunkles Gesicht verdunkelte sich. „Und Professor Z. gedenkt ebenfalls Brasilien zu besuchen, gedenkt in unsrer Stadt an Land zu gehen?“

„Gewiß.“

„Nun dann“, er sog erregt am Bleistift, „dann würde ich ihm raten, nicht seine Identität zu enthüllen. Die Leute sind — Sie wissen — sehr aufgebracht wegen des Verfalls, den der Gummihandel erlebt hat.“

Wochen später, in Santos, der Stadt, in der sie zum Leidwesen der europäischen Hausfrauen den Kaffee ins Wasser werfen, in Wirklichkeit aber zum Heizen der Lokomotiven verwenden, leistete ich mir einen üblen Scherz.

„Sehen Sie den Herrn dort drüben beim Bier?“ fragte ich den Ausfrager. „Es ist Professor Z., der Miterfinder der Buna, des synthetischen Gummis.“

„Ah, interessant; dieses Belem do Para — ich kenne es nicht, Senhor — soll sehr verfallen sein, seit das mit der Gummiausfuhr nicht mehr klappt; nun, es war wohl schon immer keine angenehme Stadt. Professor Z. ist das also, der Erfinder der borracha syntetica. — Sagen Sie, womit beschäftigt er sich im Augenblick?“

„Mit Biertrinken.“

„Nein, ich meine wissenschaftlich, experimentell — —“

„Mit der Erfindung des synthetischen Kaffees.“

Da entfiel ihm der fleißige Bleistift.

„In den Salons des Ozeandampfers“, schrieb der Mann vom „O Diario“ in Santos, „hatten wir Gelegenheit, die Bekanntschaft zweier Kollegen, der srs. Fr. W. Hillern und W. K. Nohara zu machen. Ich halte Santos, erklärte uns sr. Hillern, nicht nur für die schönste, sondern auch die bedeutendste Stadt Brasiliens, viel schöner und bedeutender als Rio, Sao Paulo oder Pernambuco. — Es ist notwendig, betonte sr. Nohara, daß Brasilien eine intensive Propaganda macht für das Land, seine Erzeugnisse, seine Naturschönheiten, mit denen kein Land der Welt konkurrieren kann. Brasilien besitzt die besten Elemente, um zu einem Touristenland ersten Ranges zu werden.

— Was halten Sie von der europäischen Lage? — fragten wir sr. Nohara.

— Die Lösung des europäischen Problems hängt vom Ausgang der spanischen Angelegenheit ab, antwortete sr. Nohara.

Besuch im ‚O Diario‘

Nachdem sie in Begleitung unsres Redakteurs das Schiff verlassen hatten, statteten die srs. Hillern und Nohara dem Betrieb und der Redaktion des ‚O Diario‘ einen Besuch ab.“

Wir suchten den Hauptredakteur auf und rauchten eine seiner ausgezeichneten Zigarren; wir begaben uns in die Druckerei mit den großen Rotationsdruckmaschinen, deren Funktionieren mir selbst nach der Erklärung in fließendem Santosianer Brasilianisch nicht klargeworden ist und rauchten eine der ausgezeichneten Zigarren des Druckereileiters, wir suchten den Lokalredakteur auf, der gerade den Umbruch unseres Interviews besorgte, und rauchten eine seiner hervorragenden Zigarren; taumelnd begaben wir uns ins Zimmer des Handelsredakteurs und sogen verzweifelt an einer seiner schweren aromatischen Zigarren. Mit viel Stolz zeigte man uns eine Kaffeesondernummer, welche das „Diario“ vor wenigen Tagen her-

ausgebracht hatte: Leitartikel, Feuilleton, Handelsteil, Illustrationen, alles, alles drehte sich darin um Kaffee; es war ein dickes Heft von etwa hundert Seiten, die Hälfte davon Inserat.

„Wir wollen damit“, erklärte der Handelsredakteur, „unsern Kaffeehandel heben, wollen ihm einen erneuten Anstoß, einen neuen Elan geben.“

„Ah, sehr gut.“ Wir blätterten darin und kamen zum Inseratenteil. Plötzlich lachte Hillern grell auf und wies mit dem Finger auf einen Ganzseiter:

Es war die Reklame eines deutschen Malzkaffees.

Ich stimmte in das Lachen ein, und der Schriftleiter fragte, was wir hätten.

„Was wir haben? — Nun sehen Sie her; da machen Sie in Ihrer Sondernummer zur Hebung des Kaffeekonsums Reklame für einen Kaffee-Ersatz!“

„Warum nicht, Senhores?“

„Hören Sie: das führende Blatt der Kaffeestadt von Brasilien gibt eine Kaffee-Sondernummer heraus und — —“

„Ich kann dabei nichts finden.“

Und wir haben es — brasilianische Großzügigkeit und Duldsamkeit — nicht fertiggebracht, den Herren klarzumachen, was wir daran komisch fanden.

Zwischenspiel:

Villa Heimweh, Dois Irmaos

In jenem Vorort von Pernambuco, der auf den rätselhaften Namen Dois Irmaos, „Zwei Brüder“ hört, habe ich ein Haus gesehen, dessen Anblick auf eigene Weise erschütterte. Es stand grau und schlicht, gleichsam fremd in einer Umgebung von geradezu schamloser tropischer Üppigkeit, in die man papageienbunte und pastellfarbene Häuser gestellt hatte; das eine seiner zwei Zimmer hatte man sozusagen ins Freie gestellt, indem man die Wände bis auf die Hausecken niederriß, aber auch im andern Raum waren die Fenster durch Wegschlagen der Fassungen und umgebenden

Backsteine vergrößert worden. Die Bretter des Fußbodens waren entfernt und vermutlich zu Brennholz verwendet worden, und aus der Erde darunter sproß fröhlich das fette Grün. Das Haus, das einst so ausgesehen haben mochte, als ob es aus Küstrin, aus Brandenburg oder Neustadt a. d. Dosse stammte, preußisch, wenn man will, war brasilianisiert worden und diente nun einer alten Negerin zur Behausung, die allerdings nur die rechte, ganz und gar den Winden freigegebene Hälfte bewohnte.

Über der Tür, die verschlossen war und niemals geöffnet wurde, weil ohnedies die Fenster zum Aus- und Eingehen genügten, stand, von einem kitschigen Schnörkel umgeben und fast zur Unkenntlichkeit verwaschen:

Villa Heimweh.

Im Garten, der dazu gehörte, blühten üppig Hibiskus, Bougainvillea und die andern Pflanzen, die zu jeder tropischen Geschichte gehören.

Während ich im krassen Licht heftig blinzeln und einigermaßen gerührt dastand und versuchte, mir das Schicksal des Hauses klarzumachen, schrie in einer nahen Fabrik für Tomatenmark und Pfefferkonserven die Mittagssirene, und die Arbeiter, schlanke, schöne Mulatten und Neger, die sich beim Gehen in den Hüften wiegten, erschienen auf den kreideweiß bestaubten Wegen, um sich zum Mittagbrot zu begeben. Die alte Negerin in der Villa Heimweh betrieb einen bescheidenen Mittagstisch, und fünf oder sechs der Schwarzen setzten sich an ihre ungehobelte Tafel, um sich von ihr beköstigen zu lassen. Es gab Vatapa, den undefinierbaren Brei aus Maisgrieß und Fisch, und einen Caruru mit Pfefferschoten und Schleim, dazu Reis und hinterher grüne Apfelsinen, so viel man nur wollte.

Ich, der ich auf die Straßenbahn wartete, schaute durchs Fenster zu, das als Tür diente, und kam so mit den Leuten ins Gespräch. Die Negerin erzählte mir, während die schwarzen Kerle mit Appetit aßen, die Geschichte des Hauses. — Ein Deutscher hatte es erbaut, der mit seiner jungen Frau gleich nach dem Kriege herausgekommen war; er hatte ihm eine Form gegeben, die den Spott der Bra-

silianer erregte, und dabei eine vorbildliche, wenn auch etwas zu groß geplante Gemüsezuucht angelegt. Mit dem Gemüse steht es schlecht auf Brasiliens Märkten, nur die Deutschen und die japanischen Siedler verstehen es zu ziehen, und wer es tut, der kann davon sehr wohl leben.

Aber die Frau des Deutschen — die Negerin erinnerte sich nur halb ihres Namens, der ihr unaussprechlich und lächerlich war — vertrug das Tropenklima schlecht. Sie erwartete ein Kind und verlor es durch Frühgeburt. Die Blutung wollte nicht aufhören; ein deutscher Arzt riet zur Heimkehr oder doch zu einem Aufenthalt an einem kühleren Ort, etwa im südlichen hochgelegenen Sao Paulo. Aber natürlich ließ sich das nicht machen. Der Siedler stellte gerade einen großen Bewässerungskanal vom Flößchen Beberibe zu seinem Grundstück fertig, der ihm und seinen Nachbarn einen reichen Wassersegen bringen sollte. — „Sie wissen doch“, sagte der Arzt, den viel fremdes Schicksal und eigenes Leid zynisch gemacht hatten, „daß viele weiße Siedler sich farbige Frauen nehmen, welche das Klima hier gewohnt sind und gesunde stramme Kinder gebären. Wenn Ihnen also sehr an einem gesunden Nachkommen gelegen ist, mein Gott, dann — —“

Der Siedler hörte nicht hin; auch ein weiteres Kind wurde zu früh geboren, und als das dritte erwartet wurde, dem dasselbe Schicksal drohte, entschloß er sich mit Tränen der Bitterkeit zur Heimreise. Es ging jetzt nicht nur um das erwartete Kind, es ging um die Frau Irmgard — die Negerin hatte den Namen endlich beisammen. — Der Arzt ließ darüber keinen Zweifel.

Als der Mann das Haus und das Grundstück, das er sehr schön angebaut hatte, zum Verkauf stellte, fand sich kein Käufer; die Nachbarschaft, die ihm ohnedies schon immer nicht freundlich gesinnt gewesen war, hielt Disziplin und boykottierte systematisch den Verkauf. Dem Mann, der ihm die Koffer zur Straßenbahn trug, mußte er das Anwesen daher als Trinkgeld geben.

Dieser war ein Fahrer der Straßenbahn, ein Mulatte, Sohn eines Weißen und einer schwarzen Frau. Er verstand den Sinn der Wände nicht, die in Küstrin oder Neustadt a. d. Dosse die Kälte wohl abgehalten hätten, und ließ sie so weit wegreißen, als es eben

mit der Sicherheit des Hauses vereinbar war. Den Blumenkohl im Garten verabscheute er und ließ ihn eingehen, ebenso die Artischocken, den Weißkohl und den Grünkohl. — Eines Tages, als er seinen Wagen führte, blickte er sich nach einer hübschen Krolin um, die hinten eingestiegen war und in deren Seidenröckchen der Wind spielte; als er zehn Minuten gefahren war, ohne einmal nach vorn zu sehen, stieß der Wagen in voller Fahrt gegen einen entgegenkommenden Zug und entgleiste, wobei der Fahrer erschlagen wurde.

Das Haus stand nun eine Weile verwaist, bis die alte Negerin, die sich mit der Absicht trug, einen Mittagstisch in der Nähe der Fabrik für Tomatenmark und Pfefferkonserven aufzumachen, sich seiner erbarmte und ohne weiteres einzog. Mittlerweile war der Garten völlig verdschungelt, der mühsam gegrabene Wasserkanal verschlammmt, und an seinen Böschungen sagten sich die Schlangen und die Goldhasen Gutenacht.

Die Negerin ließ noch mehr Wände einreißen, weil sie den Sinn des Herdes als Rauchabzug nicht verstand, und kochte in einem verußten Kessel über offenem Holzfeuer den Vatapa für ihre schwarzen und braunen Kostgänger. — Als die Mahlzeit vorüber war und die Burschen sich rülpsend und den Zahnstocher im Mund entfernten, wusch sie das Geschirr mit einer Bierflasche voll braunen Wassers aus dem Beberibe — eine Flasche Wasser auf sechs Teller, sechs Untertassen und sechsmal Besteck.

Süßes Wasser ist rar in Pernambuco, und dasjenige im Kanal, den der Allemao gegraben hatte, staute sich ja hinter Dämmen von Schlamm und unverschämtem Grün.

„Was heißt das eigentlich“, fragte die Negerin, eine Zigarre entzündend, die sie aus dem Erlös des Mittagstisches von einem fliegenden Händler gekauft hatte, „was heißt das eigentlich, was der verrückte Allemao über die Tür geschrieben hat; Villa ist portugiesisch, aber Heimweh? — Wir haben bisher keinen gefunden, der uns das hätte übersetzen können, und er selbst ist nicht zurückgekehrt.“

„Ihr habt dafür“, entgegnete ich, „im Brasilianischen ein sehr schönes Wort: Saudade. Nur bedeutet es die Sehnsucht nach dem

Ich-weiß-nicht-was, während der Deutsche sich nach etwas ganz Bestimmtem sehnt: nach seiner kalten und rauhen Heimat, auf die so viele schimpfen. Diese Krankheit beißt schmerzhafter und tiefer als die brasilianische, die Saudade. Und es gehen mehr Leute daran ein.“

Die Alte hielt einen Augenblick im Paffen inne und ließ den beizenden Rauch des brasilianischen Tabaks nachdenklich durch die Pferdenüstern ihrer Nase abziehen. „Mhm“, meinte sie verständnisvoll „solch ein vertracktes Haus — zwei kleine Kinder darin aus dem Mutterleib heraus gestorben, ay ay — ein Glück, daß die Wände weggerissen sind und die Sonne aus- und eingeht. Man würde sonst böse Träume kriegen — beim Mittagsschlaf.“

VIERTER THEIL
IN DER PROVINZ

Abenteuer im Sambatak

Lenhardt ist es sehr im Gegensatz zu mir gelungen, in Belem do Para eine Nacht im Gefängnis zu verbringen; nicht daß er etwas begangen hätte, aber als er, spät nachts eintreffend, in drei Hotels nacheinander die Zimmer — vermutlich wegen der bevorstehenden Hora de arte — besetzt fand, begab er sich zur Polizei. Die sagte ihm, sie wäre zwar nicht da, um Fremden zu einem Hotelzimmer zu verhelfen, aber wenn er sich als obdachlos deklarierte, könne er die Nacht im Gefängnis verbringen; das gehört, wenn ich recht verstanden habe, zu den verbrieften Rechten der Brasilianer. Und so ließ er sich wohlgemut einschließen und verlebte eine tolle Nacht mit betrunkenen und drogenvergifteten Negern, deren Zuneigung auf Lebenszeit er sich mit weise rationierten Gaben von Zigaretten erkaufte.

Solche Heldentaten stacheln meinen törichten Ehrgeiz an, und so bedurfte es nur eines leichten Anstoßes — eines mittelstarken Anfalls von Tropenkoller — um mich zu veranlassen, Lenhardt und Hillern eine Wette anzutragen: Es würde mir gelingen, mich verhaftet und gefesselt an Bord des Schiffes bringen zu lassen, das uns von Pernambuco nach Bahia tragen sollte. Meine Kontrahenten waren vom geraden Gegenteil überzeugt und nahmen daher die Wette mit viel Vergnügen an.

„Sie wollen sich denn unzieren lassen?“ meinte Hillern, als ich ihnen meinen Plan entwickelte.

„Sim, ich will mich denn unzieren lassen.“

Pernambuco, acht Grad unterm Äquator und von Sümpfen umgeben, ist für einen Tropenkoller wie geschaffen. Von einer Reise in die Äquatorialgegend heimkehren, ohne einen Tropenkoller oder eine Malaria für sich buchen zu können, das ist so dürftig wie München besuchen an einem Tag, wo das Bräuhaus wegen Renovierungsarbeiten geschlossen ist. Gewiß, die alte Pinakothek war wieder schön wie immer; aber das Bräuhaus — das war halt geschlossen. Solch ein Tropenkoller tritt in den verschiedenen Weltgegenden in unterschiedlicher Form auf; er ist anders am Kongo, anders in den malaisischen Staaten, im Südamerikanischen wieder

anders; es liegt das nach meiner Ansicht an der Verschiedenheit des Klimas und des Wassers und, falls man dieses zu vermeiden weiß, des Schnapses. Denn selbstverständlich erfaßt der Tropenkoller nur Alkoholiker und andre, zu hektischen Ausbrüchen neigende und fähige Personen; er trifft in einem gewissen Sinne nur Auserwählte; man braucht so eine Art Prädisposition dazu. — In Äquatorialafrika ist es der Gin Bitters — Genever mit einem Schuß Angostura Bitter — mit dem man sich über die allzu plötzlichen und allzu wunderschönen Sonnenuntergänge hinwegtröstet, in den malaiischen Staaten steht einem das Getränk der Getränke, Whisky-Soda ohne Soda, aber mit kleingehacktem Eis bis an den Rand des Wasserglases, in ähnlicher Lage bei, und in Brasilien ist es eben der Cachassa, der versucht, einen vergessen zu machen, daß man als Ausländer erst nach langen Wochen Familienanschluß findet, und wenn schon, dann nur an Familien mit unverheirateten Töchtern über vierzig Jahren.

Ich hatte mich mit Lenhardt und Hillern in einem Lokal an einem der Grachten des holländischen Teils der Stadt getroffen; wir hatten, da wir stets das Gute suchen, wenn wir auch schließlich dem Bösen verfallen, mit einem Eis combinato, einem architektonischen Wunderwerk von zehn verschiedenen Eissorten begonnen, waren aber dann doch beim Cachassa geendet; rosiger Laune waren wir alle nicht; man kann sich auch im Ausland mopsen. Mir im besondern schien, als wäre der Horizont mir zum Tort rundum aus Stahl, vernagelt und verschlossen, und ich trüge zu allem Überfluß noch eine private Panzerplatte vor die Stirn genagelt. Mir war so, als würde mir in dem Augenblick nichts so sehr behagen als ein Tod durch Ertrinken im Flößchen Beberibe oder durch übermäßigen Genuß von Caxax.

Hillern meinte: „Es ist nicht genug Wasser drin, im Beberibe, und was darin ist, das brauchen die guten Leute zum Waschen. — Ich würde an Ihrer Stelle den andern Weg wählen.“

Lenhardt, der unter uns der seriöseste war, hatte die Klosterstadt Olinda besucht, endlose aufschlußreiche Gespräche mit den deutschen Brüdern und, wie ich vermute, mit den schönen Schwestern der heiligen Gertrudis gepflegt, die bereits seit Jahrhunderten

dort sitzen, seither aber natürlich mehrmals ausgewechselt worden sind. Man hatte ihm fabelhaftes indianisches Schnitzwerk gezeigt, von gläubigen braunen Händen aus Holz geschnitzt, das man aus lauter Übereifer und Übergläubigkeit vom härtesten gewählt hatte — und brasilianisches Holz kann verteufelt hart sein; man hatte ihn, nun wieder in Pernambuco selbst, vor eine riesige zweiflügelige Kirchentür geführt, die aus Hartholz war und die ein deutscher Bruder ganz allein und nur mit einem gewöhnlichen Messer ausgerüstet über und über mit köstlichem Schnitzwerk verziert hatte. Solcherlei Schätze soll es in Olinda, in Pernambuco selbst und in Bahia ganze Kirchen und Schatzhäuser voll geben. — Infolgedessen saß er einigermaßen wortkarg da, widmete sich ziemlich ausschließlich dem Caxaxa und verachtete uns, wie eifrige Museumsbesucher — mit reichlich Neid untermischt — diejenigen unter ihren Mitreisenden verachten, die mittlerweile lediglich in den Tag — und in die Nacht — gelebt haben.

Wir wechselten in ein Lokal des Viertels um die Alfanega, das Seezollamt. Im Erdgeschoß, das ein langer Tunnel durch einen ganzen Häuserblock war, tobte eine kleine Samba-Kapelle, ein Mann mit Gitarre, einer mit Ziehharmonika, einer mit dem Tamburin; im ersten Geschoß, das in kleine Kabinette unterteilt war, ging es wesentlich ruhiger zu. Mädchen in Rosa und Rot gingen herum und reichten Schnaps und Kaffee, setzten sich auch einmal und schwatzten mit den Gästen.

„Até o Sol“, sang eine und stellte sich tänzelnd zur Kapelle. Der Tamburinist ging, das Instrument kenternd, sammeln.

Ich setzte mich, den Rockkragen hochgeschlagen, allein an einen Tisch in der düstersten Ecke des Raums, die beiden Andern nahmen verabredungsgemäß anderswo Platz und bestellten Wein. Ich bat — mit belegter Stimme und huschendem Blick — um einen Kaffee. Ein sympathisches Mädchen in geblühtem, sehr enganliegendem Kleid kam tänzelnd mit den beiden Nickelkannen, goß schwarzen Kaffee ein, bot Milch, ich lehnte ab und kippte eine Portion feuchten Rohrzucker aus dem riesigen Streuer.

Sie lehnte die Hüfte an die Tischplatte und fragte etwas. Ich tat so, als überhörte ich es. Sie war für eine Brasilianerin groß und

stand turmhoch über der kleinen runden Marmorscheibe. Ich duckte mich meinerseits in den hochgeschlagenen Kragen und bemühte mich, schlecht rasiert auszusehen. — Ob ich mich erkältet hätte, fragte sie mich. — Warum? — Weil ich anscheinend schlecht hörte.

Es scheint, daß Brasilianer schlecht hören, wenn sie erkältet sind; vermutlich kommt das daher, daß sie sich dann nicht die Ohren waschen, oder es hängt mit dem Klima und den Wasserverhältnissen zusammen.

„O nein“, schlürfte ich, klein und häßlich, den Kaffee und hob den Blick nicht. „Ich habe andern Verdruß.“

„Unglücklich verliebt?“ — Einen andern Gedanken haben sie nicht, wenn sie einen bedrückt sehen. — Sie zog mit dem elegant beschuhten Fuß einen Stuhl heran und setzte sich malerisch. Mit dem Zeigefinger schob sie mein Kinn in die Höhe. — „Eh, eh, es wird nicht so schlimm sein, Kleiner; was ist es denn?“

Ich sah ihr Gesicht, das nicht übel geschnitten war und über das ein wassergewellter Urwald von schwarzen Strähnen fiel, ganz langsam, Strähne um Strähne, während sie mich ermunternd und neugierig anblitzte.

Ich schnüffelte. — „Das kann ich niemand beichten — sagen“, verbesserte ich hastig.

„Bist du vom Schiff weggelaufen? Woher bist du?“

Ich schüttelte nur abweisend den Kopf. Ich ging, schien mir, meisterlich vor. Sie stand aber gelangweilt auf, als einer nach Kaffee schrie und entfernte sich. Sie bediente den andern Tisch, stellte sich dann neben die Kapelle und sang tänzelnd, die Rockzipfel in den Händen, „A Dama na Encarnada“.

Ich hatte keine Ahnung was der Text bedeutete, fand das Lied aber bewegend. Durch langes hingebungsvolles Hinstarren — den „treuen Hundeblick“, den ich meisterlich beherrsche, wenn es sein muß — erreichte ich es, daß mich die Dama na Encarnada nach Beendigung des Liedes erneut mit ihrer Gegenwart beehrte.

„Woher bist du?“ fragte sie, sich am Tisch stemmend und wippend. Sie sprach mit viel Wärme und Knoblauchduft, setzte sich aber nicht.

„Ich bin Mejicano“, log ich.

„Von wo?“ examinierte sie mich flugs.

„Tampico.“

„Ah. — Und du bist von einem Schiff weggelaufen? Von welchem?“

Ich nickte dumpf. Das kann man.

„Von einem deutschen. Aber“, seufzte ich, „das ist nicht das.“

Mein Vertrauen ehrte sie offensichtlich. Sie setzte sich, die schmalen braunen Ellenbogen auf dem Tisch. — „Trinken wir was? Der Patrao sieht's lieber. Oder — —“

„Oh, ich habe Geld genug; Geld habe ich genug“, machte ich, griff gemacht ungeschickt in die Tasche und ließ den Inhalt — Papiere, Prospekte, Broschüren, aber wenig Geld — auf den bespuckten Fußboden fallen, von wo ich alles mit gemachter Hast und Unsicherheit wieder barg.

„Tsch, tsch, tsch“, machte die Dama na Encarnada, nahm eine Nelke oder „japanische Rose“ aus dem Haar und kaute skeptisch daran. „Man nimmt mexikanische Leute auf einem deutschen Schiff, hein?“ fragte sie durch die Nase.

„In den Heizraum ja wohl“, entgegnete ich. Ich bestellte Cointreau und für mich Cachacha. Cointreau ist der Inbegriff des Vornehmen in Brasilien, fast so vornehm wie Gim Tónico, den aber keine Damen trinken. — Ich bestellte sehr rasch hintereinander Caxaxa und stellte mich leicht angetrunken.

„Ich verstehe, wegen der Hitze bei uns nimmt man Mejicanos für den Heizraum. Die Allemaos vertragen unser Klima nicht. Da müssen die Mejicanos in die Hölle unten. Aus Tampico. — Ja, so ist das.“

So ist das gar nicht; aber man muß den Kindern nur Gelegenheit geben, zu zeigen, daß sie was wissen, sie glauben dann selbst den Unsinn, den sie von sich geben.

„Chiquita“, flüsterte ich rauh nach dem dritten Glas mit Tränen in den Augen, die ich dadurch hervorbrachte, daß ich etwas Schnaps in die falsche Kehle geraten ließ, „ich habe dich belogen; ich bin gar nicht Heizer auf dem deutschen Schiff gewesen. Es ist ganz anders — —“

„Ay“, machte sie angewidert, „erzähle mir lieber gar nichts, wenn du mich doch belügst.“ — Sie riß schmerzhaft an meinen Locken, woran ich merkte, daß sie mir nicht ernsthaft böse war.

„Also, warum bist du weggelaufen. Erzähle.“ Sie schlug mit der Hand leicht aber klatschend auf den Tisch.

Ich blickte hinüber zu Lenhardt und Hillern, die mit großen Augen dasaßen, die Gesichter vom Cachacha gerötet. Hillern schüttelte den Kopf; er glaubte nicht, daß es mir gelingen würde. Eine kleine grüne Eidechse wand sich geschickt und zierlich zwischen dem Unrat auf dem Fußboden herum; ein kolossaler amerikanischer Matrose, die weiße Leinwandmütze im roten Genick, spuckte etwa einen Viertelliter Kautabaksaft nach ihr und traf meisterhaft. Das Tier schlug einen Purzelbaum und landete erschrocken auf dem Rücken.

Die Kapelle, schokoladenfarbene Kerle in weißen Jacken und freier hemdloser Brust, spielte den Samba verwirrend, auf die Nerven gehend, aber berauschend. Wie ist das möglich, daß ganze drei Mann auf simplen Instrumenten soviel Lärm vollführen? — Draußen in der Sommernacht — denn in diesen Breiten ist es immer Sommer — das Hämmern der Zikaden und innen das Hämmern der Samba, denn im Grunde ist es ein und dasselbe, die Zikaden und die Samba; ihr Musizieren ist das Hämmern fiebrigen Bluts in den Ohren, wenn man krank ist oder berauscht, es will kein Ende nehmen.

„Also“, ermunterte mich die Dama na Encarnada und blickte auch einigermmaßen scheu um sich, da sie meinen Blick zu den beiden Freunden als eine Maßnahme der Sicherung auslegen mochte. — Ich winkte ihr Gesicht dicht an meines heran.

„Kannst du ein Geheimnis bewahren, Chiquita?“ keuchte ich, aber möglichst untheatralisch.

„Ich kann. Ich schwöre dir — —“

„Bei was?“

„Beim Jesuskind von Bomfim, du.“ — Sie wurde ganz ernst, und mich reute das ganze Abenteuer.

Ich rückte noch näher an ihre Nase und an die rosige Muschel ihres Ohrs, das der krause Urwald reizvoll umwucherte. — „Es

genügt“, stieß ich hervor, „daß einer mich gefesselt auf dem deutschen Schiff abliefert — und er bekommt zehntausend Mark.“

„Ay“, schrie sie leise auf und trommelte erregt mit den rotgebeizten Fingernägeln auf der Tischplatte, und „oy, oy, oy“, machte sie, sich langsam und gleichsam atemlos zurücksinken lassend. Sie war, das merkte ich, tief erschrocken, stand aber nicht auf.

Sie blitzte sichernd mit den Augen rechts und links. — „Zehntausend Maachk, wenn dich einer auf dem deutschen Schiff abliefert?“ fragte sie, als sie sich einigermaßen erholt hatte. Sie gehörte zu den Brasilianern, die kein R aussprechen können und es durch ein kehliges Ch ersetzen. „Gefesselt?“

„Sim. Ich würde mich sonst ins Wasser stürzen. Natürlich. Lieber morto als so!“ Ich schloß die Fäuste und Handgelenke zur bayrischen Geste des „Kaafts Radi“.

„Lieber morto“, ächzte sie. Und dann, als hinten irgendwo in den hintersten Windungen des Gehirns ein Gedanke sich gearbete, in den Windungen zweifellos, die Heimtücke, Verrat, Spitzelei und Käuflichkeit ausbrüten: „Wieviel ist das in Geld — zehntausend Maachk?“

Ich verdrehte die Augen. „In Milreis sind das — —“ Es war in der Tat schwer, das in brasilianischer Währung auszudrücken. — „In Milreis sind das — fünfzehn Pfennig sind ein Milreis — fünfzehn Mark sind also hundert Milreis — Kopfrechnen schwach, Chiquita — ich schätze, daß das weit über sechzigtausend Milreis — sechzig Contos de Reis — sind, Chiquita.“

„Genau“, mahnte sie, „man will das genau wissen, natürlich, bei solch einer Summe!“

Ich zückte den Bleistift und rechnete auf der Marmorplatte. Ich kam auf sechshundsechzigtausend Milreis.

„Ay“, stöhnte sie, sich fast wollüstig zurücklehnend. Schwerer Knoblauchduft von tiefinnen her.

„Damit könnte einer etwas anfangen“, meinte ich, (mit der Summe), „wenn er mich auf dem deutschen Schiff ablieferte. Gefesselt.“

„Ay, ay, ay!“ ächzte sie, „damit könnte einer etwas anfangen, sechsundsechzigtausend Milreis.“

„Du hast aber Geld, daß du dich verbergen kannst, fliehen?“ fragte sie nach einer Weile, lauernd, wie ich mir Hoffnung machte.

„Da habe ich dich wieder angelogen“, gestand ich. „Wenn ich den Cachassa bezahlt habe und deinen Cointreau, bleibt mir nichts übrig, nicht einmal ein presente für dich.“ — Ich dachte: damit ärgere ich dich und nehrae dich gegen mich ein.

„Ich weiß“, machte sie und verzog den Mund überlegen. „Ich habe doch eben gesehen, was du in der Tasche hast. Drei Milreis — stimmt's?“

Ich nickte. Wieder dumpf, und zog das ertappte Lächeln der Komplizität auf.

„Du kannst dich also nicht verstecken, nicht fliehen?“

Ich schüttelte trüb den Kopf, schnippte aber gleichzeitig mit dem Finger: „Was macht das! Was liegt daran!“

„Liegt dir daran?“ sagte ich laut.

„Was willst du also beginnen?“

Ich zuckte mit unnachahmlicher mexikanischer Lässigkeit, die ich vor dem Spiegel trainiert habe, ein südliches Achselzucken.

Sie atmete tief. „Warte“, sagte sie und erhob sich, kam gleich darauf wieder und versicherte sich: „Welches deutsche Schiff ist es? Das mit den zwei Schornsteinen, weiß und rot?“

Ich nickte. „Wohin willst du?“ fragte ich ängstlich.

„Ich regle das mit dem Patrao“, antwortete sie über die Schulter. „Bleib' sitzen; warte.“

„Ich regle das mit dem Patrao — das ist die Falle“, dachte ich und umarmte mich ob meines Erfolges, der sich zusehends rundete. — Ich schielte zu Lenhardt und Hillern hinüber; sie saßen mit dem belustigten Ausdruck von Sportsleuten da, die im Begriff sind, im großen Stil eine Wette zu verlieren. In einem Nebenraum des Lokals, das sich, wie gesagt, darmgleich durchs Eingeweide mehrerer Häuser zog, hatte man das steinerne Stoßen von Billardkugeln gegeneinander gehört. Nun zankten sich plötzlich die Spieler, völlig unmotiviert, wie es dem Fernstehenden immer scheinen will, und schlugen aufeinander ein, daß die Billardqueues splitterten.

Braune Männer in eleganten weißen Anzügen schneuzten sich das Blut aus der Nase, schimpften aber unterm Taschentuch weiter, während sie von Sekundanten liebevoll gehalten wurden.

Ich blickte Lenhardt und Hillern voll an und zwinkerte einen ganz großen Zwink. Sie wußten mich auf dem Wege zum Sieg!

Die Dama na Encarnada kam nach zehn Minuten wieder, die ich mit viel Genuß verstreichen fühlte, zumal ich beobachten konnte, wie sie immer wieder hinter einem Vorhang hervorlugte, um festzustellen, ob ich noch dasaß. Sie strich an meinem Tisch vorüber. „Komm mit.“

Ich stand auf und folgte ihr vor die Tür, wo wir nebeneinander auf dem schlechten Pflaster noch einige Schritte machten, bis das Licht aus dem Lokal uns nicht mehr nachkroch. — „Es waren keine Polizisten drinnen, du kannst beruhigt sein. Ich kenne sie alle. Man kennt sie natürlich nach einem Jahr oder drei.“

Sie stellte mich gegen die warme, zerfressene Mauer, von der farbiger Verputz rieselte. — „Hier“, stieß sie heiser hervor und preßte mir ein paar Banknoten, noch warm und feucht von ihrer Hand, in die Linke, „das nimmst du, nimmst dir ein Zimmer in einer Pension — Pensao Fifi ist die billigste und sauberste — und hältst dich verborgen. Morgen abend, Punkt neun Uhr, bist du wieder hier, an derselben Stelle: ich helfe dir weiter.“

Ich fand, ich hätte den Scherz zu weit getrieben; drüben auf der andern Straßenseite sah ich Lenhardt und Hillern durch den runden Lichtfleck einer Straßenlaterne gehen. — „Das — es geht nicht“, stotterte ich, „daß ich das Geld von dir nehme.“

Sie stieß mich gegen die Mauer. — „Es geht. Morgen kriegst du mehr. Laß dich nicht schnappen, Chiquito. Kämpfst du, wenn man dich schnappt?“

Ich nickte. — „Aber — wer bist du, wie heißt du?“

Sie warf die Locken in die Luft. „Was tut das zur Sache!“

„Es tut was zur Sache. Ich will wissen, wem ich die Freiheit verdanke.“

„Zuleica“ sagte sie, „frage nach Zuleica a Bahiana.“

Sie war verschwunden; von schräg gegenüber steuerten Lenhardt und Hillern auf mich zu. Zuleica war gewiß ein Pseudonym; kein Mensch heißt so. Aber Bahiana — ja, es war das berühmte Ba-

hianer Herz, das zum erstenmal für mich geschlagen hatte. „Ich hab' mein Herz in Bahia verloren“, ist der Kehrreim so mancher sentimentaln Volkliedcr da unten, und da die Bahianerinnen die verlorenen Herzen zu Dutzenden auflesen, haben sie immer eins zu vergeben.

Bahiana, Bahianinha!

Aber ich mußte Lenhardt und Hillern gestehen, daß ich die Wette bisher verloren hatte; meine schwarzen Absichten waren zerschellt am goldenen Herzen eines braunen Mädchens. Verlegen fingerte ich an den warmen Banknoten herum. Es war nicht viel — für mich; aber für sie mochte das eine Summe bedeuten; schwer verdient. Vielleicht hatte sie es sich auch zusammengepumpt, beim Personal in der Küche. Ich würde es ihr am nächsten Tag wiedergeben und etwas dazulegen. Allerdings: ein goldenes Herz hatte ich nicht zu vergeben.

Mein Pech, daß ich an eine Bahiana geraten war! Ich wollte es am nächsten Tag mit einer andern versuchen; an der Alfanega und der Straße Bom Jesus, wo die Seeleute von den Schiffen herkommen, wenn sie Ausgang haben, gibt es Häuser genug, aus deren Fenstern die buntgemalten Mädchen herunterlachen. Unten auf der Straße, die breiten Gesäße auf den schadhafteu Bürgersteig gestemmt, sitzen Negerweiber und braten Fisch, Fleisch und andres Starkduftende an offenen Feuern in Öl; es brutzelt, und dahinein klirrt die Samba aus den Lokalen und kichert das Lachen aus den Fenstern.

Ich bin dort einmal beim Zigarettcnkauf einem Mädchen von selbst für brasilianische Verhältnisse seltener Schönheit begegnet, das mir auf mein holperiges Spanisch in fließendem Deutsch antwortete.

„Ah, Sie sind Deutsche?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf; ihre feinen weißen Finger packten die Fenianos, Maisblattzigaretten mit schwarzem, feuchtem Tabak, der taumelig macht, zierlich in Papier. — „Nein, ich bin Brasilianerin.“

„Aber Ihre Eltern waren doch — —“

„Nein, es sind Brasilianer. Meine Großeltern allerdings stammten aus Deutschland.“

„Sehen Sie. Und Sie sind in Deutschland auf die Schule gegangen.“

„Nein, ich war nie in Deutschland. Meine Eltern auch nicht.“

Sie war ein Sprachdenkmal, eigentlich erschütternd. Sie sprach ein makelloses Deutsch, dem man allerdings bei längerem Zuhören das Buch anmerkte; es war Buchdeutsch, das nicht auf heimischem Boden gewachsen war, sehr korrekt, aber ohne das Blut, das eine Sprache braucht. Ich habe nie ohne eine gewisse Rührung dem Reden des Mädchens zuhören können. Sie hielt die kleine Kneipe, die mit einem Tabakladen verknüpft war, in einem geradezu unglaublich sauberen Zustand und gab mir übrigens häufig zu verstehen, daß sie sich nicht gern mit den Gästen unterhielt. Auch der Patrao, der Eigentümer, sähe es nicht gern.

Gleich nebenan war wieder eine Kneipe von der lauten Sorte — Harmonika, Gitarre, Tamburin: Samba — die ganze Gegend war ja voll davon, und ich versetzte einem Mädchen dieselbe Geschichte, die ich der Dama na Encarnada aufgetischt hatte. — Sie hörte sich alles ernsthaft an, eine kleine zierliche Negroide mit rotgefärbtem, öligem Haar, ununterbrochen rauchend. Dann entfernte sie sich und kam wieder. Ich solle um Himmels willen nicht weggehen. — Nein, wie würde ich.

Sie entfernte sich, kam wieder mit einem Kerl von wenig vertrauenerweckendem Äußeren. Ich sah mich schon auf dem Wege zum Sieg: in Handschellen auf der Schiffstreppe. Der Mann bat mich ins Dunkel vor dem Haus und ließ etwas Kaltes und Hartes in meine Jackentasche gleiten. Ich faßte hin: Es war ein Revolver.

„Er ist geladen“, flüsterte der Mann, „fünf Schuß — genügt dir das einstweilen?“ und dann: „Wir sind hier vier Mann, die durch dick und dünn zusammengehen — Zizi gehört dazu; du kannst dich auf sie verlassen“, Zizi, das war die schwarze Dame drinnen, die im Augenblick am Eingang des Lokals stand und sicherte, „du kannst mit uns rechnen. Sechshundsechzigtausend Milreis — homem, was mußt du für ein Ding gedreht haben, daß du das wert bist!“ (Frei übersetzt.)

Auch etwas Geld bekam ich, und dann verabschiedete ich mich, entfernte mich scheinbar und wartete schräg gegenüber im Schutz

eines Bergs übelduftender Ballen, bis Lenhardt und Hillern aus dem Lokal traten.

Als ich ihnen meine Erfolge wies, hatten sie nur ein mitleidiges Kichern für mich übrig. — Der Revolver war, wie Lenhardt feststellte, bereits entsichert. Aufmerksam.

„Wir müssen die Sache anders fingern“, stellte Hillern fest.

„Das finde ich auch; ich will mich endlich verhaften lassen, Gott verdamme mich nochmal!“

„Da haben Sie vollkommen recht.“

„Gehen wir.“

Einen neuen Schlachtplan fassend, begaben wir uns in ein andres Lokal. Der Ehrgeiz war in uns allen erwacht, und die Wette schien völlig vergessen. Ich mußte verhaftet werden; die ganze Gilde wäre blamiert, wenn uns das nicht diese Nacht gelang! Hillern verriet dem Mädchen, daß ihm Cachach brachte und sich gern zu einem Cointreau einladen ließ, wenn er nicht sehr, sehr irrte, säße da drüben im Schatten der Treppe nach dem Obergeschoß der Mann, den sie auf dem deutschen Schiff suchten. Wer ihn ablieferte, könnte ein Kopfgeld von zehntausend Mark — sechsundsechzig Contos de Reis — einstecken, ja, so wäre das.

„Ja, warum verdient ihr euch nicht das Geld?“ fragte die Schöne ganz richtig, eine üppige Bleiche mit herrlich trägen Bewegungen, „ihr seid doch zwei gegen einen.“

Hillern war um eine Ausrede nicht verlegen. — „Weißt du, Chica, wir sind Landsleute und — gehören zum selben Schiff; da verbietet es uns die Ehre gewissermaßen — — Aber du, du könntest es dir doch verdienen.“

Sie warf einen Blick zu mir herüber und stand heftig auf. An meinen Tisch getreten, fragte sie: „Stimmt das, was die Kerle da drüben von dir sagen? Du hast was ausgefressen, und sie zahlen sechsundsechzig Contos demjenigen, der dich bringt?“

Ich machte ein so bestürztes Gesicht, daß sie nicht erst auf die Antwort wartete.

„Na, wozu sitzt du denn noch hier? Unter der Treppe ist eine Hintertür; mach daß du fortkommst! — Geh, den Caxassa zahle ich schon.“ — Und während ich noch den Hut vom Haken nahm

und die Beine unterm Tisch, schritt sie rasch und gar nicht mehr mit den unnachahmlich trägen Bewegungen auf Hillern zu, spritzte ihm — kleck! — den Rest Cointreau ins Gesicht und haute ihm rechts und links — klatsch, klatsch — je eine Ohrfeige.

„Hinaus! Spitzel, Angeber, Zuhälter, Hundsgesicht. — Hinaus! Sofort; die Schnäpse zahle ich. Von euch was nehmen — ph!“

Die Sambakapelle spielte einen Tusch, und die Gäste, die den Zusammenhang wittern oder solche Auftritte gewöhnt sein mochten, klatschten Beifall.

Wir drei, die wir uns hinterm Lokal trafen, verbrachten den Rest der Nacht und den nächsten Vormittag bis zum Abgang des Dampfers damit, auf das Wohl der Brasileira und ihr goldenes Herz zu trinken, das die drei Prüfungen, welche das Märchen vorschreibt, bestanden hatte.

Blut der Landschaft — und ein Glas Genipapo

Pernambuco, 400 000 Einwohner, aber räumlich fünfmal so groß wie eine europäische Stadt derselben Bevölkerungszahl, liegt auf einem Lehmkuchen, der ringsherum von tümpeligem Sumpf umflossen wird. Lagunen, bei Flut metertief, bei Ebbe ohne Wasser und bevölkert von drei Generationen Muschelgräber und Langustenfischer, verschlammten und „verlanden“ immer mehr, dank einem zwergenhaften Schlag von Mangroven, jenes Baumes, der nur bei einem Gemisch von salzigem und süßem Wasser gedeiht und mit seinen an Skeletthände erinnernden Luftwurzeln Land rafft und zusammenhält, ein wahrer Raffke der Landgewinnung.

Die Flüschen Beberibe und Capibaribe mit vielen Nebenbächen und ein ganzes System von Kanälen oder Grachten durchziehen die Stadt, die infolgedessen je nach Bedarf das „Venedig“ oder das „Amsterdam des Südens“ genannt wird; letzteres ohne Zweifel mit etwas mehr Recht, denn von 1630 bis 1654 befand sich die Stadt in holländischen Händen und hieß Mauritsstad, ihre Zitadelle, von Moritz von Nassau erbaut, hieß Vrijborg und der Stadtteil Boa Vista mit dem Palast des Erzbischofs und der Kirche da Boa Vista: Schoonzicht — schöne Aussicht. Die Portugiesen hatten also, wie

man sieht, manches nur umzutaufen. Wie fast alle Städte Brasiliens, nennt sie sich selbst anders, als wir sie heißen, nämlich Recife, „das Riff“, und nicht Pernambuco, das der Name der Provinz ist. — Der falsche Name setzte sich — wie im Falle Para infolge des Paragummis und der Paranüsse — dank demjenigen Erzeugnis fest, das die Stadt in der Hauptsache ausführte: der Pernambuco-Baumwolle, die unter uns Baumwollspekulanten kurz Pernam genannt wird.

In der Kolonialzeit war Recife der bedeutendste Hafen Brasiliens, heute steht es hinter Rio de Janeiro und Santos an dritter Stelle. Obschon es durch die Holländer stellenweise einen fremden Charakter erhalten hat, will es mir doch unter allen Städten der Küste Brasiliens als die brasilianischste erscheinen. Aber damit hat es eine eigene Bewandnis. — In gewissen Straßen von Benares, die den Blick auf den Fluß gewähren oder am palmenumrauschten Strand von Ceylon, weit weg von Colombo, hat man mit Macht das Gefühl: hier befindet man sich in Indien. Man braucht sich, um diesen Eindruck zu gewinnen, gar nicht besonders anzustrengen, wie man das in Delhi, in Kalkutta oder Colombo wohl muß. Es gibt Stellen in China — im Süden oder auf einem der klostergekrönten heiligen Berge — an denen das Chinesische, die Essenz des Chinesischen mit solcher Macht auf einen einströmt, daß man betäubt ist. — Das gehört zu den glücklichsten Erlebnissen; es ist, als wenn man, auf Minuten oder Sekunden manchmal nur, den sehr schwierigen Anschluß gefunden hätte an den Blutkreislauf des Landes, des Volkes, bei dem man zu Gaste ist. Es brauchen nicht immer die mit Sternchen versehenen Sehenswürdigkeiten zu sein; sie sind es in der Regel nicht; vielmehr ist es ein Winkel neben einer verfallenen Mauer, mit einigen warmen Steintrümmern, auf denen man einen Augenblick ruhen kann, es ist der Blick durch ein Gittertor in einen ummauerten exotischen Garten, es ist ein schläfriger schmutziger Fluß, in dem Kinder merkwürdig leise baden.

An solchen Stellen ist Pernambuco reich; nicht in seinen lärmenden Geschäftsvierteln, durch deren Straßen Omnibus und Straßenbahn rasen und die kleinen Straßenhändler mit Zeitungen, Früchten, Karamellen in halsbrecherischer Weise an den Außenwänden

der Wagen turnen, nicht in den Bummelstraßen, wo man nachmittags und abends vor den Cafés und Eisdielen sitzt, phantastisch gemischte Eisspeisen oder eine Coco molle schlürft und unendliche Tassen Kaffee zu sich nimmt, sondern in den stillen Außenbezirken etwa im Beberibe-Viertel oder im Stadtteil Dois Irmaos, „Zwei Brüder“.

Hier, hinter hohen Mauern, über denen die sattgrünen Wipfel der Mangobäume grüßen, liegen die hübschen Villen der Wohlhabenden, dazwischen schmiegen sich die ebenfalls villenartigen „Institute“, Privatschulen, in denen die Jugend — feingliederige, sehr gesittete Jungen in Uniform und betörend schöne Backfische in einheitlicher, aber geradezu polizeiwidrig koketter Anstaltskleidung — erzogen wird, sehr häufig von Mönchen, Nonnen, Geistlichen. Da fahren sie im eigenen Omnibus der Schule oder in den beidseits offenen Straßenbahnwagen nach Haus, schlenkern die Schulmappen, knabbern Makronen und Karamellen, und die halbwüchsigen Mädchen, die gemalt, gepudert, onduliert sind und die Finger mit den grellrot lackierten Nägeln gefallsüchtig zu gebrauchen wissen, verstehen sich meisterhaft auf das Kokettieren, das keinem Schaden zufügt. Unter diesen Mädchen, die eine vollständige Skala der Blutmischung — von der blondhaarigen Negerin über die rothaarige Mulattin zur klassisch geschnittenen Indianerin und bleichen Kreolin mit der verwirrenden Fülle reichen, schwarzen, öligen Haars — darbieten, habe ich — in der Knospe — einige der schönsten Frauen Südamerikas gesehen. — Da sitzen sie reihenweise in der Straßenbahn, der Wind spielt in ihren straff anliegenden schwarzen Seidenröcken und in den rosa mit Volants verzierten Blusen, die ihnen um die Brust zusehends enger werden, und läßt die geraden Glieder mit den feinen Gelenken zum besten Vorteil sehen. Die geschminkten Münder plappern wie die Schnäbel von Papageien, die gewölbten Stirnen, über die wie Raupen die dichten Augenbrauen Brücken schlagen, zeigen sich völlig, aber auch völlig frei von jeglichen Problemen, Sorgen, Fragen, und beim Reden redet der ganze Körper mit.

Schöner noch sind sie, wenn sie aussteigen und mit ihrem unnachahmlich schlenkrigen Gang, den sie Gott weiß welchem edlen Ur-

waldtier abgeguckt haben, durch das lichtblaue Spitzenwerk gehen, das die Mangos, die Akazien, der Hibiskus und die Brotfrucht bäume auf das Pflaster werfen, denn schöner noch als die Brasilianerin in der Statik ist sie in der Dynamik. Niemand weiß sich so reizvoll zu bewegen wie sie. Der Schatten scheint sie zu küssen und winkt ihnen, wie wir weiterfahren, mit zärtlichen Händen zu.

Andernorts wieder klaffen große rote Fetzen unbebauter Erde zwischen den Villen, recken sich zu Hügeln, Buckeln, von Bananenstauden und andrem üppigen Grün bewachsen; ein Flüßlein schiebt sich träge vorbei, von Unkraut fast erstickt, und auf den Höhen haben Mulatten, Neger, Indios Hütten aus Brettern, Wellblech, Lehmziegeln und Palmblättern gebaut; davor kochen die Frauen, in verwaschenen rosa Kleidern von modischem Schnitt, den Vatapa oder den Reis mit Safran und viel Pfeffer. Die Kinder planschen im Fluß, und das Töchterchen mit den feinen Gliedern und den keimenden Formen steht bei ihnen im Wasser, das Kleid, das sie in herrlicher Nonchalance nicht abgelegt hat, ist „angeklatscht“, was ihr viel Grund zum Lachen und Kichern gibt, wenn man hinschaut, und wäscht lässig die Familienwäsche.

Das sind die Glücklichen! — Ein Polizeibeamter in Uniform, unmilitärisch, kokett, mit geöltem und gelocktem Haar und winzigem Schnurrbart, geht von Hütte zu Hütte, hält sich überall zu einem Plausch auf; offenbar wird wieder einmal der heroische, aber völlig hoffnungslose Versuch unternommen, die Bevölkerungszahl statistisch zu erfassen.

Irgendwo, fern, ertönt die Sirene eines Betriebs; Vater macht jetzt Mittagspause in der Konservenfabrik, auf dem Holzplatz, in der Baumwollfazenda. Grelles Licht irrlichtert über die Straße des Villenviertels, das Schulter an Schulter mit den Hügeln voll Wellblechhütten steht; ein Priester, eine Nonne gehen schwarz durch die Glut; Kinder, die ihnen begegnen, beugen das Knie, küssen ihnen die Hände; sie läuten an den formschönen Toren der ummauerten Villen; sie erkundigen sich nach dem Befinden eines Kranken, sie tragen milde Spenden in eine Liste ein. Obrigkeit, Kirche und Landeskinder, alles scheint in einer naturgegebenen Weise durch das segnende Licht der Sonne geeint.

Ich sitze auf einer Rasenbank; die Wärme der Erde steigt in meinen Körper, ich spiele mit einem herabgefallenen Palmblatt, kaue an irgendeiner würzig duftenden Blume und warte auf die Straßenbahn. Sie wird erst in zwanzig Minuten kommen, in zwanzig Tagen oder in zwanzig Jahren; es ist ganz gleich. Ich weiß kaum, wo ich mich befinde. Nur: daß es auf der Erde ist, auf einer sehr, sehr guten, freundlichen Erde.

Eine große Erregung ergreift mich, so verwandt bin ich dieser Erde in dem Augenblick, denn ich fühle mich seinem Blutkreislauf — vielleicht nur für Sekunden — angeschlossen. — Überschlankte Neger schlenkern vorüber, in Overalls, von der Arbeit kommend. Sie grüßen mich mit den Augen, wie man einen alten Bekannten und keinen Fremden grüßt. Wir kennen uns seit vielen Jahren, und sie empfinden mich, wie ich überglücklich feststelle, hier auf diesem Flecken Erde nicht als etwas Fremdes. Ich bin, wenngleich ich mich verirrt habe, zu Haus.

Das selbstgenügsame Leben in der brasilianischen Provinz, seufze ich, würde mir sehr behagen; und selbstverständlich ist die Provinz eines jeden Landes das Typische, das Charakteristische, nicht so sehr die Großstadt.

An einem andern Tag bestieg ich die Straßenbahn nach Olinda, jenem Revier von Kirchen und Klöstern aus alter Zeit, das etwa eine Stunde von der Stadt entfernt ist. — Es liegt auf einem kolossalen Lehmkloß, der sich aus der Landschaft von Mangrovensümpfen erhebt; hier ist die unfertige, anscheinend schlecht mit Hefe durchsetzte Erde richtig aufgegangen; man geht wie auf einem Riesenkönigskuchen aus orangenem und rötlichem Lehm.

Der Klotz mit seinen weißen, blauen und rosa Kultbauten dient den Schiffen, die Pernambuco ansteuern, als Richtpunkt; viel Blut hat der Boden getrunken, portugiesisches und auch das schwerere holländische, denn jahrelang ist um Olinda, die „Königin der Meere“, gerungen worden, das der Sitz mächtiger Klöster und Hochschulen der Rechtsgelehrtheit war. Man bildet sich gern ein, daß davon der Boden so rot geblieben ist. — Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß in der Vergangenheit Schlachten und Kriege oft um landschaftlich reizvolle Gegenden geführt wurden, während

man sich heute eher für den wirtschaftlichen Vorteil der reichen Leute schlägt. — Zwischen verfallenen und verfallenden Kirchen und Klöstern wandelnd, an einer meteorologischen Station vorbei, die nicht den Eindruck macht, als ob ihre Instrumente noch bedient würden, stößt man hin und wieder mit dem Fuß gegen Gesimse, Pilaster, Heiligenköpfe aus Gips, denn allenthalben rieselt der Verputz von den verwahrlosten Gebäuden. Wo die Kirchen noch benutzt, die Klosterbauten noch bewohnt sind, hört man deutsche Laute, denn hier wirken in der Hauptsache deutsche Franziskaner, robuste Bauernjungen aus dem Süden des Reichs, und Schwestern von der heiligen Gertrudis, die über ganze Scharen von lebensfrohen, ausgelassenen, neugierigen, koketten jungen Brasilianerinnen zu wachen haben. Wer Nonnen kennt, weiß, mit wieviel Weltklugheit und Takt sie das machen.

Angenehm ist es, nach der Hitze auf dem von Bäumen fast völlig entblößten Klotz in die Kreuzgänge zu treten und die Üppigkeit der Klostergärten aus dem kühlen Schutz der Tonnengewölbe zu genießen. Riesige Tonkrüge stehen im Schatten, mit einem Hahn, einem Trinkbecher; das Wasser filtert durch den porösen Ton, verdunstet und hält das Gefäß kühl; ein Trunk ist köstlich und erfrischend; Figuren stehen umher, die zu religiösen Umzügen verwendet werden; die Kirchen sind häufig — ein Überbleibsel aus der Holländerzeit — im Innern über und über gekachelt und machen einen höchst weltlichen, wohnlichen Eindruck.

Wie Seufzer wehen Sommerwinde an der geöffneten Tür vorbei und wirbeln orangenen Staub in die Sonne.

Wo der Klotz nicht bebaut ist, hat er sich mit einem eigenartigen, bohnenkrautähnlichen Gewächs bedeckt, das ich das „Rasselkraut“ nenne: in den Schoten rasseln, sobald der Wind sie bewegt, die Kerne, und dann steigt ein starkes, einprägsames Summen vom ganzen Berg auf, als ob die Tausende von monotonen Gebeten und Litaneien, die hier durch die Jahrhunderte in die Erde sanken, im Wind zu neuem Leben erwachten und erneut aufstiegen.

Es muß nachts ein etwas gruseliger Eindruck sein.

Bis an die Knie im Rasselkraut stehend, vom Wind gefächelt, von der Sonne wie in einen Stahlpanzer von Hitze geschlossen, genießt



Bahianer Hahnenkampf



Ducken und Fintieren



Black ...



... and White

man den Blick über das blaue Meer im Osten, das erst in Afrika zu Ende ist, auf die sich neigenden Wipfel der Palmenwälder zu den Füßen, über das lieblich bunte Seebad, das sich am Ufer gebildet hat, und die blaßblauen Silhouetten der Berge im Inneren, die vielleicht noch keiner bestieg.

Am Tage, da ich Pernambuco verlassen mußte, bestieg ich noch einmal die Straßenbahn nach Olinda, die wie alle Straßenbahnen der Stadt ein wahres Geschenk Gottes ist; für drei Pfennig kann man sich sattfahren, für viereinhalb Pfennig bis zum Überdruß — alles in den luftigen, an den Seiten offenen Wagen. — Bevor ich den Klotz erreichte, stieg ich aus und bog rechts ab von dem Damm, der nur die Straßenbahn trägt und die Stadt — quer durch die Mangrovensümpfe, die im Rhythmus von Flut und Ebbe einatmen und ausatmen — mit den Vororten am Atlantik verbindet. Durch den Dunst der Sümpfe roch ich das Meer, vor dem sich brasilianische Hafenstädte alle ein wenig verstecken, und sah die Wipfel der Kokospalmen sich in einer Brise wiegen, die ich nicht spürte. — Bald mußte ich mich der Schuhe entledigen und die Hosenbeine hochkrepeln, um weiterzukommen; das Wasser war lau und schwarz. Negerinnen, alte und auch ein paar schlanke junge, die badeten, lachten über mich, wie ich mit den Schuhen in der Hand daherstelte; und weil mich das ärgerte, heuerte ich großzügig ein Boot von der Größe einer Kinderbadewanne und ließ mich von einem prächtigen Neger in nicht müheloser Zickzackfahrt zu der Kette stolzer Dünen fahren, welche die Lagunen vom Meere trennen und den Ärmsten unter den Pernambucanos zur Wohnung dienen.

Der Bootsmann verstand mein Spanisch, wenn ich es genügend knautschte, ich verstand sein Portugiesisch, wenn er es langsam sprach, wir verstanden uns ganz gut.

Beim Aussteigen überreichte ich ihm zum Lohn fünf Milreis, fünfundsiebzig Pfennig. Damit war er jedoch durchaus nicht einverstanden; mit einer Verbeugung reichte er den Schein zurück und sagte wörtlich: „Ich möchte das Geld nicht nehmen; est ist mir lieber, wenn Sie mir verpflichtet bleiben.“ — Hierauf schöpfte ich zunächst tief Atem. — Wenn einer ein Trinkgeld zurückweist, so

ist das einer der seltensten und menschlichsten Augenblicke im Leben. Es entscheidet sich etwas Tiefmenschliches, mehr als in einer Gerichtsverhandlung, mehr als in manchem Roman.

Wir bleiben da verwirrt. Hätte ich besser spanisch gesprochen, so hätte ich dem schwarzen Cavalheiro in bewegten Worten gesagt, daß ich fürchtete, nicht die Gelegenheit zu haben, die Verpflichtung, die ich ihm gegenüber fühlte, abzutragen, daß es für alle Beteiligten einfacher, bequemer und unkomplizierter wäre, wenn er das Geld annähme; so aber drängte ich es ihm lediglich nochmal auf, und er verließ mich, um mit einem Polizisten wiederzukehren. Ich witterte heitere Komplikationen. — Der Polizeimann sollte jedoch lediglich die fünf Milreis für den Bootsmann wechseln, damit dieser mir herausgeben konnte. Ich weigerte mich standhaft, die Hand zu dieser Finanztransaktion zu leihen. Ich bestände drauf, erklärte ich, daß der Mann das Geld als presente, als Geschenk behielte.

Mit dieser Lösung hatte ich das Herz des Polizeimanns erobert, und er nahm sich meiner an mit der ganzen Glut einer jung erblühten Freundschaft. Er zeigte mir sein Dorf, er erleichterte mir bei der Bevölkerung, die strikten Befehl hatte, sich — aus Prestige-Gründen — von Touristen nicht photographieren zu lassen, das Photographieren. Allerdings wünschte er auch, daß ich von ihm selbst ein Lichtbildnis machte. Um das Bild zu beleben, bat ich ihn, sich zu einer Gruppe von jungen Mulattenkerlen zu stellen, die im Sand irgendein verzwicktes Dominospiel um Geld spielten.

„O nein“, widersprach er da, „das darf ich nicht! Es ist nämlich ein verbotenes Spiel, und ich bin dazu da, daß es nicht gespielt wird.“

Ich lachte; und Polizeimann und Dominolümmel lachten mit.

So knipste ich ihn denn auf Posten stehend, leicht angelehnt an seine Diensthütte, den scharfen Indianerblick durch die Brille kaum gemildert, in einer bemerkenswerten Mischung von Selbstgefühl, Koketterie und Eitelkeit. Ich mußte seine Frau kennenlernen, in der das schwarze Blut überwog; sein Kind, das einmal „ein großer Soldat, Verteidiger des brasilianischen Vaterlandes“ werden würde.

Auch seine jüngere Schwester sollte ich kennenlernen, die sehr schön sei; aber dieses Angebot erschien mir etwas undurchsichtig, vielleicht zu durchsichtig; und so gab ich vor, eilig zum Hafen zurückkehren zu müssen.

Er würde mich begleiten, unbedingt; er bestände darauf.

Wir machten uns auf den Weg, es waren sechs Kilometer bei Mittagshitze durch knöcheltiefen Sand und über Berge von angeschwemmtem, knochendürrer Zuckerrohr, das unter den Schritten verfiel.

Der Durst meldete sich bei mir; ich bewunderte den Schritt und Tritt des Polizeimannes, konnte ihn auf die Dauer nicht mitmachen. — Ob es nirgendwo ein Botequim — eine Bodega — gäbe, wo man einen trinken könnte? — Ja, so etwas gäbe es, am Ende der Dünen, da, wo sie bald in die Hafemole übergingen. Noch eine halbe Stunde.

Am Ende des Marsches und meiner Kräfte erklärte mir der Gemütsmensch dann, daß dies sein täglicher Inspektionsgang sei; „das hier ist mein Revier, und ich habe auf die ladraos, die Räuber aufzupassen, die hier den Spaziergängern auflauern. Ich habe schon mehrere erschossen.“ Dazu bog er die Finger zur Pistole und machte mit kindlicher Freude Puffpuff.

Die Rechtspflege dort unten paarte, so schien mir, Strenge mit Lockerheit.

Die Dünenkneipe war von der Art jener Zigeunerhütten, wie sie nur noch in der Oper und auch da nur bei Verdi vorkommen. Eine Indianerin schenkte Cachassa und Wein aus, dazu verkaufte sie grüne Apfelsinen. Ich erstand eine Flasche Genipapo-Wein, den die Frau selber aus der Rinde eines Urwaldbaumes bereitete, zu zweiundzwanzig Pfennig die Literflasche, und wir hockten uns auf den kühlen Sandboden der Hütte hin; die Gläserfrage, die sich aus dem Umstand ergab, daß die Kneipe nur über ein Wasserglas und ein Schnapsglas verfügte — beide trüb — lösten wir auf geradezu geniale Weise, indem wir abwechselnd aus dem Wasserglas tranken, wobei allerdings die Wirtin darauf bestand, das Glas vor jedem Wechsel mit einem Suppenlöffel voll trübem braunen Wasser aus einer Bierflasche auszuspülen. — „Süßes Wasser!“ wie der Polizist

stolz betonte, und das durfte er wohl, auf einem Landstrich, wo Wasser teurer ist als Wein.

Der Genipapo schmeckte wie ein dünner Wermut mit ungebührlich viel Lakritzenwasser darin, ging aber mächtig in die Beine. Aus magentechnischen Gründen hielt ich es für ratsam, eine Zweimannstubenlage Caxassa auszugeben.

Das Kind der Kneipenwirtin spielte am Boden mit lebenden Taschenkrebsen, braun, gesund, von undefinierbarer Mischung. — „Ein junger Brasilianer“, lobte es der Polizeimann, „wird auch einmal ein großer Soldat, Verteidiger des brasilianischen Vaterlandes, puffpuff.“ — Um ganz sicher zu gehen, bückte er sich und lüftete das rosafarbene Hemdchen des Kindes. Sein Gesichtsausdruck wurde stutzig, verlegen: Das Kind war ein Mädchen.

„Die Leute hier kriegen alle Tage neue Kinder, da soll sich einer auskennen. — Ich bin im Nebenberuf Standesbeamter hier.“

Wir lachten zusammen, und auch die Indianerin lachte verlegen mit. Urwaldbewohner lachen immer verlegen; sie schämen sich im Walde ihres Lachens, denn — nicht wahr — die Bäume lachen nicht mit.

„Kriegen die Eheleute in Europa auch alle Tage neue Kinder?“ fragte der Polizist.

„Nicht allein die Eheleute“, meinte ich; „aber es gibt eine Menge Länder jetzt in Europa, wo die Leute zu wenig Kinder kriegen.“

„Ah, ich weiß, ich weiß.“ Er machte eine reichlich ungenierte Geste mit Hilfe seines ausgestreckten Zeigefingers. In solchen Dingen sind Brasilianer von einer Ungeniertheit, die an diejenige der Kinder oder griechischen Götter gemahnt. — So kamen wir auf die Politik, wobei ich die Erfahrung machte, daß für den durchschnittlichen Südamerikaner die Lage und die Bedeutung europäischer Reiche nicht klarer ist als für den durchschnittlichen Europäer die Lage und die Bedeutung Ecuadors, Venezuelas, Kolumbiens und Paraguays und ihre freundlichen oder unfreundlichen Beziehungen untereinander.

Ist Ihnen gegenwärtig, wer die Staatsoberhäupter dieser Republiken sind, die an Ausmaß durchaus europäischen Reichen entsprechen und für südamerikanische Verhältnisse ebenso wichtig

sind wie der und jener europäische Staat für die Verhältnisse zwischen Mittelmeer und Nordsee? — Nun, mein Polizist von der Düne bei Pernambuco brachte, obwohl er nicht Analphabet war, selbst die volkstümlichsten Staatsoberhäupter europäischer Reiche durcheinander, und wir hatten mit einem Stückchen Zuckerrohr eine Menge Porträts in den Sandboden der Hütte und der Düne vor der Hütte zu zeichnen, bevor er sich einigermaßen über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in Europa klar wurde. Denn als primitivem Augenmenschen waren ihm häufig nicht die Namen berühmter Staatsoberhäupter, wohl aber ihre markanten Profile gegenwärtig.

Als wir so ziemlich den ganzen Umkreis vollgekritzelt hatten und das Kind der Wirtin sein Zuckerrohr mit Nachdruck zurückverlangte, drängte ich höflich zum Aufbruch, und er begleitete mich an den Trümmern der holländischen Feste vorbei, die am Ende der Dünen und am Anfang der alten Mole steht. — Wie unkompliziert waren die strategischen Erfordernisse damals: Man erweiterte ein Korallenriff zur Mole, baute an ihrem Ende, damit keiner sie unbefugt betrat, eine Feste, und hatte einen „festen Platz“; heute braucht man eine dreifach und vierfach gestaffelte „Linie“ von Panzer und Eisenbeton mit als Gehöfte getarnten Forts und als Forts getarnten Gehöften und muß auch dahinter zittern. — „Hier haben die Holländer gesessen, aber wir Brasilianer haben sie hinausgeworfen“, erklärte mein Polizeimann mit einem Stolz, als wäre er 1654 mit dabeigewesen; zudem sagte er „Brasilianer“, obwohl es damals ganz sicherlich Portugiesen waren und es noch gar keine Brasilianer gab.

Am Kai beriet er mich noch fachmännisch beim Kauf des Modells einer Balsa, eines Indianerflosses aus einem federleichten Holz, das für den Flugzeugbau empfohlen wird; ich beschenkte ihn mit einem Korb voll grüner Apfelsinen für Frau und Kind, und dann schieden wir mit Umarmungen und Glückwünschen für alle Zukunft und alle beiderseitigen Familienmitglieder, männliche und weibliche, bekannter- und unbekannterweise; wir schieden als Freunde fürs Leben, und als das Schiff, das mich südwärts tragen sollte, sich weitab vom Kai in volle Fahrt setzte, stand er noch da,

den Korb unterm Arm, und winkte, ausgedörrt und gelb in seiner verwaschenen Gabardineuniform. — Solche Freunde auf Lebenszeit habe ich nachgerade überall auf der Welt — in Grao bei Valencia, in Miri an der Küste Borneos, in Breslau und in einer Vorstadt von Casablanca — und nun habe ich auch in Pernambuco einen; wir sehen uns nie wieder, denn die Welt ist zu groß und zu bunt, als daß man denselben Ort zweimal besuchen könnte, und wir schreiben uns auch nicht, weil sie nicht alle imstande sind, mir schriftlich zu antworten; aber trotzdem — oder gerade deshalb — bleiben wir die besten Freunde.

Im Dschungel der Mißverständnisse

Ein großer Tabakfreund aus Breslau wollte auf einer Plantage hinter Bahia eine Zigarre „direkt vom Baum“ rauchen und verlangte von einem Arbeiter — „es wird schon richtig sein“ — eine Cigara. Der Mulatte nickte — es hatte also gestimmt! — und lief eilfertig davon, kam bald mit etwas Länglichbraunem in der Hand wieder. — Ha, die Zigarre!

Aber das Länglichbraune schrie und flatterte: es war eine der Zikaden, die einem den Verstand aus dem Kopf und den Irrsinn hinein singen können, portugiesisch Cigara. — Die Zigarre heißt in dem Lande, aus dem sie kommt, ganz anders: Charuto, wie sie in Indien Cheroot genannt wird.

Drei ältere Damen auf einer Vergnügungsreise am Amazonas, die, abenteuerlustig wie ältere Damen sind, auf eine mondbeschienene Lichtung traten, sprang ein Mann in mangelhafter Kleidung an, der im Gebüsch gekauert hatte.

„Ha, endlich ein Indianer!“

Es war aber das gerade Gegenteil von einem Indianer: ein Journalist aus Berlin, der die ganze Zeit seines Aufenthalts in Brasilien an Durchfall litt und gerade eben wieder ein Freiluftbedürfnis verrichtet hatte. — So kann man sich irren.

Einer hatte in Pernambuco eine Flasche mit verlockend duftendem schillernden Inhalt erstanden und wollte damit einen Freund

in Luckau überraschen, der einen seltenen Tropfen zu schätzen wußte. Von heißem Entdeckungszug auf sein Schiff zurückgekehrt, trank er jedoch selber die Flasche auf einen Zug aus. — Man hörte ihn die ganze Nacht schreien: Es war Haaröl gewesen und kein Wein.

Überschrift von Edgar Wallace: Die Rache des Urwalds. — Aber nicht allein die oberflächlichen Touristen sind Irrtümern unterworfen. Der meistbenutzte deutsche Führer für Südamerika sagt bei Brasilien: „Kreolen sind die im Lande geborenen Neger.“ — Das ist ein Satz, der völlig genügt, um die gesamte Bevölkerung Brasiliens vom weißesten Weißen bis zum schwärzesten Schwarzen hochgehen zu lassen wie ebensoviele Dynamitfässer; denn Kreolen sind selbstverständlich die im Lande geborenen Weißen; aber das zeigt, wie selbst die verlässlichsten Werke über Brasilien grobe Fehler machen und daß jener Professor recht hatte, der die ganze Brasilienliteratur kennt und mir bei der Abreise sagte:

„Das beste Werk über Südamerika ist immer noch der Humboldt; halten Sie sich daran, mein junger Freund.“ (Und der beste Baedeker für Vorderasien ist immer noch die Bibel.)

Bei unsern Streifzügen im Hinterlande von Belem schwärmte mir Lenhardt vor: „Das ganze Geschäft hier ist in Händen von Deutschen, wußten Sie das, besonders von Berlinern?“

Ich sagte: „Das mag wohl stimmen.“

„Der Besitzer der großen Gummiplantage in Corcovado weilt z. B. im Augenblick in Berlin.“

„So?“

„Er fährt alle Jahre im Winter nach Berlin, um Theater zu besuchen, neue Bücher zu lesen, sich weiterzubilden, typisch deutsch.“

„Mhm, so?“

„Der Lautsprecher in seinem Haus war aus Berlin, der Frigidaire desgleichen; nicht aus USA, wie der Verwalter mir — und wie mir schien mit Stolz — versicherte; das ganze Haus ist aus Material gebaut, das sie auf Schiffen aus Berlin holten.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Alles schwärmt dort infolgedessen von Berlin, alle träumen davon, auch einmal einen Winter in Berlin zu verbringen. Sobald

sie genug Geld erspart haben, machen sie nach Berlin, alle; mich als Berliner rührt so was.“

„Ich kann mich meinerseits der Tränen kaum erwehren.“

„Übrigens sprechen sie hier Berlin wie die Franzosen aus, nasal: Berläng.“

Ich setzte mich auf eine Liane, die sich gleich einer Hängematte über den Urwaldpfad bog und bog mich ebenfalls. — „Ah, haha, grämen Sie sich nicht, Lenhardt, denn mir ist genau dasselbe passiert: Ich habe anfangs auch immer Berlin verstanden, wenn die Leute Belem sagten, denn nicht wahr, wir sagen Para oder sprechen das Belem wie Bähllamm aus, wogegen es doch Belém, mit dem Akzent auf dem zweiten e und mit nasalem m ausgesprochen sein will, genau, ja, fast genau wie Berläng. — Der Plantagenbesitzer, sein Lautsprecher und sein Frigidaire stammen aus Belem, wie der Verwalter wohl mit Stolz betonen mochte, und alles träumt davon, das Ersparte einmal in Belem durchzubringen.“

„Mensch!“ ächzte Lenhardt und hielt sich an meiner Liane fest, „ich habe daraus schon einen Artikel gemacht und an die Zeitung geschickt!“

Woraus man ersieht, daß nicht nur die Handbücher, sondern auch die begabten Literaten, die wir sind, Irrtümern unterworfen sind.

Ich beispielsweise hatte, wie jeder bessere Autor, bei meiner Abreise aus Hamburg eine Liste derjenigen Eindrücke fertig, die ich in Brasilien empfangen, derjenigen Aufsätze, die ich unterwegs konzipieren würde. Darunter war etwas über die Festes- und Feierfreudigkeit der Brasilianer und ihre tiefe Abneigung vor dem Alltag, denn — nicht wahr? — ihren Montag nennen sie segunda-feira, ihren Dienstag terça-feira, den Mittwoch quarta-feira, und so weiter bis zum sabbado, der dem domingo, Sonntag, voraufgeht, feira, feira, feira, und so wird die ganze Woche gefeiert, und es ist zwischen Sonntag und Sabbat kein Werktag. Wie Südländer zu feiern verstehen, das hatte ich auf der Feria zu Sevilla — in einem glücklicheren Spanien — gelernt. — Ich hatte aber immerhin Vernunft genug, auf dem Schiff, das mich der südlichen Welt zutrug, von einer netten Brasilianerin einen oberflächlichen Elementar-

unterricht in ihrer Sprache zu nehmen, und so erfuhr ich, daß feira gar nicht unsrer Feier entspricht, sondern etwas immerhin Verwandtes bedeutet, nämlich:

„Maachkt.“

„Wie bitte?“ fragte ich.

„Maachkt.“ Und wenn man berücksichtigt, daß Brasilianer häufig das r nicht aussprechen können und ihre Währungseinheit, die wir mit Milchreis bezeichnen, „micheis“ aussprechen, so verstand man:

„Markt.“

Der Montag ist demnach der zweite Markttag, der Dienstag der dritte und so fort; und das ein Markt in Brasilien nicht trages dolce far niente ist, das mag man mir wohl glauben; ich habe jedenfalls Kunden — und auch Verkäufer — gesehen, die man taumelnd und grün im Gesicht vom Mercado trug, so sehr hatten sie gefeilscht.

O Brasil, a Brasileira!

Wer das liest — und er liest es an allen Ecken und Enden, auf Plakaten, in der Zeitung, und er hört es auch vom Rundfunk — der meint: Welch begeisterungsfähiges Volk, Welch schöne Empfindung für Nation und Volk! Nie sagen sie Brasilien, ohne o! dazu zu rufen, nie beschwören sie den Namen ihrer Frauen, ohne a! dazu zu schmachten. Es scheint, wir haben da geradezu das A und O des Enthusiasmus.

Aber nein, das a und das o sind die portugiesischen Artikel: o Brasil — das Brasilien, a Brasileira — die Brasilianerin. — As Brasileiras, das bedeutet nicht mehr als: die Brasilianerinnen. Das brasilianische ist durchaus kein besonders enthusiastisches Volk; man muß durch die iberische Halbinsel, welche das Material zur Besiedlung Südamerikas bot, einen geraden Strich ziehen, denselben, den auf der Landkarte die spanisch-portugiesische Grenze zeichnet: Rechts davon wohnen die Spanier, die durch die Mauren einen ordentlichen Schuß arabischen Explosivstoffs in ihr Blut bekamen, links davon die Portugiesen, denen durch die Jahrhunderte Normannen, Flamen und Bretonen ihr schwerflüssiges Blut und ihre Solidität schenkten. Brasilianer, die Erben der Portugie-

sen, sind daher sachlich, verlässlich, dem Konservativismus abhold und ganz gewiß nicht von explosivem Temperament.

Dieses berühmte explosive Temperament der Südländer — wenn man wirklich aufmerksam und mit Kritik reist, wo findet man es eigentlich? In Italien etwa? Bei den verschlafenen Levantiniern? — Ist es nicht vielmehr ein unerfüllter Wunschtraum alter Jungfern beiderlei Geschlechts, ein Klischee, das man längst hätte zum alten Eisen werfen sollen? — Immerhin ist der Gegensatz zwischen Spaniern und Portugiesen groß, zwischen Brasilianern und Argentinern groß genug, daß sie sich wechselseitig mächtig auf die Nerven gehen. Der Redakteur in der „Noite“ zu Rio zuckte auf meine Frage, ob er Spanisch spreche, verächtlich mit der einen Achsel und meinte: „Spanisch? — aber natürlich spreche ich Spanisch, Spanisch wohl“, als wenn er sagen wollte, das Spanische wäre ein provinzieller Dialekt des Brasilianischen. Wenn einer schlechtes Portugiesisch spricht, so behaupten sie, das wäre Spanisch. — Im übrigen sind in Brasilien sehr lobenswerte Bestrebungen lebendig, die portugiesische Sprache zu reinigen und daraus ein eigentliches Brasilianisch zu machen, das dann das eigentliche Urportugiesisch sein würde, eine Sprache, der gegenüber das Portugiesisch von heute wie ein verbalhornter Vorstadtdialekt wirken würde; man würde dann Santos nicht Santusch, sondern Santos aussprechen, muito obrigado nicht mehr muitsch obrigadu, mais ou menos nicht mehr maisch ou menusch, und saudade, das bekannte brasilianische Universalwort für bittersüße Seelenzustände, nicht mehr Saudadsch. Es wäre eine teilweise Rückkehr zum lateinischen Uridiom, eine Entknautschung und Neukräftigung, wie sie die spanische Sprache vor Jahrhunderten mit dem Erfolg durchmachte, daß sie heute die stattlichste Sprache der Welt ist.

Brasilianer und Argentinier bezeichnen sich wechselseitig gern mit „macacos“, Affen, und die letzteren geben noch einen „Neger“ dazu, womit sie nicht einmal Unrecht haben. — Es waren von Anbeginn östlich und westlich vom Rio Parana und Paraguay zwei verschiedene Blutmischungen, zwei Temperamente am Werk. — Das spanische Südamerika wurde mit Fanatismus, einem eigentlichen Conquistadorenlan und dem Wunsch erobert, die eigene

Religion andern Völkern aufzupropfen; alle drei Elemente fehlten dem portugiesischen Kolonisator, der seinem aus Flandern und von England her ererbten Geschäftsinstinkt zu dienen wünschte. Dieses Verfahren bedingt geringeres Blutvergießen als jenes, wie denn die portugiesische Praça de Touros im Gegensatz zur spanischen Arena kein Blut trinkt.

Brasilien wurde, dem Temperament der Portugiesen entsprechend, nicht eigentlich erobert; sie, die mehr fürs Verhandeln als fürs Handeln, für den Kalkül mehr als für den Schwertstreich, für elastische Duldsamkeit statt energischer Formung sind, deren Eroberungsgeschichte nicht gerade mit viel Blut geschrieben wurde, „erwarben es, um es zu besitzen“. Der Schiedsspruch eines Papstes sprach ihnen Brasilien, den Spaniern das übrige Südamerika zu. Mit „Independencia ou Morte!“ machte ein Königssohn die Brasilianer selbständig; ihre Fahne ziert aber heute die viel portugiesischere Losung „Ordem e Progresso“ — Ordnung und Fortschritt.

„Ich hab' mein Herz in Bahia verloren...“

Der Deutsche singt gern davon, wie er sein Herz in Heidelberg verloren habe; im Begriff Heidelberg kommen ihm drei beliebte Populärvorstellungen zusammen: das Altertümliche des Schlosses, das den Vorzug hat, von den Franzosen in eine romantische Ruine verwandelt worden zu sein; das Riesenfaß, das seiner Trinkfreudigkeit und Weinseligkeit entgegenkommt; und das bittersüße Gaudium des Akademikerlebens. In gehobener oder genußreich gesunkener Stimmung singt er daher gern „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ oder das feinere „Alt-Heidelberg, du feine“. — Unter ähnlichen Umständen schwärmt der Brasilianer melodisch von seinem Bahia; im Schatten der Mangobäume, wenn (durchs Fenstergitter) die Liebenden sich heiße Worte flüstern, schwören sie gern ewige Treue bei der Igreja von Bomfim, jener vor überladener Häßlichkeit schönen, barbarisch prachtvollen Kirche, die in der Unterstadt von Bahia steht.

„Juro por Deus
Por meu Sinho do Bomfim“

Die Kirche bedeutet ihm, wenn Hochamt ist und das Innere wie die Fassade gleichermaßen in einer Orgie von Licht schwimmen — immer in einigem Abstand — was dem Deutschen die Ruine des Heidelberger Schlosses bei Mondschein ist; der Gaumenandacht leiht sich ihm — wie dem Deutschen das große Faß — die Vorstellung von den Nationalgerichten, den Urspeisen, welche die fetten schwarzen Köchinnen von Bahia am „typischsten“ bereiten.

Vatapá, oi, Carurú,
Manguzá, oi, tem Umbú...“

Und das Käthi aus „Alt-Heidelberg“ ersetzt hier — wieder im Abstand — der rosa und rot gekleidete Mädchenflor einer Stadt, deren Bevölkerung zu achtzig v. H. schwarz ist. — Alles Land zwischen dem Amazonas im Norden und der Lagune dos Patos im äußersten Süden widerhallt zwischen zehn und zwölf Uhr nachts von Liedern, die sich um diese Traumheimat drehen.

In Bahia — genauer Cidade do Sao Salvador da Bahia de Todos os Santos — war in der Vergangenheit der große Sklavenumschlagsplatz, auf dem die Schiffe mit der zusammengepferchten Ladung „schwarzen Elfenbeins“ ankamen, das hier auf den Märkten meistbietend versteigert und von Grossisten und Detaillisten wie auch von den Konsumenten selbst überallhin ins Land verteilt wurde. Und wenn dann die Brasilianer sich bereitwillig mit den schwarzen Zwangseinwanderern — vielmehr mit deren wohlgeformter Weiblichkeit — vermischten, so haben die Schwarzen von Bahia diesem Prozeß durch die Jahrhunderte erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, so daß man in dieser Stadt heute mehr reinrassige Hamiten sieht als in Johannesburg oder Dakar.

Eine Eigenart der Stadt ist, daß sie in zwei Stockwerken erbaut ist: Oberstadt und Unterstadt; den Höhenunterschied von 70 oder 80 Metern überwindet man mit drei großartigen städtischen Fahrstühlen. Auf dem Wege zu einem dieser bei 40 Grad im Schatten besonders sympathischen Beförderungsmittel geriet ich gleich beim

erstmal mitten ins typische Volksleben; dicht neben der Markthalle, durch ein paar mannshohe Schutthaufen vor unberufenen Augen geschützt, fand einer der improvisierten Hahnenkämpfe statt, denen ich später alle Tage begegnete, obwohl oder weil sie eigentlich untersagt sind.

Dem Temperament des Brasilianers entsprechend, ist sein Hahnenkampf eine unblutigere, sportlichere und in folgedessen feinere Angelegenheit, als er es in Mittelamerika oder bei den Malaien ist.

Die beiden Tiere, langbeinige starke Hähne, denen man die Federn von den Keulen gerupft und die Sporne spitzgefeilt hatte — nicht mit diesen gemeinen Messerchen versehen, wie im Fernen Osten — wurden von den Besitzern mit beiden Händen gehalten und voreinander auf und ab bewegt, bis sie in Wut gerieten, die Kämme sich prall füllten und das Blut durch die Haut der nackten Keulen glomm. Die Zuschauer nahmen Wetten auf, die Besitzer selber wetteten schwer; es war ein unbeschreiblicher Lärm. Auf einmal ließ man die Tiere fahren, die aufeinander losstürmten, hart bremsen und sich mit Ducken und Fintieren maßen, um sich, sobald der Gegner sich eine Blöße gab, auf ihn zu stürzen. Und zwar handelt es sich — ich schreibe das für unsre Hausgockel, die etwa Matadore werden möchten — darum, mit dem Schnabel zu fintieren und kleine, irritierende Bisse anzubringen, während die eigentliche Attacke darin besteht, daß man über den Feind hinwegfliegt und ihm hierbei Sporenhiebe beibringt. — Jeder gutplacierte Hieb gilt als Gewinnpunkt, darüber hinaus wird — genau wie beim Boxen — die allgemeine Haltung, der Kampfgeist und auch das geschickte Ausweichen bewertet. Das Wetten geht während des Kampfes weiter, wobei sich das Pari-Verhältnis mit dem Kampflauf verschiebt; man wickelt einen Fünfmilreisschein um den Zeigefinger und fächelt damit in der Richtung des Tiers, auf das man al pari zu setzen wünscht; der Schein zwischen zwei Finger geklemmt, bedeutet 2 : 1, zwischen drei Finger 3 : 1. Wer die Wette hält, der steckt das Geld einfach in die Tasche oder klemmt es sich auch zwischen die Finger; so locker und unkontrollierbar diese Methode erscheint, kommt es doch niemals vor, daß einer den andern dabei betrügt. Der Brasilianer bleibt selbst in der Wett-

leidenschaft ehrlich; mag er noch so schwarz sein, Schwarzgewinne macht er nicht.

Für die Kampfahne werden nach einigen Zusammenstößen immer wieder Pausen eingelegt, in denen sie von den Besitzern und freiwilligen Pflegern — denjenigen vermutlich, die schweres Geld auf sie gewettet haben — massiert, gekühlt, gewaschen werden; mit dem Mund spritzt man ihnen Wasser in die Augen, in den Schnabel und auch ins andre Ende des Verdauungstrakts.

Die Kämpfe enden nur ausnahmsweise mit dem Tod oder der Kampfunfähigkeit des einen Kämpfers; wenn die Müdigkeit des einen oder die Überlegenheit des andern offenbar wird, macht man Schluß, der siegreiche Hahn ist sich durchaus seines Sieges bewußt und gibt seinen Gefühlen durch triumphierendes Krähen Ausdruck; ein Kampfhahn von guter Klasse hat eine geradezu peinliche Ähnlichkeit mit uns Männern, wenn wir mit einem Kellner zanken oder uns sonst dicke tun.

In diesem Sinne halte ich Hahnenkämpfe für erzieherisch; selber habe ich mich wenig daran beteiligt, denn ein System besitze ich nur fürs Roulette, bei dem ich mein Auskommen finde.

„Roulette? Sim, Senhor“, gab mir ein Bahianer zur Auskunft und paffte dabei seinem Hahn liebevoll den himmlischen Duft einer Maisblattzigarette ins Gesicht, „das spielt man im Casino Tabaris droben in der vornehmen Oberstadt. Auch Campista und Baccarat.“

Schon wieder Casino Tabaris! — Und ich dachte an Joao, den Seringeiro oben in Belem, dem ich versprochen hatte, die Braut zu suchen.

Nun war die Brasilienreise bald zu Ende; aus lauter Gewissenhaftigkeit mochte ich dieses Casino Tabaris nicht auslassen.

Ins Notizbuch geschrieben:

Die schwersten und aromatischsten Zigaretten der Welt sind die Bahianer, die statt in Papier in reifes, goldgelbes Maisblatt gewickelt sind — eine stille Tastorgie allein für die Lippen. Maisblatt ist das gottgegebene Material für Zigarettenhülsen. Der Tabak ist schwarz

und feucht zum Kneten. Die besten Sorten sind „Fenianos“ und „Daniel“.

Der Brasilianer ist zu vornehm, sie zu rauchen. Bevorzugt nordamerikanische Mentholzigaretten.

Schwarze Köpfe, schwarze Bohnen

Wer die Nationalgerichte der Länder, die er bereist, nicht isst, reist nur halb; es genügt nicht, daß ich durch das Land gehe, das Land muß auch — mit allem, was darauf krecht und fleucht und gedeiht — durch mich hindurch. Die verkorkste Verdauung ist eine Trophäe, ein ebenso gültiger Ausweis über eine stattgehabte Reise wie ein mit Hoteletiketts beklebter Koffer; mit dem Unterschied, daß jene nur mir auf den Magen geht, dieser auch den Mitreisenden.

Die Portugiesen, als sie Brasilien besiedelten, brachten ihre eigenen Speisen mit, lernten aber, duldsam wie sie sind, von den Indianern ihr Uressen. Alles, was bei ihnen mit einer betonten Silbe endet, in der Schreibung also rechtens einen accent aigu auf dem letzten Buchstaben hat, ist indianischen Ursprungs, denn die Portugiesen selbst betonen die vorletzte Silbe. Auf der Speisekarte sind es Vatapá, Carurú, Manguzá, Efó, Umbú, Assahý, Taperebá und so weiter in nicht endenwollender Reihe.

Der Reiseprospekt — das ist sein gutes Recht — schildert in glühenden Farben die Genüsse, die einen in Belem, in Rio, in Pernambuco erwarten — Schildkrötenfilet beispielsweise, und Mangoeis — und kann nicht heiß genug raten, sich daran götlich zu tun. Der ärztliche Ratgeber für Tropenreisen — das ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit — warnt hingegen mit schrecklich erhobenem Zeigefinger vor dem Genuß von Mangoeis und andern ungewohnten Leckereien. Infolgedessen schlägt man sich schon in Belem do Para den Bauch voll mit Schildkrötenfilet und Mangoeis, nicht achtend der fatalen Gedankenverbindung zwischen Para und Paratyphus.

Ein Schildkrötenfilet erhält man aber schließlich auch in London,

und Mangoeis — selbst einer, der Mangos mag, macht deswegen nicht eine Weltreise, denn das schönste Eis, das es nun einmal gibt, ist das schlichte Vanille und Erdbeer, halb und halb. Man möchte an den Kern der brasilianischen Gastronomie gelangen.

„Gehen wir doch endlich einmal richtig brasilianisch essen“, bittet man seine Freunde in Rio, „so mit Guaraná, Manguzá, was weiß ich!“

„Nun gut“, heißt es dann, „gehen wir in die Rôtisserie Americana oder in den Lido.“

Die vier besten Restaurants von Rio heißen in der Tat nach dem einen Führer „Rôtisserie Americana“, „Lido“, „Roma“ und „Casa Heim“, nach dem andern, den die Stadtverwaltung selbst verteilen läßt, „Rôtisserie Americana“, „Casa Heim“, „Tourist“, und „Savoia“; die Namen sind bezeichnend; wer in Rio gut essen will, geht fremd, am liebsten in ein italienisches oder deutsches Haus. Für die einheimischen Urgerichte schwärmt man in Gedicht und Lied, ißt sie aber seltener. Unumwunden und ehrlich, wie Brasilianer sind, gibt der Führer für Rio gern zu: „Trotz der großen Zahl von Restaurants, die Rio de Janeiro besitzt, gibt es unter ihnen kein großes Haus, das sich in echt nationalen Gerichten spezialisiert.“ — Es hat daher wenig Sinn, daß der Reisende sich die Namen der internationalen Gerichte mit Hilfe eines mnemotechnischen Kraftakts merkt; er mag sie in den Lokalen ruhig nennen, er bekommt sie doch nicht. — In Pernambuco in eine Familie geladen, der ich mein Leid darüber geklagt, versprach man mir zum Mittag ein ganz ganz echtes Nationalgericht: Es war Cuscus, der „Hammel mit Reis“ der Araber; aber man konnte mir beweisen, daß er in einem Kochbuch für Nationalgerichte unter den eigentlich brasilianischen angeführt wird.

Leidenschaftlich gern ißt der Brasilianer die Feijoada, besonders wenn sie „completa“ ist; aber die Feijoada ist kein amerikanisches Gericht, es ist vielmehr eine in Portugal durchaus beheimatete Abart der berühmten spanischen Ollapodrida, ein Bohnengericht. — In jeder Stadt Brasiliens, besonders in den Hafenvierteln, findet man mit Kalk quer über die Schaufenster nicht ganz sauberer Lokale geschmiert: „Feijoada completa“; hier ist es richtig. Tisch-



Auf dem Wasser zu Hause



Im Wasser zu Hause



Palmen winken Lebewohl
Bai von Bahia

tuch und Besteck werden nicht ganz sauber sein, der Kellner kratzt sich, während er mit der Rechten bedient, mit der Linken, wo es ihm Spaß macht, aber die Feijoada ist „typica“: Schwarze Bohnen wurden mit Blut, Pfefferkörnern, gepökeltem Schweinefleisch und Wurstscheiben zu einem Ragout gekocht, das man über Unmengen von Reis schüttet. Dazu nimmt man, damit sie completa sei, geröstetes Maniocamehl und ein Dutzend Gewürze: Essig mit Paprikaschoten, Essig mit Knoblauch, mit Perlzwiebeln, mit ich-weiß-nicht-was. — Einheimische essen drei gehäufte Teller davon — die Wurst hat ein pikantes Aroma nach Vanille oder Veilchen, das Ganze ist höllenheiß gewürzt und gehört gewiß zu den weniger verdaulichen Gerichten — man garniert es mit Haufen von gesottene Muscheln, Krebscheren, Hummerkrabben und andrem Getier. — Wer sich daran gewöhnt, dem schmeckt es, und zweifellos ist es — wie der Curry für Indien, der rohe Fisch für Japan — dasjenige Gericht, das einem den Charakter des Landes vermittelt, in diesem Falle also die Üppigkeit, Ungebrochenheit und Gewalttätigkeit Brasiliens. Die Feijoada ist, wie alles im Land, naturgemäß regionalen Unterschieden unterworfen, die Brasilien-dampfer, selbst diejenigen ausländischer Gesellschaften, führen sie als festen Bestandteil ihrer Speisekarte; es würde sonst eine Meuterei, einen Hungerstreik der brasilianischen Passagiere geben.

Viel Rühmens hört man von ihnen, noch ehe die südamerikanische Küste in Sicht kommt, über den Churrasco, der als ebenso typisch gilt wie die Feijoada; wer ihn aber in den Städten ißt — à la Carioca, à la Bahiana oder anders exotisch frisiert — der erlebt eine gelinde Enttäuschung, denn es handelt sich im Grunde um ein Beefsteak, das sich mit gehackten rohen Tomaten, Pfefferschoten, Zwiebeln, Oliven getarnt hat und das man zur Abwechslung mit Maniocabröseln verzehrt. — Auf dem Lande gegessen, bei Siedlern, Seringeiros oder Fazendeiros, die ein Fest geben, ist es allerdings eine Sensation: Über einem offenen Holzfeuer im Freien dreht sich an einem Holzpfeiler ein ganzer oder halber Ochse, nur eben gehäutet und ausgenommen; das Feuer qualmt, das Fett fließt von den roten Seiten des Tiers in die Glut und brutzelt; mit viel Geschrei und Aufregung sind die Männer der Fazenda — lauter aben-

teuerliche Kerls in Reithosen und Sombreros — dabei, das Fleisch immer wieder mit Reisigbündeln zu schlagen, die in ganze Eimer voll Gewürzen getaucht werden; die schwarze Belegschaft — Männer, Frauen und Kinder — steht in einigem Abstand im Halbkreis und bestrebt sich krampfhaft, bei dem reizenden Rauch die Augen aufzuhalten, um den Braten zunächst einmal mit den Augen zu verschlingen. Der Boden unter ihnen ist naß vom Wasser, das ihnen im Munde zusammenläuft und das sie, um nicht zu ertrinken, ununterbrochen ausspucken.

Der Churrasco ist fertig, wenn er halbgar ist; der Koch, der ihn den Wartenden länger vorenthielte, würde den morgigen Tag nicht erleben; er wird mit Buschmessern mitsamt den Knochen in Portionen gehackt und aus der Faust gegessen (der Churrasco). Das kräftig aromatische Fett des Tieres, das gestern noch lief, brüllte, liebte, läuft an den Armen herab und tropft vom Ellbogen; es schmeckt köstlich, aber hinterher läßt man sich am besten chemisch reinigen.

In Bahia liegt, da, wo die Oberstadt aufhört und sich mit einem steilen Abhang von einigen achtzig Metern zur Unterstadt senkt, das kleine Sommerlokal „A Petisqueria Bahiana“, das, weil es in Bahia immer Sommer ist, logischerweise das ganze Jahr geöffnet ist. Man rühmte es mir als das typischste Eßlokal in erreichbarer Nähe, und ich bin geneigt, es zu glauben. Man bekommt dort die Vatapa, den Caruru, die Manguza, von denen das Volkslied schwärmt. Die Vatapa genießt beiläufig eine solche Berühmtheit, daß man nach ihr einen Tanz benannte; vor dem Krieg kam er nach Europa, und einer oder der andre von Ihnen hat ihn zweifellos noch getanzt; Vatapa — ja, wie sage ich es meinem Kinde? — ist eine Art Grießbrei, aus Maisgrieß meist, nicht unähnlich der Polenta der Italiener, und schmeckt eigentlich wie der Grießpudding bei Muttern, nur daß Mutti den Zucker vergessen und statt dessen Pfeffer, viel Pfeffer sogar, hineingetan hat. Ein gewisser Unterschied besteht aber doch, denn sehr im Gegensatz zum Grießpudding bekommt die Vatapa Huhn und Fisch zugesetzt und wird in Palmöl gesotten. — Der Caruru ist ein in Öl gedämpfter Ragout aus Hummerkrabben und geschnipselftem Quiapo, einem kleinen

gedrungenen grünen Gemüse, das äußerlich an Pfefferschoten gemahnt und sich beim Kochen vornehmlich in Schleim auflöst; wer es ißt, hat das Gefühl, sich durch unbezwungenen üppigen Urwald hindurchzukauen. — Der Efo sieht aus wie Spinat und schmeckt ebenso, was natürlich enttäuschend ist, denn das einzige, was wir gewannen, indem wir den Kinderschuhen entwachsen und uns — unter Hängen und Würgen — eine Existenz schufen, ist ja, daß wir nicht mehr gezwungen sind, Spinat zu essen, sondern das Recht haben, es freiwillig zu tun. Efo bestellen und Spinat bekommen, das geht gegen die Menschenrechte. — Die Manguza schließlich ist eine Speise aus Maismehl und geraspelter Kokosnuß.

Die Paraenses — so heißen sie in Wirklichkeit, nicht Paraiten oder Parasiten — schwärmen für die Tacaca, das Regionalgericht des heißen Nordens; gedörrte Hummerkrabben werden mit gegorenem Maniocabrei angesetzt und über Gebühr gewürzt; dahinein tut man, um des lieben Gegensatzes willen, einen Stärkepudding und genießt das ganze aus einer halben Kokosnuß. Die Brasilianer geben selber zu, daß das Gericht bei näherer Bekanntschaft gewinnt.

Uneingeschränkte Begeisterung verdienen die frutti di mare, jene Unterwasserfauna, die das warme Meer an der Klippenküste Brasiliens züchtet und die im Brackwasser seiner großen Flußmündungen zu phantastischer Größe und Form gedeiht. Der Brasilianer bringt sie gern unverbildet auf die Tafel: die Camaroes, Hummerkrabben von Fingergröße, die man als Salat, gebacken oder in der Schale gebraten ißt, die Taschenkrebse von verschiedener Größe; die Tartaruga, das gerühmte Schildkrötenfilet, dessen Geschmack zwischen dem von zarter Kalbsnuß und Kalbsmilch liegt; die ungezählten Fische, deren Namen man sich ebensowenig merken kann wie deren Formen; die Austern, die man sich am Strand öffnen läßt und mit einem Mundvoll Seeluft genießt; die knorpelig-köstlichen Tintenfische und Polypen, knusprig in Öl gebacken, die Seeigel, deren rauhe Schale, mit der Schere aufgeschnitten, ein zartes Inneres enthüllt, das anatomisch unklar bleibt, aber zum Rotwein vorzüglich mundet.

Schließen wir mit den Eisspeisen, die uneingeschränktes Lob

verdienen; so wie der Brasilianer verstanden hat, die Früchte des Meeres unverkürzt seiner Tafel zuzuführen, so hat er es verstanden, den Urwald, den gesamten undurchdringlichen, irrlichternden, üppigen Urwald der Eismaschine dienstbar zu machen. Zum Gefrorenen aus Orange und Limone tritt das obengenannte Mangoeis, in dem die delikate Frucht, die auf Brasiliens Alleebäumen reift, ihren Beigeschmack von Terpentin und Bücklingsrogen abgelegt hat und wie fleischgewordene Geranie schmeckt, tritt die senfgelbe sahnige Tapereba, tritt der harzige weinrote Assahy, tritt die baumrindenherbe Maracuja, tritt Eis aus Kokos, Ananas und Abacaxy, einer grüneren, länglicheren Abart der Ananas. — Jedes kleine Café führt vier bis acht verschiedene Eissorten und ebenso viele Limonaden — Limonada, Laranjada, Coco molle (geeiste Kokosmilch aus der grünen Nuß), die chininherbe Guarana und die Groselha, unsere liebe, alte Johannisbeere — und man nimmt am besten einen combinato, eine kinderkopfgroße Schale gemischtes Eis aus sechs Sorten, mit Früchten und Marmeladen, auf dessen Spitze — als Exotischstes vom Exotischen in diesen Breiten — eine halbe (beileibe nicht eine ganze!) Backpflaume thront.

So ist das in der Welt: wem alle Säfte, Früchte und Beeren eines üppigen Erdteils zur Verfügung stehen, der krönt sein Eis mit der gutbürgerlichen Backpflaume. — Noch im Jahre 1935 führte Brasilien nur halb soviel Autos ein als Stockfisch — für 24 Millionen Milreis Wagen und für 45 Millionen Bacalhao, Stockfisch. Widerlich ist er und schmeckt wie Leder, das man in Fischtrantsott — die Deutschen haben durchaus recht, daß sie sich nach dem Weltkrieg nicht mehr an diesen Freitagmittagschreck gewöhnten — aber den Brasilianern schmeckt er, denn er kommt von ganz weit her, von Labrador, von Island und von den Neufundlandbänken.

So sind die Menschen! — Überall im ganzen brasilianischen Land hängen die gedörrten Stockfischleichen — riesigen Traumfischen gleich — vor den Häusern, dörren in der glühenden Sonne nach und unternehmen Attentate auf die Geruchsnerven. Ihre einzige Entschuldigung ist eben, daß Casanova sie leidenschaftlich aß; aber der hatte besondere Gründe dafür.

Da, wo es am schwärzesten ist . . .

Eines Mittags, als man vor Hitze nichts Gescheites beginnen konnte, saß ich bei einem alten deutschen Photographen, einem prächtigen ausgetrockneten, gegerbten Kerl, dessen Haut die Farbe einer mittelstarken Zigarre hatte, und schwatzte. Die Deutschen widmen sich ja überall in Brasilien gern in Konkurrenz mit den Japanern den Gewerben, die Genauigkeit und Sauberkeit verlangen; dieser Mann aber war mir besonders wertvoll, weil er außerordentlich gut unterrichtet war und mir bereits mit allerlei nützlichen Hinweisen gedient hatte. Aus der Küche, in der ein halbes Dutzend Frauen beschäftigt schien, zog über den sonnengrellen Hof der Duft von schmorendem Essen herüber; ich schätzte es auf Feijoada, miteins brutzelte es heftig; offenbar schüttete man jetzt die Blutsuppe hinzu.

„Es ist bekannt“, sagte ich zu dem Photographen, dessen Name ungenannt bleiben muß, „daß die Schwarzen Brasiliens, besonders natürlich Bahias, zu einem Teil noch dem alten Blutkult der afrikanischen Heimat anhängen, den man oben in Haiti Wudu nennt; Sie können es zweifellos bestätigen.“

Er kaute an einer namenlosen Zigarre, deren Duft mich an die beste Dannemann gemahnte. — „Gewiß kann ich das; es wäre ja auch sinnlos, es zu verneinen; selbst die Brasilianer leugnen es nicht. — Die schwarzen Gemeinden in Stadt und Provinz Bahia veranstalten sogar gelegentlich Kollekten, mit deren Erlös sie aus Afrika — aus dem Kongo zumeist — berühmte Medizinmänner herüberkommen lassen — gegen Stargagen, die Ihnen den Atem verschlagen würden. Die Gemeinden sind zum Teil reich, man sagt sogar: unermesslich reich, denn auch gebildete und wohlhabende Neger gehören ihnen häufig an; wenn eine nicht gerade wohlhabend ist, so reicht es immerhin für einen Wudupapa aus Haiti, das ist nicht ganz so weit weg.“

„Wudupapa, das ist —?“ fragte ich arglos.

„Ein Priester des Blutkults. — Es ist Ihnen wohl bekannt, daß die Nordamerikaner 1915 die Insel Haiti besetzten, die bislang eine Art unabhängiger Staat unter französischer Schutzherrschaft ge-

wesen war. Die Yankees haben einigermaßen energisch gegen den Blutkult durchgegriffen, haben eine Anzahl Humforts — das sind Wudukultstätten — zerstört und einige Papas ins Kittchen gesteckt. — Damals waren sie wohlfeil zu haben, die Papas, denn sie flohen in ihrer ersten Panik außer Landes, und der Wudu blühte bei uns. Jetzt hat sich das da oben in Haiti wieder ein wenig gegeben, und die Wudupapas sind nicht mehr dutzendweis zu kaufen.“

Um ihn zum Reden zu bringen, verschwieg ich tückisch, daß ich Haiti von einem früheren Mittelamerikabesuch her kannte und mit den Sitten und Einrichtungen des Wudu einigermaßen vertraut war. Während wir sprachen, trat ein junger Deutscher in den Laden, um eine Filmrolle entwickeln zu lassen, und wurde freundschaftlich, ein wenig väterlich begrüßt. Auch sein Name muß ungenannt bleiben; nennen wir ihn Becker.

„Ah, der junge Becker“, machte der Photograph, „was bringen Sie mir diesmal wieder für Aufnahmen?“ Und zu mir gewandt: „Wenn Sie der alte afrikanische Blutkult in Bahia interessiert, Herr, dann halten Sie sich nur an unsern Becker; der weiß mehr davon als alle andern Bahiadeutschen zusammen.“

Becker war, wie ich bald heraus hatte, eine Art schwarzes Schaf innerhalb der Kolonie, ein Alleingänger, einer, der ein wenig verniggert war. Den Prestigeverlust bei seinen Landsleuten machte er wett durch die große Liebe und das tiefe Vertrauen, das er angeblich bei der schwarzen Bevölkerung genoß. — Bei unserer ersten Begegnung standen ihm gelbe Schweißperlen auf der Stirn, und er war offenbar leicht angetrunken; er war es auch bei unsrer zweiten Zusammenkunft, und der Photograph sagte mir, daß das ein Dauerzustand sei.

Überm Cachas kamen wir einander ein wenig näher, und er sagte auf mein Drängen, er glaube, er könne mir im Hinterland eine Wudukultstätte zeigen; wir würden uns abends treffen und im Wagen hinausfahren. Allerdings müßte er noch jemand mitnehmen, der noch besser Bescheid wüßte.

Nach Erfahrungen, die ich in Schanghai machte, gruselt mir immer ein wenig vor nächtlichen Autofahrten, und so bestand ich darauf, daß ich meinerseits einen Begleiter mitnehmen dürfte.

Mit Lenhardt setzte ich mich kurz nach sechs an der Endstation des Lacerda-Fahrstuhls in einen Wagen, in dem bereits Becker und ein gut angezogener Mulatte saßen, der uns führen würde. — Es war schon finster, und in rascher Fahrt ging es durch die grell beleuchteten Straßen, zwischen den bimmelnden, kreischenden, überfüllten offenen Straßenbahnwagen in der Richtung nach Amaralina.

„Das ist doch der Weg nach Amaralina?“ fragte ich Becker nach einer Weile. — Er wollte gerade antworten, da bekam er von dem Mulatten, der neben ihm saß und mein Deutsch zwar nicht verstanden, aber „Amaralina“ gehört hatte, einen Stoß, und er antwortete unsicher: „Nein, der Weg nach Amaralina ist das nicht.“

Ich war fest überzeugt, daß ich mich nicht irrte; und zur Bestätigung sah ich, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, zur Rechten das Portal der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt, die unterwegs nach Amaralina liegt. — Es ging nun über eine Straße, die durch den Urwald gebrochen war; fett sprang das Laub in den Kegel unsrer Scheinwerfer; alle Augenblicke schlugen Insekten dumpf gegen die Windscheibe. Vor den Negerhütten, die rechts und links auf kleinen Rodungen standen, glommen noch die Feuer, und es roch nach stark gewürztem Abendbrot. Bei einer der Hütten, die stattlicher als die andern schien, wurde gehalten; ich dachte, wir wären schon angelangt, aber es stieg nur wieder jemand zu uns, ein baumlanger Neger, dessen Gesichtsfarbe selbst im Dunkel der Nacht als sehr schwarz auffiel. Er war gut gekleidet, und Becker machte uns miteinander bekannt. Wie das beim Vorstellen ist, hörte ich den Namen nicht recht und fragte: „Wie war der Name?“ — Ich hatte das bestimmte Gefühl, Gourdenave oder Courtenave gehört zu haben; Becker war Süddeutscher, und seine C und T waren weich; Namen, die auf nave enden, sind haitianisch, und Gourde, die Bezeichnung für die haitianische Münzeinheit, kommt vollends in vielen Namen dort vor. Becker wurde aber durch einen wütenden Wörterausbruch des Mulatten am Sprechen verhindert und schwieg, zumal in diesem Augenblick eine Negerin in rosa Kattun mit einem Blechtablett voll Tassen und Gläsern aus der Hütte kam und an den Wagen trat.

„Kaffee oder Caxassa, Cavalheiros?“ fragte sie.

„Servez-vous, s'il-vous-plait“, machte der Neger einladend, und ich erkannte klar und deutlich in seinem absichtsvoll reinen Französisch den weichen Klang der „langue créole“ von Haiti!

„Sagen Sie doch den lieben Leuten, sie sollen mir kein Theater vormachen“, meinte ich daher zu Becker, indem ich eine Tasse Kaffee nahm, „ich weiß doch Bescheid und weiß zum Beispiel ganz genau, woher unser schwarzer Gastgeber stammt.“ Ängstlich vermied ich, „Haiti“ oder gar „Neger“ zu sagen.

Becker trank bereits seinen zweiten Cachacha. — „Seien Sie bloß vorsichtig“, war alles, was er sagte, und dehnte das „bloß“ drohend.

Wir fuhren weiter. Der Mulatte war offensichtlich verstimmt und unterhielt sich im Flüsterton mit dem Schwarzen, der nun neben ihm saß und seinerseits zusehends verstimmt wurde. Becker schwieg und schwitzte.

„Sagen Sie“, stieß ich ihn an, „wie vollzieht sich denn bei diesen Leuten der — Gottesdienst?“

„Nun, in der bekannten Form: Sie versetzen sich zunächst mit Trommeln in eine Art von vorbereitender Raserei; man hört die Trommeln manchmal in der Stadt, vom Klub Germania sogar, wenn die Fenster offenstehen. Dann werden Tiere geschlachtet, die Leute trinken das Blut — häufig mit Caxaß gemischt — und geraten nun in völlige Raserei; sie tanzen — allein und in Paaren — und dann, mein Gott, dann schlagen sie sich in die Büsche — in Paaren und auch allein.“

Wir fuhren bereits eine halbe Stunde; der Mond war aufgegangen, ein prächtiger, grellweißer Vollmond; es ging hügelab und hügelab; die Straße wurde immer schlechter.

„Werden auch Vögel zerrissen, überm Kopf, so daß die Tanzen den vom Blut überflossen sind?“

„Sim.“

„Was für Vögel?“

„Tauben, Hühner, Tauben — —“ Der genossene Caxassa ließ ihn bereits langsamer denken.

„Was noch?“

Er wandte sich an den Schwarzen und fragte.

„Peruas — Truthühner“, sagte er dann.

„Welche Tiere werden geopfert“, fragte ich wie ein Inquisitor.

„Schafe, Ziegen, Lämmer, Geißböcke, Lämmer — —“

„Auch Rinder?“

Er fragte den Schwarzen.

„Sim, auch Rinder; aber selten.“

Eine riesige Frucht fiel dicht vor dem Wagen klatschend zu Boden und lag wie Blut über der Straße im Scheinwerferschein. Alle erschrakten.

„Was war das?“ fragte ich.

Der Wagen fuhr — quietsch! — durch die verblutende Frucht.

„Ach, das war eine Aprikose.“

„Eine Aprikose? Von der Größe?“

„Sim, eine Abrico do Para; die jungen Sprößlinge und Zweige geben vergoren den Toddy oder Momim ab, einen Schnaps oder Wein, wie Sie wollen; das Harz, das aus der Rinde des Baums quillt, wird mit Erfolg bei der Wundbehandlung angewandt: auch gegen Insekten ist es gut. Na, und die Blumen, da machen sie das „Kreolenwasser“ draus, das Parfüm, das einen bei den schwarzen Weibern so verrückt macht; außerdem einen großartigen Likör. Die Frucht wird oft so groß — vier Kilo vielleicht — und gibt herrlichen Kompott, Jam, Saft, der sich dank irgendeinem Konservierstoff in der Frucht endlos lang hält. Dann macht man draus noch — —“

„Danke, danke“, wehrte ich ab, „das kenne ich schon: Es ist wie bei der Guarana. — Sagen Sie mir vielmehr etwas andres“, ich holte tief Atem, „werden von den Schwarzen manchmal auch Ziegen ohne Hörner geopfert — cabrits sans cornes?“ — Ich sagte die letzten Worte mit Absicht in langue créole und erzielte die gewünschte Wirkung. Sowohl der Schwarze als auch der Mulatte wandten sich wütend mir und Becker zu und schimpften heftig und unverständlich. Ich fühlte, daß nur Beckers Beliebtheit und der Umstand, daß wir nichts entgegneten, einen Bruch verhinderten.

Unter Geschimpfe und Gemurmel wurde weitergefahren, bis die Straße, die schließlich nur ein Pfad gewesen war, durch dessen Gras die Räder des Wagens schleiften, aufhörte. Wir stiegen aus

und gingen etwa zehn Minuten weiter, durch ungerodeten Urwald. Der Mond schien grell und machte es uns leicht, zusammenzubleiben, obwohl der Neger und der Mulatte für sich gingen — böse redend — als ob wir gar nicht vorhanden wären.

„Ich meine, es wird heut nix“, meinte Becker. „Einen Saudurst hab' ich.“

Wir traten aus dem Wald auf eine Rodung; eine Gruppe von Hütten, taghell vom Mond beschienen, kauerte sich im tintenblauen Schatten hoher Bananenbäume. — Ein Hund schlug wütend an; auf einmal fühlte ich den Atem eines Menschen dicht neben mir: ohne daß wir es merkten, hatte sich ein halbwüchsiger Schwarzer in einem weiten, zerfransten Strohhut zu uns gesellt. Als er meinen Schreck bemerkte, lachte er blöde.

Lenhardt, der gleichfalls erschrocken war, hatte sich rasch gefaßt und überrumpelte den Jüngling, auf die Hütten zeigend, mit der Frage:

„Humfort?“

„Humfort, sim.“ — Wieder lachte er blöde, und an dem Lachen merkten wir, daß er ein Idiot, zumindest ein Halbidiot war.

Hier lag eine Chance für uns. Ich gab ihm eine Zigarette und redete ihn mit Cavalheiro an.

Vier oder fünf Schwarze und ein Haufen Kinder, die mit Petroleumfunzeln aus einer der Hütten traten, umringten uns und begannen ein langes, halbunterdrücktes Palaver mit unserm Neger und dem Mulatten, an dem sich Becker, fand ich, hätte lebhafter beteiligen dürfen; er war aber nach einer Weile verschwunden, vermutlich um sich etwas zum Trinken zu verschaffen.

Nach einer Weile wandte sich der Mulatte an uns: „Bem, treten Sie ein; man wird Ihnen einiges zeigen.“

Wir traten in eine der Hütten, deren Wände aus festem Lehmwurf über Reisergittern bestanden; eine steinalte weißhaarige Schwarze, die Pfeife im Mund, zeigte uns ein Madonnenfigürchen mit barbarischem Glasschmuck und einige Amulette aus Stoffetzen, Haar und Kräutern, und murmelte dazu unverständliche Erklärungen. Ich wußte, daß die Jungfrau Maria in großzügiger Weise ins Pantheon des Wudu aufgenommen worden ist, und

wollte mehr sehen. Die Alte klappte aber den Deckel der Truhe, aus der sie die Sachen hervorgekramt hatte, entschieden zu, und der Mulatte stellte sich zwischen sie und uns und erklärte in einigermaßen unverschämtem Ton:

„Das ist alles. Sie haben nun die Reliquien gesehen; gehen wir.“ — Und da man unsern Unwillen wohl vorausgesehen hatte, krenzte man, gewissermaßen als Versöhnungstrank, ganz ausgezeichneten Kaffee.

Lenhardt stippte den Finger in die schwarze Brühe und deklamierte gefühlvoll: „Café nao — sangue, beber sangue!“ — Er wolle keinen Kaffee, Blut wolle er trinken.

Die Leute lachten gutmütig, und nur der Mulatte bemerkte etwas Bissiges; ich hatte das Gefühl, daß, wenn wir allein mit den Leuten wären, wir viel mehr erreichen würden.

„Dansa Congo“, sagte Lenhardt und ahmte virtuos die Bewegungen des Bauchtanzes nach, der übrigens beim Wudu auch von Männern ausgeführt wird. Die Leute, weit entfernt davon, sich zu ärgern, wie ich gefürchtet hatte, lachten, und die weißhaarige Alte ließ sich dazu herbei, uns einen Teller mit fettem, unheimlich schwerem Kuchen zu bringen.

Becker trat zu uns, leise aufstoßend. — „Nun, habt ihr alles gesehen?“

Wir machten kein Hehl aus unserer Enttäuschung; aber er zuckte nur die Achsel. — „Gehen wir?“ meinte er, ließ sich dann aber in eine geflüsterte Unterhaltung mit einem halbwüchsigen Mädels mit schönen steilen Brüsten ein.

„Gehen wir“, drängte der Mulatte; der Schwarze, der uns herbegleitet hatte, hielt sich zurück und benahm sich ganz als Calvalheiro.

Lenhardt wünschte vorher auszutreten. Ich riet ihm, hinter die Hütten zu gehen und es dort zu erledigen.

„Wohin?“ fragte der Mulatte scharf, als er ihn hinausgehen sah.

„Austreten!“ antwortete ich ebenso unverschämt und brauchte das anstößige portugiesische Wort dafür, das ich mittlerweile gelernt hatte.

Becker beendete sein Zwiegespräch und trat ebenfalls hinaus; nun

hatte der Mulatte irgendein Anliegen bei dem Mädchen, und sie steckten die Köpfe zusammen. Ich benutzte den Augenblick, da die Aufsicht erlahmte, um mit dem blöden Jüngling hinauszuschlüpfen. Die ganze Rodung lag im grellen Licht des Mondes, sehnüchtig blickte ich über die Hütten, die uns verschlossen blieben, und deren eine das Humfort sein mußte. Irgendwo rieselte es; ich dachte: Lenhardt.

Ich steckte dem Blöden einen Zehn-Milreis-Schein zu. — „Welche Tiere schlachtet Ihr?“ fragte ich rasch, „ovelhas?“

„Sim.“

„Cabras?“

„Sim.“

„Vaccas?“

Er dachte nach und suchte in seinem morschen Gedächtnis.

„Sim, Senhor, manchmal auch vaccas.“

Ich setzte zur letzten Frage an; das Herz klopfte mir in der Kehle.

„Und cabras sem cornos — Ziegen ohne Hörner?“

Der Blöde zögerte. Anscheinend verstand er nicht gleich.

Lenhardt trat zu uns, sich umständlich knöpfend. „Cabras sem cornos?“ wiederholte er drohend, instinktiv das Richtige tuend.

Das Gesicht des Blöden verfiel, es wurde aschgrau, die Augen quollen und der Kiefer hing herab. — „Ay, Senhor, sim“, ächzte er, kaum verständlich, „einmal, einmal wurde auch eine Ziege ohne Hörner geopfert.“

Das genügte mir. Der Mulatte stand neben mir und stieß mich geradezu von der Rodung hinunter in den Wald. „Gehen wir, gehen, gehen!“ befahl er. Wir stolperten durch den Wald.

„Ich habe was ganz Ulkiges gesehen“, berichtete Lenhardt, mit mir Schritt haltend, „als ich eben austrat: die Hütte, deren Fuß ich bewässerte, war inwendig mit Wandgemälden verziert; ich habe durch eines der Fenster geguckt, und der Mond schien gerade so schön herein —“

„Die größte der Hütten“, fragte ich, „die zuhinterst lag?“

„Sim; die andern schienen bewohnt zu sein, und da genierte ich mich begreiflicher Weise. Zudem hätte mir der Verputz leid getan.“

„Was sahen Sie da?“

„Ich sah — ich half mit dem Benzinfeuerzeug nach — die lebensgroßen Bilder eines Mannes, der eine Pfeife rauchte, eines schwarzen Generals in einer blutbesudelten Uniform und eines Mannes, der ein Boot — so ein Balsa-Floß, wissen Sie — in der Hand hielt. Rundum nichts als Schlangen, gemalte.“

Ich erkannte in der Schilderung Papa Legba, den Wächter des Wuduparadieses, den Kriegsgott Ugun Badagry und den Herrn des Meeres und Beschützer der Seefahrer, dessen Name mir entfallen ist.

„Sie sind“, sagte ich daher, „das einzige Mitglied unsrer Zwei-Mann-Expedition, das einen Blick ins Humfort geworfen hat. — Ich wäre fähig, nochmal umzukehren — —“

Kaum hatte ich gesprochen, da hörten wir vom Gehöft her den Blöden furchtbar aufheulen, immer und immer wieder; offenbar wurde er windelweich geprügelt, mit dem Knüppel durch die Gegend gejagt.

„Mein Gott, was hat denn der verbrochen?“ meinte Lenhardt und zog schmerzhaft die Schultern hoch.

„Kommen Sie.“ — Wir erreichten den Wagen, und ich ließ den Motor an. Becker und der Neger stießen zu uns. Der Mulatte blieb aus. Wir fuhren, der Schwarze steuerte; ich war froh, denn Becker hatte zuviel Hundertteile Alkohol im Blut.

Am Lacerda-Fahrstuhl verabschiedeten wir uns. Becker schlief halb, und der Neger versprach, ihn nach Haus zu bringen.

„Was ist übrigens eine Ziege ohne Hörner?“ fragte Lenhardt, „ich bin in der Zoologie nicht ganz firm und hielt lange das Schaf für die Frau vom Ziegenbock.“

„Eine Ziege ohne Hörner, mein Lieber, ist im Slang des Wudu ein Mensch.“

Farbiger Abschied

Die letzten Stunden in Bahia — Nacht, und das Thermometer auf der Praça Conselho Municipal zeigt rund vierzig Grad — bald wird das Schiff abgehen, das nicht eher hält, als bis es uns im Winter

der nördlichen Halbkugel absetzt. Wir hatten im Kasino Tabaris gespielt, Hillern beim Roulette zum Aufpassen, Lenhardt beim Croupier zum Nachzählen der Gewinne, so daß ich mich ganz dem System und seiner erfolgreichen Anwendung weihen konnte. Selten habe ich so viele finstere Gestalten und Gaunergesichter beisammen gesehen wie im Casino von Bahia; als wir hereinkamen, war an den Tischen gerade tote Saison, und das Spielchen wurde unter Zuhilfenahme einiger berufsmäßiger Schlepper und Spieler eigens für uns aufgelegt, die man für wohlhabende Ausländer hielt.

Als sich mein System trotz allem durchsetzte und ich die gewonnenen Chips an der Kasse wechselte, hing es nur an einem Haar, daß man uns mit unsrer Beute ziehen ließ; aber Hillern macht einen sehr massiven Eindruck, und wir zwei andern hätten den Gewinn auch mit Zähnen und Fingernägeln verteidigt.

Wir waren froh, als wir draußen standen.

Wir nahmen ein großartiges Abendbrot von acht Gängen ein und ließen uns zum elegantesten Tanzlokal fahren. Als wir ausstiegen, war es wieder das Kasino Tabaris.

Nun gut, wir bestellten Gim tonico und tanzten.

„Sie heißen nicht zufällig Enriqueta, Senhorita?“

„Nein, Senhor.“ — Oder aber, sie hieß Enriqueta, jedoch nicht Soares.

Wir hatten noch zwei Stunden vor uns.

„Enriqueta?“

„Nao, Suzy. — Ist das nicht ein viel schönerer Name?“

„Sim, aber — —“

„Aber? Wieso aber?“ Sie stellte mich hin und stemmte die Fäuste in die Taille.

„Gib ihr Soares!“ rief Hillern herüber.

Wir ließen uns zum unordentlichsten Tanzlokal fahren. Der Fahrer lachte, kniff mit der Rechten das linke Ohr. Der Gim hatte uns wohlgetan, wir sangen „Gänsekeulen, die vor dem Fenster heulen“. Lenhardt machte einen Sambatrompeter so täuschend nach, daß der Fahrer vor Lachen das Rad losließ. — Der Wagen steuerte sich irgendwie von selbst.

Heiß ging die Luft im trüb beleuchteten Saal mit der grellen

Wandbemalung und den grelleren Mädchen, die ganz offenbar nur nebenamtlich tanzten.

Wir wagten die Biergläser nicht mit den Lippen zu berühren.

„Heißt du etwa Henriqueta?“

„Nao, Concepção.“

„O Gott!“

„Henriqueta?“

„Nao, Désirée. Und du, mein Kleiner, wie heißt du?“

„Ich? — Nick Carter.“

„Ah — haha! Den Scherz darfst du bei uns nicht machen. Wir kennen Nick Carter; das ist ein Detektiv.“

„Du kannst also lesen, Dési.“

„Keine Spur; aber wir haben eine, die ist einmal hereingefallen auf einen, der sich Nick Carter nannte.“

„Lenhardt! Hillern! Kommt her, wir haben sie.“

„Ihr habt eine, Dési? Wo ist sie?“

„Wir hatten eine; sie ist hier herausgeflogen, so vor vier Wochen, fünf Wochen. Eine aus Para; die sind alle so wild.“

„Und wo ist sie jetzt?“

„Jetzt? — In der Rua Mont'Averne, was sollte sie sonst machen.“

„Rua Mont'Averne, was ist das für eine Straße?“

„Frag nicht so dumm.“

Wir hatten Mühe, einen Taxameter zu finden. Es ging im Zickzack durch finstere Gassen, es ging bergab.

Die Bai lag unter uns wie eine riesige Platte von poliertem Blei.

An den Fenstern saßen Mädchen bei Lampenlicht.

„Mont'Averne, Senhores.“

Wir stiegen aus und fragten uns durch. Es roch fürchterlich aus den Häusern, bei denen der Mond zur einen Seite herein, zur andern heraus leuchtete. Immer wieder sah man die bleierne Bai.

„Wer fragt da nach Henriqueta Soares“, hörten wir von einem Fenster, „ihr?“

„Sind Sie Henriqueta Soares?“

„Ja, ich hieß mal so.“ Sie rülpste, indem sie sich weit aus dem Fenster neigte und mit den Fingern in Lenhardts Locken fuhr. Sie konnte vor Alkohol kaum sehen.

„Come in, boys.“

„Sind Sie — Sind Sie von Para, Senhora?“ fragte ich.

„Sag du zu mir; ja, woher weißt du?“

Das Gesicht zeigte noch einen Schatten ehemaliger Reinheit und Schönheit, aber es war völlig verwüstet, und die Figur, die ich über die Fensterbank sah, wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, war aus den Fugen geraten; sie trug nur ein schamloses grellrosa Hemd.

„Ich muß mich immerzu schütteln“, machte Lenhardt, die Zähne aufeinandergebissen.

„Ich — ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen — von Joao.“

Hillern, der zurückgeblieben war, um den Fahrer zu entlohnen, trat eben zu uns und zog mich am Ellbogen. — „Mensch, machen Sie keinen Quatsch, kommen Sie weg.“

„Joao wer?“ fragte das Ding im rosa Hemd.

„Kommen Sie“, drängte Hillern, „machen Sie hier nicht den Nick Carter.“

Wir erreichten den Wagen, der noch hielt. Der Fahrer nickte zufrieden, als wir eilig hineinstolperten; er hatte es sich gedacht.

„Nick Carter?“ schrie es aus dem Dunkel, „hallo, du, du, Nick Carter — wer sagte denn Nick Carter — —“ Etwas kam die Gasse heraufgelaufen, mit nackten Beinen und im rosa Hemd. „Joao!“

Der Wagen fuhr davon.

„Wohin nun, Senhores?“

„Zum Hafen. Deutsches Schiff.“

„Sim“

„Halt, vorher noch irgendwo anhalten; wir trinken einen Caxassa.“

Wir tranken zwei oder vier, atemlos, wie gehetzt. Ich erstand eine Flasche von dem Schnaps, Lenhardt eine Flasche Gin.

An Deck des Schiffes spielte schon die Kapelle; drunten auf dem Kai hatte sich ein mitternächtlicher Jahrmarkt aufgetan, Hunderte von Schwarzen boten den Passagieren bemalte Tonkrüge, Indianerschnitzereien, Decken, Hängematten, Ananas, Bananen, Tabak, Vögel, Schlangen und Raubtiere an. Man feilschte, man kreischte, alles schien mehr oder weniger betrunken.

Wir setzten uns ins Schreibzimmer, den einzigen Raum, in dem keine Musik, kein Radio, kein Grammophon spielte.

„Steward, drei Wassergläser. Nein, nur Wassergläser. Ohne Wasser.“ — Den Korkenzieher hatte Lenhardt am Taschenmesser.

Hillern gurgelte mit dem Cachassa und wusch sich dann damit die Hände.

„Pfui Deibel nochmal!“

Lenhardt hatte neben dem Taschenmesser eine ausgequetschte Tube erwischt — und roch hingebungsvoll daran. Ich machte Notizen auf Radiogrammformulare, rasch, ehe das Gedächtnis versagte. — „Strikteste Neutralität wahren beim Schreiben über Brasilien“, schrieb ich, „es gibt keine besseren und keine schlechteren Länder, nur andere.“

Die Sirene des Dampfers brüllte zum erstenmal. Mit einem hysterischen Schrei steigerte sich das Stimmengedudel unten am Kai.

Hillern öffnete umständlich mit Lenhardts Korkenzieher die Flasche Gin. Lenhardt sog wie gelähmt ausschließlich an der Tube.

„Hier steht Old Ton Gim auf der Pulle“, machte Hillern, „es gibt oben in USA den Old Tom Gin, den haben sie in Brasilien nachgemacht und dabei das Etikett verkehrt gedruckt — weil sie dachten: Gim und Tonic. — Gim comico, haha.“

Er probierte davon. — „Ist aber nicht schlecht. Alles in diesem Land ist nicht schlecht. Kommen Sie, Lenhardt, trinken Sie was, statt an dieser Brillantinetube zu riechen.“

„Laßt mich, laßt mir das. Es ist alles, was mir blieb, außer der Erinnerung.“ — Er umklammerte das Tubenwrack mit den Fäusten. „Ich habe doch ein Abenteuer gehabt, das mir so teuer war — das Abenteuer — daß ich es für mich behielt.“

Hillern knipste die Lampen des Schreibraums aus, der Mond schien herein, und an der Decke des Zimmers funkelte der Widerschein von seiner Spiegelung auf dem Wasser. Die Sirene brüllte zum zweitenmal.

„Wußtet Ihr, daß Rio mehr Lichtstrom verbraucht als das viermal größere New York? — Ich muß das hier wieder einsparen. Was Rio ausgibt, angibt — —“

„Lassen Sie Lenhardt erzählen. Es drängt ihn.“

„Ich habe doch ein Mädchen kennengelernt, bei einer deutschen Familie, eine Kreolin, eine Schönheit, die Schönste von allen. Sie hat mir erlaubt, sie vor dem Fenster zu besuchen. Es war vergittert, natürlich.“

„Unnatürlich.“

„Und da — ich habe ihr nur durchs Haar streichen dürfen, das schwarze, üppige, lockige, das sie mit Öl eingerieben hatte, wie all die Mädchen hier. Aber welches Öl war es und welcher betörender Duft; den ganzen Tag hatte ich ihn nachher noch an den Fingerspitzen. Ich wagte mich nicht zu waschen.“

Hillern hingegen noch zufrieden an seinen caxaßduftenden Händen. „Na und?“

„Ich fragte sie: Was ist das für ein Duft? Ein indianisches Rezept? Ein Urwaldparfüm?“

„Guarana!“

„Sie sagte: Es ist aus einer Tube; es ist etwas Fremdes. — Ja, natürlich etwas ganz, ganz Fremdes, sagte ich, kannst du mir nicht etwas davon geben, Liebes, damit ich an dich denken kann, wenn ich in der Fremde daran rieche? — Sie sagte: Ich wage nicht, es jetzt zu holen; ich könnte die Eltern wecken; aber morgen gebe ich dir die Tube mit allem, was noch darin ist; es heißt ganz fremd: Bekressesvara oder so ähnlich, ich behalte es nicht auswendig. — Ein Indiewort sicher, sagte ich, Tupy-Guarany. — Oder heißt es Bikressewssar, sagte sie. — Küß mich, sagte ich, küß mich durchs Gitter; wenn du Bikressewssar sagst und man deine Zähne sieht, ist dein Mund unwiderstehlich. Darf ich dich küssen? — O nein, sagte sie, ich könnte dann wünschen, das Gitter wäre nicht da! — Am andern Tag — heute, Senhores, heute, wo das Schiff geht — steckte sie mir die Tube zu; ich roch daran — Bekressesvara! — es war zu dunkel zum Lesen. Den Schuh durfte ich ihr küssen — der Rock raschelte dabei —, dann kamen die Eltern. Ich habe erst später einen Blick auf die Tube werfen können; da ist sie.“ Er warf sie uns herüber.

„Birkenwasser“ stand drauf und: Leipzig-Gohlis.

Die Sirene heulte zum dritten- und letztenmal. Die Maschinen

begannen zu mahlen, Caxassa und Old Ton Gim hüpften in den Wassergläsern.

Adeus, adeus, o Brasil, adeus a Brasileira, adeus Enriqueta; wir würden an Joao wortbrüchig werden und ihm nicht schreiben.

„Meinetwegen soll er uns für flatterhafte Touristen halten“, meinte Hillern, „ich werde es mit der Würde des alten Alkoholikers zu tragen wissen.“

Wir rannten an die Reling, weil der Kai sich vom Schiffe löste und Brasilien uns davonlief.

„Glauben Sie, daß Sie es wiedersehen werden?“

„Nein, ich fahre in jedes Land nur einmal. Die Welt ist zu bunt und zu groß; ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich ein Land ausgelassen hätte.“

„Schrecklich. Auch für das Land.“

„Kommen Sie lieber herein, trinken; ich kann mich nicht weg-fahren sehen.“

Die Dünung des Atlantik nahm uns auf.

Lenhardt hatte eine Wäscherechnung der Bordwäscherei zu fassen gekriegt; sie war über einen Meter lang — in Deutsch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch — man konnte es mit der Angst kriegen, wenn man sie präsentiert bekam.

„Lätzchen heißt zum Beispiel Baberos, Babadores, Bibs“, deklamierte Lenhardt, „ich finde, das gibt einen hübschen Weinchor; weinen wir ihn zusammen: Baberos, Babadores, Bibs.“

Wir weinten eins. — Der brasilianische Lotse ging von Bord; der Maschinentelegraph klingelte: Volle Fahrt. Die Lichter von Bahia blinkten im nächtlichen Dunst, langsam und sicher sah man den beleuchteten Kasten des Lacerda-Fahrstuhls in die Höhe klimmen.

Ich notierte krampfhaft auf die Rückseite der Bibs-Rechnung: „Nicht in den Fehler verfallen, zu glauben, alles Technische, was in Brasilien funktioniert, sei von Fremden — den Amerikanern, Deutschen, Engländern — geschaffen. In Rio steht beispielsweise der Aquädukt, der 1750 gebaut wurde, als in Mitteleuropa Roßbach, Leuthen und Kunersdorf noch nicht geschlagen waren; die moderne Wasserleitung machte ihn unbrauchbar, aber als man 1896 den Bonds, die Straßenbahn, nach Santa Thereza und Sil-

vestre baute, konnte man ihn, der Bogen von siebzehn Meter Höhe hat, unbedenklich als Viadukt benutzen. Herrliche Aussicht vom fahrenden Bonds auf die Stadt, besonders nachts.“

Punkt sechs Uhr dämmerte es; ein heißer blutroter Morgen. Dicht neben dem Schiff glitt eine Balsa vorbei, aus vier, fünf zusammengebundenen Stämmen des federleichten Balsaholzes. Drei schlanke, halbnackte Kerle standen drauf — hundertfünfzig Kilometer vom Land — zeigten die weißen Gebisse und winkten gelassen.

Das kühne Brasilien grüßte zum Abschied; die Wellen überspülten das ganze Floß, das knapp fünf Meter lang war; aber die Männer waren ja barfuß. — Die Balsa ist eine bewundernswerte Schöpfung, so einfach wie nur denkbar, dabei von höchster Leistungsfähigkeit; die brasilianischen Fischer legen Tagereisen darauf zurück, auf einem Bein balancierend, in ein Tau gekrallt; es ist eine Art Einrad des Meeres, etwas für Virtuosen.

Ich notierte auf die Rückseite einer Wiegekarte, die verriet, daß ich acht Pfund abgenommen hatte:

„Heute zollen wir dem Lande Brasilien vielleicht ein wenig mehr Bewunderung als der Nation; doch in wenigen Jahren wird es anders sein; die Völker werden Gelegenheit haben, die Nation Brasilien zu bewundern und — wohl auch zu fürchten.“

Die entschwundenen acht Pfund ließen mich ans Frühstück denken; auf dem Umweg über das hintere Ladendeck gewann ich den Speisesaal; Federvieh gackerte und Kühe muhten, ja Kühe muhten in Verschlägen auf dem Hinterdeck.

„Seit wann nehmt ihr denn lebendes Vieh auf die Reise?“ fragte ich den Steward, „ich denke, alles, selbst das Vanilleeis, wird fertig in Hamburg übernommen — für hin und zurück.“

„Das schon, Herr Doktor; das Viehzeug gehört auch gar nicht uns, sondern den argentinischen Herrschaften, den Großhacien-deros und Gefrierfleischkönigen, die in Buenos Aires einstiegen; die essen nur ihr eigenes Geflügel und trinken Milch nur von ihren eigenen Kühen. Na, den Köchen kann das Gottlieb Schulze sein.“

„Wieso?“

„Nun, weil sie sowieso Hühner aus den Schiffsbeständen nehmen und den argentinischen Herrschaften statt der eigenen unter-schieben. Wenn sie das nicht täten, würden die Herrschaften behaupten, die Viecher wären zäh, nicht zu essen; der Koch stähle die mitgebrachten Tiere und gäbe ihnen dafür Gefriergeflügel zu essen. — Bemerkenswerte Leute sind die Argentinier, Herr.“

„Also das nächstemal nach Argentinien.“



INHALT

ERSTER TEIL IN DEN RACHEN EINES ERDTEILS

	Seite
„Südamerika, 20 Minuten Aufenthalt!“	8
Paraiten oder Parasiten?	20
Das Arbusen-Rätsel	29
Hora de arte im Grande Hotel do Para	37
Nick Carters kleine Urwaldliebe	46
Haltet den Gummidieb!	57
Belliansta, eine Art Urwaldmärchen	63
Himmel, das labile Bild!	70
Zwischenspiel: Urwaldlatein	76

ZWEITER TEIL RIO, DIE SCHÖNSTE VON ALLEN

Ein wahr gewordener Traum	83
Die Kunst, in der Nacht bei Tage Geld zu verdienen	92
Von Früchtchen und verbotenen Früchten	99
Der Carioca kann keinen Walzer spielen	109
Baden auf der Mondsichel	129
Kleine Reise von Müller nach Meyer	132
Ein Baum, der den König beschämt	141
Zwischenspiel: Cavalheiros	143

DRITTER TEIL KAFFEE UND WOLKENKRATZER

„Das bißchen Regen“ — in Santos	151
Stadt der Arbeit: Sao Paulo	168
Der Schlangengärtner harkt	182
Der Ausreißer	186
Interviews	197
Besuch im ‚O Diario‘	199
Zwischenspiel: Villa Heimweh, Dois Irmaos	200

VIERTER TEIL
IN DER PROVINZ

	Seite
Abenteuer im Sambatak	207
Blut der Landschaft — und ein Glas Genipapo	219
Im Dschungel der Mißverständnisse	230
„Ich hab' mein Herz in Bahia verloren“	235
Schwarze Köpfe, schwarze Bohnen	239
Da, wo es am schwärzesten ist	245
Farbiger Abschied	253

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	Gegenüber Seite
Wasser aus dem Amazonas	3
Die Küche des Amazonas-Siedlers	14
Bei senkrechter Sonne — Wäsche horizontal	14
Der Kolonist	15
. . . und seine erste Nahrung: Mamaos	15
Am Amazonas: Urwald ohne Ende	48
Im Einbaum zum Markt	48
Wer sitzt da in der Palmblatthütte?	49
. . . der Seringeiro, ein Gummijäger	49
Frisch aus dem Urwald: Ein Zwergameisenbär	64
Morgensuppe: $\frac{1}{2}$ Dtzd. Schildkröten	65
„Kleine Riesenschlange gefällig?“	65
ER segnet Rio bei Tag und Nacht	96
Stelldichein in Copacabana	97
Im Badetrikot durch Rio	97
Schöne Kinder, schöner Strand	112
Das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend	113
Zuckerrohrbar	128
Denkmal des unbekanntenen Zeitungsjungen	128
Reise von Müller	129
. . . nach Meyer	129
Nachts in Rio	144

	Gegenüber Seite
Im Klosterbus zur Klosterschule	145
Das ganze Institut trägt „Schotten“	145
Straßenbahn fährt „man“ außen	160
Krebse ißt „man“ mit dem Hammer	160
Politik: Integralisten-Versammlung	161
Wirtschaft: Kaffeebörse in Santos	161
Sao Paulo: Die Wolkenkratzer wachsen	176
... aber die Kathedrale blieb unfertig	176
Der Polizist, der darüber wacht	177
... daß dies Glücksspiel nicht gespielt wird	177
Bahianer Hahnenkampf	224
Ducken und Fintieren	224
Black	225
and White	225
Auf dem Wasser zu Hause	240
Im Wasser zu Hause	240
Palmen winken Lebewohl. Bai von Bahia	241



21957